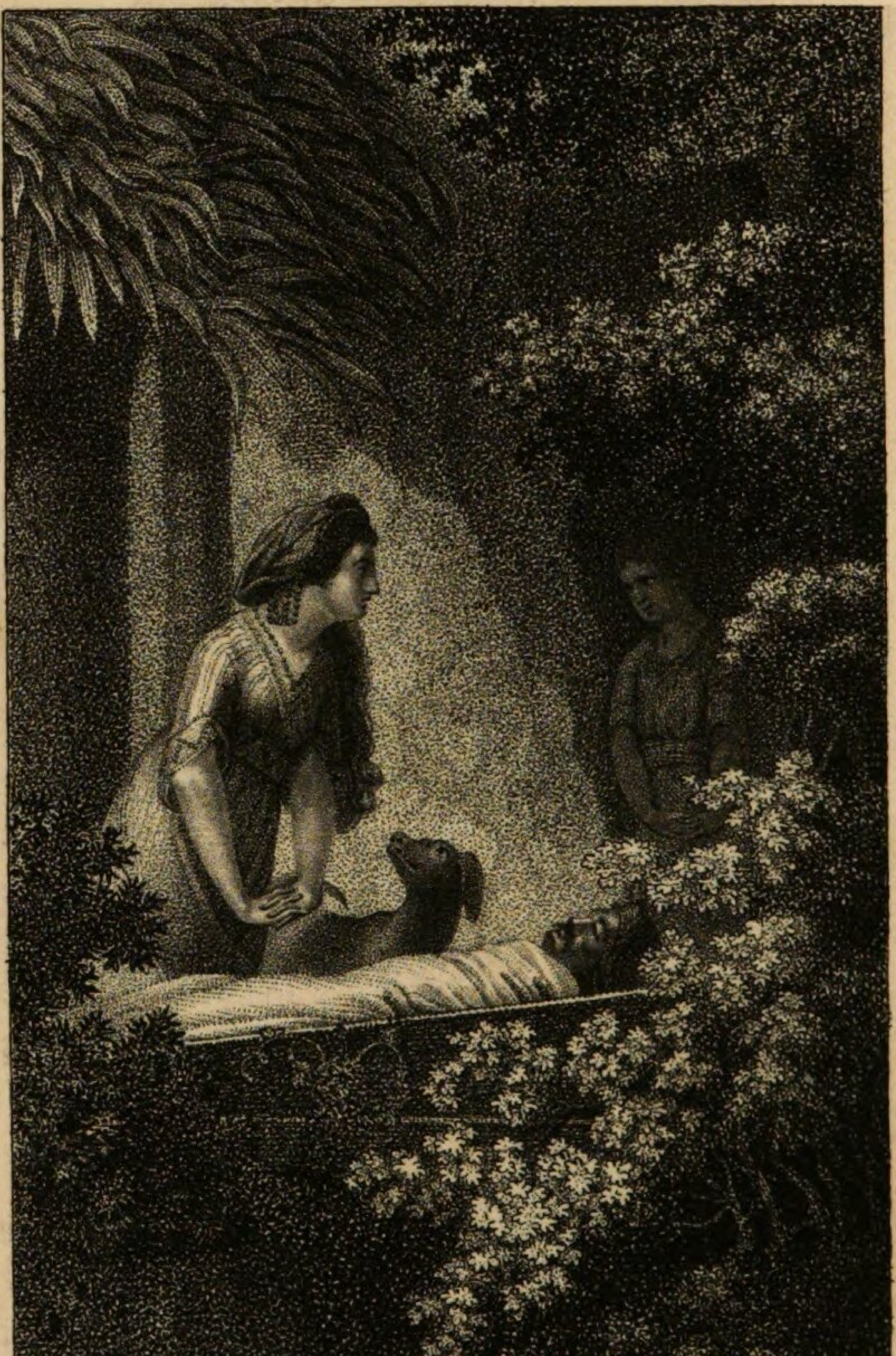
Sch. Bl. deutscher. p. 575:

P O germ. 1174 g
(2

Ficke

Köhling

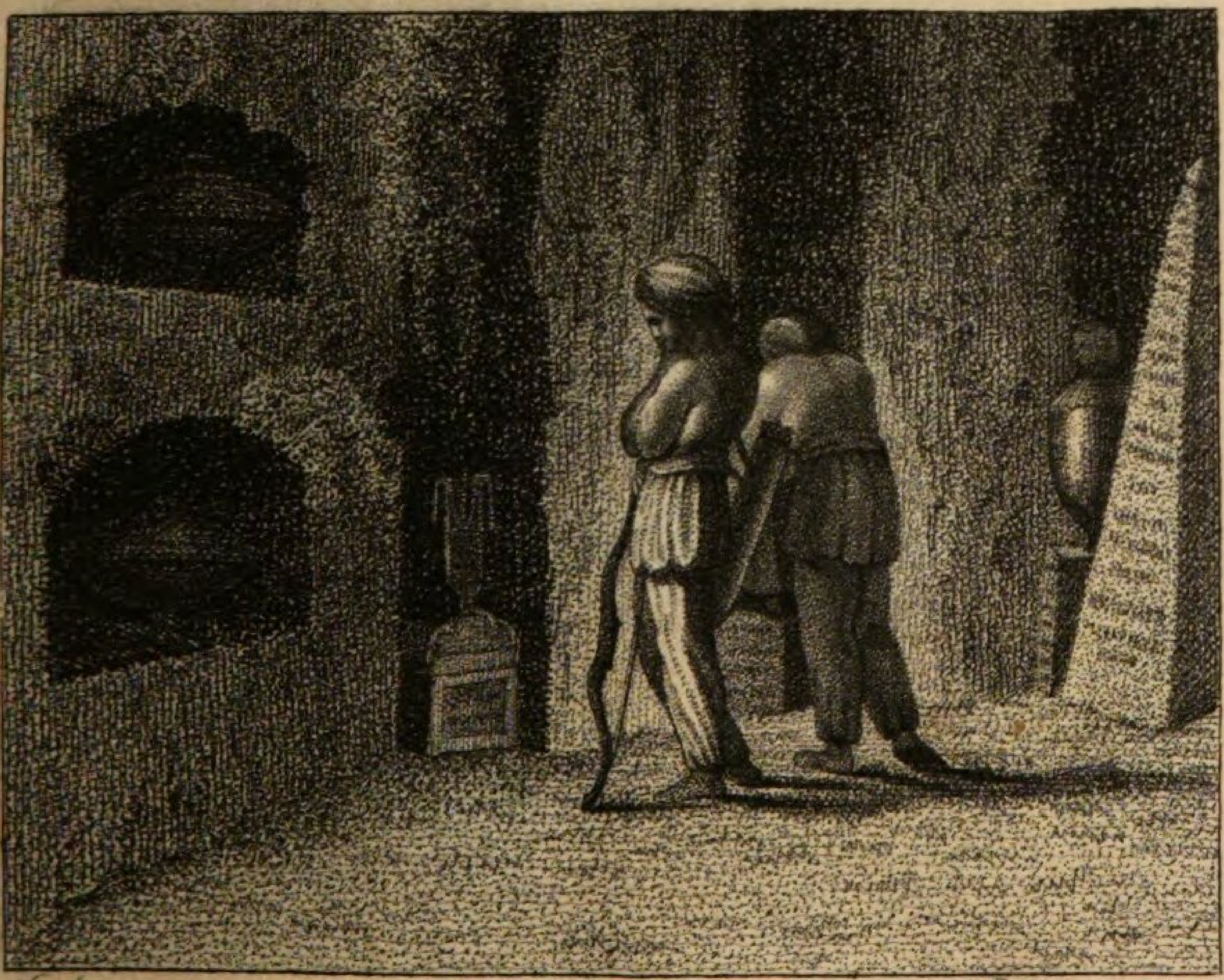


Schnorr. del.   Böttger. Dresdens. Sc. Lipsiae.

Sesostris Pharao von Mizraim

Eine Geschichte der Urwelt.

Zweiter Theil.



S. d. B. S.

Bremen
bey Friedrich Wilmans.
1797

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sesostris,
Pharao von Mizraim.

Eine Geschichte der Urwelt.

Zweiter Band.

Osiris war nun schon beinahe neun Jahre abwesend. Nie beunruhigte ihn das Schicksal seines Vaterlandes. Er wähnte die Regierung sichern Händen anvertraut zu haben. Seine Gemahlin, eben so klug als mächtig, sein Freund Toûth, eben so erfahren als einsichtsvoll, sollten das Wohl des Landes besorgen. Ihnen waren getreue und weise Unterbeamten zugeordnet. Und was von diesen nicht zu erwarten war, das hoffte Osiris von einem Bruder zu erhalten, der ihm Bildung und Erziehung zu verdanken hatte. Sein Volk durchgehends unter Begünstigung solcher Menschen nach seinem entworfenen Plane bey seiner Wiederkehr beglückt zu finden, war bisher immer das Ziel seiner heißesten Wünsche. Aber auf einmahl mußte er diese Hoffnung schwinden sehen, wurde er plötzlich aus der sorglosen Ruhe wegen seines Vaterlandes durch die Donnerworte der Eilboten

aufgeschreckt: was du so mühsam aufgebaut hast, sucht dein eigener Bruder zu zerstören.

„Mein Bruder! Mächtiger Jao, ist das möglich! Ein Bruder, mir sonst so gleich an Gesinnung, so ähnlich im Denken, so zuvorkommend allen meinen Wünschen, so ein warmer Verehrer, Vertheidiger und Beförderer meiner Plane, will meinen Untergang, will das Verderben meines Volks! — Schon längst dacht' ich mir die möglichsten Fälle, die meine Anstalten zernichten könnten, und suchte ihnen entgegen zu arbeiten. Dieser lag außer meinem Gesichtskreis. Was unter einem Herzen erzielt und erwärmt wurde, was eine Brust ernährt hatte, dacht' ich, könnte sich nicht hassen! Nun will man mich vom Gegentheil zu überzeugen suchen. Ich muß hin, muß selbst hören, selbst Augenzeuge davon werden.“

Solche und ähnliche Klagen führte Osiris zur nächtlichen Weile. Am folgenden Morgen begab er sich zu Schiffe. Wir wollen, indeß seine Flotte die Meere durchschneidet, ihm in Gedanken nach Mizraim zuvorkommen und uns mit

den Auftritten, die ihn zur Abreise aufforderten, einstweilen bekannt machen.

Osiris schien die Nachricht, welche man ihm von seinem Bruder hinterbrachte, zu bezweifeln; und, die Sache genau erwogen, so empört sich auch jedes Menschengefühl bey einem solchen Gedanken; indeß war es nur allzugewiß. Typhon, so hieß der Unmensch, o daß er der einzige gewesen wäre, dessen Name auf die Art gebrandmarkt würde! von dem die Rede ist, brütete während der Abwesenheit seines ältern Bruders über gefährlichen Anschlägen. Schon längst hatte derselbe es ungern gesehen, daß alle Welt den Osiris und seine Gemahlinn als allgemeine Wohlthäter des Menschengeschlechts verehrte. Zwar war auch er seinem Bruder Dank schuldig; denn Osiris hatte ihn erzogen, war ihm mit brüderlicher Liebe zugethan und hatte ihn sogar zum Aufseher des Volks neben Isis und Thoûth bey seiner Abreise bestellt. Sein Loos dünkte ihn anfangs selbst beneidenswerth. Er lebte auch Jahrelang zufrieden und ohne nach einem andern Glück zu geizen als nach dem, das ihm das Be-

wußtseyn seiner Treue, Liebe und Ergebenheit gegen einen zärtlichen Bruder und die redliche Erfüllung seiner Pflichten verschaffte. Späterhin war es ihm gleichgültig, zuletzt, es ist ungewiß, ob eigener Hang oder irgend ein treuloser Rathgeber ihn dazu verleitete, wollte er unumschränkter Herr seyn. Er entfernte sich deswegen aus der Gegend, wo Isis ihre Wohnung hatte, zog weiter nach dem untern Theile von Mizraim und suchte sich einen Anhang unter dem Volke zu verschaffen. Weil er vorgab, daß sein Bruder todt sey und Isis und Thoüth nur darauf bedacht wären, die Menschen als Leibeigne zu behandeln, so war es ihm leicht in kurzer Zeit zu seinem Zweck zu gelangen. Mehrere Tausend, denen Trägheit und gänzliche Zwanglosigkeit lieber waren, als ein durch Thätigkeit errungenes wahrhaft glückliches Leben, schlugen sich zu ihm. Mit diesen streifte er in dem Lande umher und machte sich Herr von mehrern angebauten Gegenden. Die Bewohner zwang er, entweder davon zu laufen oder sich ihm zu unterwerfen. Die meisten wählten das Letzte, und ehe Isis gehörige Gegenanstalten treffen konnte; so hatte er schon die Befehlshaber des

gangen Untertheils von Mizraim erschlagen und von ihren Wohnungen Besitz genommen.

Osiris irrte indeß an unbekannten Küsten umher. Verborgene Klippen und Sandbänke machten zuerst seine Fahrt unsicher, und bald wurde seine Flotte ein Spiel der Winde und Meereswogen. Ein Schiff nach dem andern sank unter. Die übrigen konnten die Menschen nicht alle fassen. Osiris sah sich deswegen genöthigt auszusteigen und mit seiner Mannschaft einen Weg zu Lande zu suchen.

In der Nachbarschaft von der See war die Reise für Leute, welche schon gelernt hatten, wie man steile Felsen und hohe Berge ersteigen müsse, noch erträglich; je tiefer man aber ins Land kam desto beschwerlicher wurde sie. Dort hatte man doch noch Berge und Thäler zu durchreisen, die mit fruchtbaren Bäumen bewachsen und mit Quellen und mancherley genießbaren Kräutern reichlich versehen waren; man fand noch Thiere, die man erlegen und genießen konnte, auch war das Klima noch günstig genug, um sonstige Unfälle, die einem nothwendiger Weise auf einer Reise in ei=

nem unbekannten und von Menschen entblößtem Lande aufstoßen müssen, zu überwiegen; allein jemehr sie sich von der See entfernten desto größer wurden die Mühseligkeiten, desto schrecklicher die Leben und Gesundheit drohenden Gefahren, mit den sie zu kämpfen hatten.

In Lybiens Sandwüste stieg ihr Elend auf den höchsten Grad. Umsonst sieht sich daselbst der Wanderer, seinen brennenden Durst zu löschen, nach einer reinen Quelle, umsonst nach einer grünen, schmackhaften Pflanze um. Bitteres, mit grünem Moose bedecktes und von Fäulniß übel riechendes Sumpfwasser und dürre Dorngesträuche ist alles, was man hier findet. Kein Vogel wagt's die heiße Luft zu durchstreichen; außer giftigen Fliegen findet man keine Thiere. Oede und wüst ist die ganze Gegend. Vergebens sieht man sich nach einem Boden um, wo man sicher fußen könnte. Hier bedeckt Staub und Sand Schuhtief die ungeheure Fläche; diese machen das Gehen um so beschwerlicher, je mehr sie festen Tritten zu weichen und je unausstehlicher sie wegen immerwährender Sonnenhitze zu brennen pflegen. Dort stößt man auf Ebnen, die ganz mit kleinen, schnee-

weißen, plattrunden Kieselsteinchen bedeckt sind; diese verursachen den bloßen Füßen so brennende Schmerzen, wie Feuerfunken und die von denselben zurück prallenden Sonnenstralen blenden und brennen das Gesicht so sehr, daß man es zu verlieren glaubt. In andern Ebnen haben die Winde *im röthlichen* Sande Furchen gezogen, auf deren erhabenen Theilen einige dürre Pflanzen wachsen. Wenn die scharfen Kieselsteine die Füße nicht zerfleischen, so thun es die Dornen, fast die einzigen Pflanzen, die hier wachsen. Dann giebt es wieder Ebnen, in welchen weder Winde wehen noch Thau oder Regen fällt. Hier findet man nicht die geringste Abwechselung, keine Pflanze, weder Vogel noch irgend ein Insect ist zu finden. Eine tiefe, grausenvolle Stille herrscht rings herum. Der Horizont ist immer mit einem röthlichen Dunst umzogen, als wenn es rings herum brennte und dieß der Widerschein wäre. Keine Luft führt Kühlung herzu. Erhebt sich ja zuweilen ein kleines Lüftchen, so fühlt der Reisende gleich eine außerordentliche Müdigkeit; seine Lippen springen auf, seine Haut vertrocknet, und am ganzen Körper brechen lauter kleine Hitzblat-

tern aus, die ein sehr empfindliches und schmerzhaftes Brennen verursachen.

Wie viele andre Uebel sich noch hierzu gesellen und wie viele Gefahren man in dieser ungeheuren Wüste zu bestehen habe, könnt ihr leicht denken, wenn ihr bemerken wollt, daß all das Ungemach, das dem Osiris und seinem Heere bey dem Zuge aus Indien nach Europa hin begegnete, gegen das, was er jetzt erdulden mußte, wahre Kleinigkeit war. Und wie wenig ihr an meiner Behauptung zu zweifeln Ursache habt, werden auch diejenigen sagen können, die es wagten, bey unserer Reise hierher einen Streifzug durch das Gebirge nach dieser Wüste hin zu machen.

Rhamses und seine Kameraden, die diesen Zug unternommen hatten, erzählten hierauf, was ihnen begegnet war, erwähnten der Art, wie sie sich vor den heißen Windstößen zu schützen suchten, schilderten die schrecklichen Wirkungen des giftigen Samum und bestätigten so die Aussage ihres Lehrers, der dann in seiner Erzählung fortfuhr.

Schon wollten die Gefährten des Osiris verzweifeln; ihre Wasserschläuche waren geleert, ih-

re Kräfte erschöpft und noch konnte ihnen keine Aussicht eine Gelegenheit zeigen, wo ihre Schläuche gefüllt, ihre Kräfte gestärkt, ihre Lebensgeister erweckt würden. Doch nun änderte sich schnell die Scene; die Lüfte führten stärkende Kühlung zu, mehrere Vögel von unbekannter Art ließen sich sehen; die Nacht ward jetzt frischer und der Thau fiel so häufig, daß man ihn auf den fast nackenden Leibern mit vollen Händen zusammenstreichen und aus den Kleidern winden und damit den brennenden Durst löschen konnte.

Gewissermaßen dadurch, als durch eine gute Vorbedeutung neu belebt, bothen sie noch ihre letzte Kraft auf und beschleunigten ihre Schritte. Und kaum hatten sie nach der Nacht, wo ihnen der Thau Erquickung verschaffte, noch eine halbe Tagereise vollendet, so, es wäre schwer zu glauben, hätten es nicht redliche Augenzeugen in neuern Zeiten bestätigt, befanden sie sich in der anmuthigsten Gegend, die man sich denken kann. Die Erde war fruchtbar; hohe Bäume gewährten einen längst erwünschten wohlthätigen Schatten und trugen Datteln und Oliven; ein lachendes Grün ergötzte das Auge, so wie die Gesänge der

Vögel das Ohr, und Blumen der seltensten Art verbreiteten labende Wohlgerüche. Luft und Himmel bezeigten sich nicht weniger günstig; von der Sonne waren keine versengende Stralen, unter Begünstigung des Mondes keine bösen Nebel zu befürchten; die Nacht hatte so wie der Tag, der Abend wie der Morgen, ein jeder Theil des Tages seine eignen Reitze.

Schon der bloße Anblick goß unsern Wanderern neues Feuer durch Nerv und Adern; der Genuß machte sie wonnetrunken. Noch hatten sie aber keine menschliche Spur, kein vierfüßiges Thier entdeckt, und lange suchten sie vergebens nach einer Quelle, die doch ihrer Meynung nach hier unstreitig zu finden seyn müßte. Endlich wurde Osiris einen Widder gewahr, der sich in dichtes Gesträuch vor ihm zu verbergen schien. Er verfolgte seine Tritte und fand eine Heerde dieser Thiere, welche um die Mündung eines Baches, der zu einer klaren Quelle führte, in zwey langen Reihen graseten. Es läßt sich leicht denken, mit welcher Freude die Gefährten des Osiris diese Nachricht werden aufgenommen haben. Voll Verwunderung und Erstaunen fielen

mehrere, die sich besonders durch Murren und Empörungen gegen ihn vergangen hatten, vor ihm nieder und bathen um Verzeihung wegen des Vergangenen. Sie glaubten nunmehr von ihm daß er unter dem besondern Schutze irgend einer wohlthätigen Gottheit stehe, wo nicht gar eine Art höhern Wesens selbst sey. Der Heerführer, gleich groß in Gefahren und im Verzeihen, ermahnte sie aufzustehen und ihren Durst, jedoch anfangs nur in schwachen Zügen, zu stillen. Darauf wurden zwey Tage Rasttag verstattet.

Osiris untersuchte mittlerweilen die Gegend. Er fand mehrere Quellen, die sich in schmalen Rinnen durch den Wald ergossen und die Fruchtbarkeit und Anmuth der Gegend ungemein erhöhten. Eine vorzüglich große Naturseltenheit schien ihm aber diejenige Quelle zu seyn, die er zuletzt mitten in einem kleinen Gehölze entdeckte. Weil sie an einem gutgelegenen Orte hervorsprudelte, so schlug er hier seine Lagerstätte auf und hatte also Gelegenheit ihre besondere Eigenschaften zu entdecken. Sie hat aber das Besondere, daß sie in ihrer Temperatur größere Verschiedenheit hat, als irgend eine andere, die man kennt. Sie ist nehmlich be-

Sonnenaufgang temperirt, des Mittags, wenn die äußere Hitze am heftigsten ist, sehr kalt, gegen Abend warm, zur Mitternacht sehr heiß und des Morgens wieder temperirt. Diese Phänomene werden uns weniger außerordentlich scheinen, wenn wir bedenken, daß eine tiefliegende Quelle zu allen Jahreszeiten eine mittlere Temperatur behalten muß; und so litt in der That die Atmosphäre die Veränderung, und mit ihr die Körper derer, welche die Beobachtungen anstellten.

Den Umfang der Oasis schätzte Osiris auf vierzig bis funfzig Stadien. Sie war mit verschiedenen Arten von Obstbäumen bepflanzt, unter denen der Palmen und Oelbäume schon erwähnt wurde. Ihre Früchte gaben ein herrliches Labsal für unsere müden Wanderer ab, so wie nicht weniger das Fleisch einiger Widder, die sie fingen und schlachteten, für Gesunde und Entkräftete gleich heilsam war.

Am dritten Tage nach der Ankunft geschah der Befehl zum Aufbruch. Aber nur mit Mühe waren die Gefährten des Osiris zur Abreise zu bewegen. Die herrliche Gegend, die sie verlassen

sollten, und der furchtbare Gedanke an die Sandwüste, die sie noch, wer wußte wie lang und weit, zu durchwaden hatten, verursachte, daß sie ungern dem Befehl ihres Anführers folgten. Doch bequemten sie sich, als dieser ihnen vorgestellt hatte: wie grausam man mit den Ihrigen zu Hause verfahren würde und wie nothwendig also seine und ihre baldige Ankunft wäre. Aber mit Thränen in den Augen verließen sie diese Gegend. Die Erzählung davon war noch lange nachher die interessanteste Unterhaltung im vertrauten Zirkel zur Ruhestunde. Ihre Enkel suchten sie späterhin wieder auf, bauten an der Stelle, wo ihre Väter so wunderbar waren erhalten worden, einen Tempel, stellten ein menschenähnliches Bild mit einem Widderkopf, zum Andenken des Osiris und des Widders, die die Quelle zeigten, darin auf, und waren überhaupt für die Gegend so eingenommen, daß mehrere darunter sich daselbst niederließen. Sie erhielten wegen dieser Begebenheit den Namen Ammoniter. Als sie aber in der Folge sich in mehrere Völkerstämme, die zum Theil ein höchst elendes Leben führen, theilten, so wurde es vergessen, daß sie ihre Abkunft durch eine Kolonie

von hieraus ableiteten, und man hatte nicht selten Raub und Mord von ihnen zu befürchten.

Doch wieder auf Osiris und seine Gefährten zu kommen, so traten diese zwar gestärkt und erquickt und mit reichlichem Wasser beladen ihre Reise an, allein es währte nicht lange, so litten sie wieder auf eben die Art und noch weit mehr als vorher. Sie hatten abermals eine große Sandwüste zu durchreisen, wo sie nichts als stachlige Disteln und hie und da einzelne Gesträuche und Bäume sahen. Nach zwölf Tagen erreichten sie endlich eine zweyte und größere Oasis. Hier wurde nur ein Rasttag verstattet. Man wußte, daß man dem Vaterlande nahe war, und wollte daher keine Zeit versäumen, ihm zu Hülfe zu kommen. Am sechsten Tage darauf langte Osiris zur Freude aller Redlichgesinnten bey seiner Gemahlinn an. Die Unruhen waren indeß aufs höchste gestiegen. Aber nun kam neuer Muth über alle; es belebte sie die Hoffnung, daß man nun mit vereinigten Kräften Ruhe und Friede bald wieder herstellen könne.

Isis mit ihren Getreuen hatte zwar schon eine Armee ausgeschickt, die den Räubereien der

Auf-

Aufrührer Einhalt thun sollte, aber damit war noch wenig ausgerichtet, oft Uebel ärger gemacht. Das Heer glich einem Körper ohne Seele: es fehlten ihm weise Befehlshaber. Die Klage des friedliebenden Unterthan war daher über beyde, über Feind und Freund, gleich groß. Denn nicht selten sog der Freund während eines langwierigen Aufenthalts da das Mark aus den Knochen, wo der Feind nur im Vorübereilen einen Anbiß gethan hatte, und oft ließ jener einen weiten Raum nur schwach besetzen, damit dieser um so leichter einfallen, nach Gefallen rauben und brandschatzen, und dann mit dem Beschützer des Vaterlandes, wie verabredet, theilen konnte.

Osiris glaubte daher, daß es nothwendig sey, seine Leute selbst anzuführen. Zwar war es ihm ein unausstehlicher Gedanke, dieses gegen seinen Bruder thun zu müssen; jedoch beflügelte die Hoffnung: daß vielleicht durch seine Gegenwart die Sache durch einen gütigen Vergleich könnte beygelegt werden, seine Schritte so, daß er den Typhon erreichte, ehe sich der noch einmal träumen konnte, daß er schon abgereist wäre. Er ließ sogleich seinem Bruder Vorstellungen machen und

verlangte eine geheime Unterredung. Allein er fand kein Gehör, und es kam daher in der Gegend, wo jetzt Memphis steht, zum Treffen.

Zwar verbreitete anfangs das Gerücht von der Gegenwart des Osiris einigen Schrecken im feindlichen Heere, weil aber Typhon seinen Leuten betheuerte: daß sein Bruder schon längst todt sey und der feindliche Anführer ein Mensch seyn müsse, der sich fälschlich für ihn ausgäbe, so drangen diese um so hitziger ein; zumal da sich ihr Befehlshaber noch erboten hatte, diesen Betrüger mit eigener Hand zu erlegen. Aber, vielleicht daß höhere Beschlüsse es ihm verwehrten, diese grausame, unmenschliche That selbst zu vollziehen! Kaum hatte Osiris den Seinigen den Befehl ertheilt: muthig und standhaft zu fechten, jedoch daß sie seines Bruders schonen und ihn, wenn es seyn könnte, lebendig fangen möchten, so fiel er, wahrscheinlich durch die Hand eines Meuchelmörders, gleich bei dem Anfange des Gefechtes verwundet nieder.

Solchen Ausgang nimmt's Menschenwerk! — O gutes, irre geleitetes Volk; — meine Plane! —

stammelte er mit matter Stimme im Fallen, und wurde dann von seinen Getreuen aus dem Treffen getragen.

So bald das Heer seinen Anführer vermißte, zog es sich unordentlich zurück und überließ dem Feinde das Schlachtfeld.

Osiris, den man indeß in eine entlegene Fischerhütte gebracht hatte, wünschte seinen Sohn Orus zu sprechen. Ehe aber derselbe ankam, starb er an seinen Wunden. — Seine Grabstätte habt ihr gesehen.

Es läßt sich leicht denken, wie Isis die Nachricht von dem Tode ihres Mannes werde aufgenommen haben. Sie folgte auf die kaum genossene Freude des Wiedersehens zu schnell, als daß sie sie nicht heftig erschüttern sollte. Inzwischen gehörte sie zu den Edeln ihres Geschlechts, die die Schläge des Schicksals zwar fühlen und gewaltsamer Trennung liebender Gegenständen ihre Thränen nicht versagen können, die aber der Schmerz nicht unthätig macht, noch zu unnützen Klagen hinreißt.

Sobald sie die traurige Kunde vernommen hatte, begab sie sich in die Einsamkeit und beweinte ihren Verlust im Stillen. Zugleich aber faßte sie auch geheime Anschläge, wie sie den Tod ihres Mannes rächen und Ruhe und Ordnung im Lande wieder herstellen könnte.

Am dritten Tage warf sie sich in männliche Rüstung, nahm Schild und Schwert ihres Mannes und führte selbst ein ansehnliches Heer an. Ihren Sohn Orus hatte sie schon voraus geschickt, um theils die zerstreuten Truppen zu sammlen, theils neue zu werben. Nach wenigen Tagen stießen sie zusammen, und, was soll ich länger bey einzelnen Umständen mich verweilen? die Sache änderte sich schnell; in einem Treffen bey Antäa wurde Typhon mit seinem Anhang erschlagen und der Friede erfochten.

Isis regierte noch lange nachher mit großer Klugheit und Gerechtigkeit. Sie erhielt nicht nur alles, was ihr Gemahl erobert hatte, sondern sie erweiterte auch alle von ihm entworfene Plane und führte sie zum Besten ihres Volkes aus. Ihre Unterthanen lernten auch immer mehr einsehen,

wie viel die bürgerliche Verfassung, wozu Osiris und Isis den Grund gelegt hatten, vor dem Stande der Wildheit voraus hatte, und liebten die Isis um so mehr. Sie hieß die allgemeine Mutter. Die Ehrfurcht, die man ihr erzeigte, gränzte nahe an diejenige, die die Menschen sonst nur dem Urgeiste zu erzeigen sich verbunden fühlen.

Eben so wurden Osiris Verdienste aufgesucht, und ihm ein Denkmahl in den Herzen der Menschen errichtet, das beredter und dauerhafter ist, als der Marmor, worauf ihr seine Thaten gelesen habt. Sein Andenken wird im Segen bleiben, wenn der Stein, der seine Leiche deckt, längst modern wird. Dem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan. Die Geschichte hält den verdienten Lotuskranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte.

Isis entschlief in hohem Alter. Der Tag ihres Todes war ein tiefer Trauertag für ganz Mizraim. Nach ihrem Befehle wurde sie neben ihrem Gemahl begraben, und der dankbare Nachkomme setzte ihr ein ähnliches Denkmahl.

Ihr Sohn Orus, der ihr in der Regierung folgte, verband mit dem edelsten Herzen alle die vortrefflichen Eigenschaften, die erfordert werden, wenn man als Regent Völkerglück und Vervollkommung des Werks der Vorfahren bezwecken will. Zwar hatte er anfangs noch den weisen Thoûth zum Rathgeber; doch zeigte es sich bald, daß er sich nicht blindlings leiten ließ, sondern selbst dachte, prüfte und wählte, was am dienlichsten war. Denn Thoûth, eingedenk des Versprechens, das er dem Osiris gethan hatte, reiste bald darauf nach der Insel Isis, ordnete daselbst nach der Vorschrift Priester und Volkslehrer an, schrieb ihnen Gesetze vor, erklärte ihnen den Geist der gefundenen Schrift, gab weitläuftige Kommentare darüber heraus, und verewigte so das Werk und seinen Namen. Noch heutiges Tages haben seine Gesetze die höchste Autorität bey unsern Reichsgerichten, und aus seiner Schule kommen und gingen alle die Weisen, die der Zeitgenosse geliebt hat, der Enkel verehren, die Folgewelt anstaunen wird.

So lange Orus lebte, hatte Mizraim Frieden. Er baute und verschönerte die Städte, brachte viele fremde Güter ins Land, unterstützte

Künstler und Handwerker, beförderte Ackerbau und Viehzucht, veredelte die Produkte, brachte Ordnung und regen Fleiß in den Gang der Geschäfte, war Freund der Gelehrten und Beförderer nützlicher Wissenschaften. Er starb allgemein bedauert. Nach seinem Tode erlangte er göttliche Ehre, und so glaubte man in der Folge, daß er der Letzte unter den Unsterblichen gewesen wäre, die auf Erden regiert hätten. Indeß mögen wir es immer wissen: daß sein Körper verwesete; sein Geist lebt, und lange noch werden das zu Siene ihm errichtete Epitaphium und das von ihm erbaute Kunstwerk, der Flußmesser, sprechende Beweise seiner Weisheit und seiner Güte seyn.

Bisher, geliebten Jünglinge, fuhr in einer der folgenden Stunden der Geschichtforscher in seiner Erzählung fort, habe ich euch mit der Geschichte der ersten Beherrscher unseres Vaterlandes bekannt zu machen gesucht. Um euch indeß keine Sage als Wahrheit zu verkaufen, muß ich gestehen, daß ich diese Geschichte so vorgetragen habe, wie sie insgemein angegeben und geglaubt

wird. Diese Aeußerung aber kann schon hinlänglich seyn, einigen Verdacht gegen ihre Wahrhaftigkeit bey euch zu erwecken. Und ich muß bekennen, daß ich aus keiner andern Ursache euch darauf aufmerksam machte, als daß ihr Anstand nehmen möchtet, meinem Vortrage über die Urgeschichte unsers Vaterlandes sogleich vollen, unbedingten Glauben beyzumessen.

Der Anfang einer jeden Volksgeschichte ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Insgemein fehlten Sprache und Schrift oder doch wenigstens die Kunst eine oder die andere zu gebrauchen. Indeß hörte man mit Vergnügen die Erzählung von den Thaten der Vorfahren, und der war in der Gesellschaft der beliebteste, der am meisten davon sprechen konnte; mehr noch gefiel der, welcher sie besingen konnte. Diese mündliche Ueberlieferungen pflanzten sich schnell fort, und waren so lange als Urkunden zu betrachten, bis ein Mann, dem Sprache und Schrift zu Gebothe stand, sich daran wagte und sie entweder in heiliger oder profaner Schrift der Nachwelt überlieferte Wie naturgetreu er das thun konnte, sagt uns ein Blick auf den ersten Anfang seines

Werks. Er will die älteste Geschichte seines Vaterlandes entwerfen; er muß sich also nach Quellen umsehen. Welche sind die? Volkssagen, Mythen, Traditionen, hier und da ein Stein, ein Gebäude, eine Wasserleitung, auch wohl ein Grabhügel oder gewisse Stufen in moralischer oder politischer Hinsicht. Das sie nicht alle gleichen Werth haben, muß ihm die erste Vergleichung sagen; daß keine rein und lauter fließt, zeigt der Geschmack an. Er forscht, denkt, prüft, wägt ab, zergliedert alles; aber dunkel wird es ihm vor den Augen. Er befindet sich in einem Chaos, das keine magische Kraft ordnen, keine Flammenwelt erleuchten kann. Unmöglich wird es ihm die Wahrheit so rein und nackt zu enthüllen, als er selbst gern wünschte. Und doch will er sein Vorhaben nicht aufgeben. Er erwählt einen von beyden Auswegen. Entweder er stellt die Sagen alle, so viel er vorfinden konnte, getreu neben einander oder sucht sie seinem Geschmacke nach in eins zu bringen, oder seinem bey der Geschichte sich gedachten Princip unterzuordnen, und arbeitet sich glücklich durch. Aber auch zum Vortheile der Nachkommen? Allerdings auch

so fern sie mit dem Geschichtschreiber gleichen Geschmack haben; ist es ihnen aber um reine Wahrheit zu thun, so fürchte ich, sie suchen auf beyden Wegen vergeblich.

Mit der Geschichte des Osiris, der Isis, des Typhon und des Orus sieht es nicht anders aus. Zwar sind die Traditionen in Hinsicht des Theiles von Osiris Geschichte, den ich euch vorgetragen habe, noch so ziemlich übereinstimmend. Fragt man aber nach Herkunft, Vaterland, Geburtsstätte und der Art seines Todes, so weichen sie bald mehr bald weniger von einander ab, und ihre Angabe ist so beschaffen, daß man nicht mehr weiß, ob man Götter oder Menschen, eine Fabel oder eine Geschichte vor sich hat. Ja, die Sache genau erwogen, kann man dem Dichter seinen Beyfall nicht versagen, wenn er singt: so wie die Erde aus den Elementen, der Sphinx aus den mächtigsten Thieren zusammengesetzt sind, so machten die mächtigsten Könige das Phantom, Osiris, aus, aber Menes war das vorzüglichste Original davon. Dem sey, wie ihm wolle. Die Geschichte so wie ich sie euch erzählte, scheint mir am wahrscheinlichsten, wenigstens zu meinem

Princip am passendsten zu seyn. Daß sie es euch auch so sey, bezweifle ich nicht; aber ich würde auch nicht zürnen, wenn ich wirklich wüßte, daß es nicht so wäre. Euch zum Selbstdenken anzuführen, war unsere Vorschrift. Und wie konnte dieser besser nachgelebt werden, als wenn man euch *einen* Gegenstand von allen Seiten betrachten lehrte. Auch die Geschichte ist ein solcher Gegenstand, und darf von der Regel keine Ausnahme machen. Auch hier ist es erlaubt nach Grundsätzen zu prüfen, zu verwerfen, zu wählen und zu ordnen. Und damit es euch an Stof zu der Kritik der Urgeschichte unsers Vaterlandes nicht fehlen möge, so will ich noch, ehe von den folgenden Königen die Rede ist, das Merkwürdigste aus andern Ueberlieferungen, so abentheuerlich sie auch klingen mögen, ausheben.

Osiris und Isis machten sich, wie wir gehört haben, auf vielerley Art um ihr Vaterland verdient. Dies erwarb ihnen die Achtung und Bewunderung der Nachkommen. Durch Ueberlieferung wurde indeß die Sache unendlich vergrößert und eben dadurch für den gemeinen Menschenverstand entstellt. Dieser konnte mit seinen Begriffen nicht mehr auslange

und unvermögend das Wahre vom Falschen zu sichten, sah er nun nicht mehr Menschen sondern übernatürliche Wesen vor sich. Diese mußten nun auch einen übernatürlichen Ursprung haben. Daher die Abstammung von Göttern. Aber so ist es durchgehends. Da wo Thaten nicht anders als durch mündliche Traditionen konnten fortgepflanzt werden, mußten sie sich nothwendig mit der Zeit verfälschen, größer oder kleiner werden, je nachdem sie Einfluß auf die folgenden Zeiten hatten, oder je nachdem die Erzähler sie entweder wegen Beschränktheit ihres Geistes von ferne anstaunten, oder auch ähnliche und sogar größere zu unternehmen, sich weise und mächtig genug dachten. Bey der Geschichte unsres Vaterlandes findet der erste Fall statt.

Hephästus, der geglaubte Schöpfer der Welt, sagen einige, habe Mizraim sehr lange Zeit beherrscht; der jedoch schon von einigen Priestern für einen bloßen Menschen sey gehalten worden, welcher wegen des Nutzens, den er durch Unterhaltung des Blitzfeuers, das einen Baum entzündet hatte, dem menschlichen Geschlechte verschaffte, die Herrschaft erlangt habe und erster

König gewesen sey. Nach diesem soll Helios, dann Kronos und so mehrere Götter nach einander regiert haben. Der letzte von allen soll Orus gewesen seyn.

Andere hingegen geben vor: Osiris und Isis seyen Kinder des Kronos und der Thea gewesen; welcher Meynung jedoch von Einigen widersprochen wird, die sie nicht zu Kinder sondern zu Enkel machen und den Ammon und die Here für ihre Eltern angeben.

Noch andre behaupten gar, als sey dieß würdige Paar im Ehebruch erzielt worden, und das Wunderbare zu häufen, sey die Mutter, Thea, von Helios verwünscht worden in keinem Monate des Jahrs, entbunden zu werden. Thoúth auch ein Verehrer und Günstling der Mutter habe aber diese Göttinn durch seine bekannte Verschlagenheit gegen die Wirkungen des Helios sicher zu stellen gewußt. Er spielte nemlich eines Tages mit Selene in Würfeln. Der Preis war der zwey und siebenzigste Theil eines jeden Tages im Jahr. Thoúth gewann, und machte sich seines Gewinnstes so zu nutz, daß er fünf Tage daraus zusam-

mensetzte und sie zu den drey hundert und sechzig Tagen, welche damahls die zwölf Monate ausmachten, worin das Jahr bestand, hinzuthat. Und diese fünf Tage habe man nachher als die Geburtstage von folgenden Gottheiten gefeyert.

Am ersten Tage sey Osiris geboren worden. Schon bey seiner Geburt sey er für den Herrn der Welt erklärt worden. Eine Jungfrau, Namens Pamyles, giebt man vor, habe, als sie aus Ammons Tempel zu Diospoli gegangen sey, um Wasser zu schöpfen, eine laute Stimme gehört, welche ihr befohlen habe, der Welt bekannt zu machen: daß der große und gutthätige König Osiris geboren sey, und daß sie ihn ernähren und erziehen sollte. Der Dritte sey des Typhons Geburtstag gewesen. Schon das Außerordentliche seiner Geburt, denn er soll nicht auf dem natürlichen Wege angekommen, sondern aus der Mutter Seite hervorgesprungen seyn, erregte allgemeine Besorgniß wegen eines Unglücks, das diese Gottheit dereinst verursachen werde. Sein Geburtstag ward daher zum allgemeinen Fasttag bestimmt, wo selbst die Könige alle Geschäfte beyseite setzen und weder essen noch trinken sollten.

Am vierten Tage darauf sey Isis und am fünften Nepthe geboren worden. In der Folge heurathete Letztere den Typhon, Isis aber den Osiris, und so beginnt nachher eine Erzählung, die mit derjenigen ziemlich übereinkommt, welche ich von den Thaten des Osiris gemacht habe.

Eben so auffallend, ja noch verwirrter ist die Angabe von dem Tode des Osiris. Typhon, behauptet man, suchte sich während der Abwesenheit seines Bruders einen Anhang unter dem Volk zu verschaffen. Vierzehen, nach andern sechs und zwanzig Männer, welche alle großes Ansehen hatten, waren seine Mitverschworne und Theilhaber seines geheimen Planes. Einige geben so gar zu verstehen, als sey Isis, die mit Typhon bisher allzu vertraut gelebt hätte, als daß sie nicht befürchten müßte, ihr Gemahl möchte es erfahren und schwer ahnden, mit unter der Zahl der Verschwornen gewesen. Sobald nun Osiris in das Vaterland zurückgekommen wäre, hätte ihn Typhon erschlagen und seinen Körper in so viele Theile zerstückt, als er Mitschuldige hatte, damit einem jeden ein Theil hätte können zugestellt werden.

Auch findet man eine Sage auf folgende Art ausgeschmückt. Osiris kehrte, um mich der Worte der Legende zu bedienen, siegreich von seiner langen Wanderschaft nach Hause zurück. Das Gerücht von seiner Größe ging vor ihm her. Man bereitete sich deßwegen aller Orten in Mizraim gehörig vor, um ihn nach Würden zu empfangen. Es wurden Ehrenpforten erbaut, Tempel, Obelisken und Statuen aufs prächtigste aufgeputzt, und Priester und Dichter wetteiferten um sein Lob zu verherrlichen. Dieß vergrößerte den Neid und die Eifersucht des Bruders. Er eilte also seinen abscheulichen Plan schnell auszuführen.

Unter dem Scheine, als wenn auch er darauf bedacht wäre, seinen Bruder ehrenvoll zu empfangen, berief er seine Mitverschwornen zusammen. An ihrer Spitze befand sich Aso, Beherrscherinn von Aethiopien und Verlobte des Typhon. Unter lautem Jubel zog man dem Osiris entgegen. Die Brüder freuten sich endlich nach langer Abwesenheit, einander glücklich und wohl wieder zu sehen. Man umarmte, küßte sich und sagte sich tausendfache Schmeicheleyen vor. Um die Feyer des Tages zu erhöhen, wird Osiris von Typhon

zu

zu einem prächtigen Gastmahl eingeladen. Er dachte sich unter Freunden und nahm Antheil an der Freude des Hauses.

Schon waren mehrere Pokale auf die glückliche Wiederkehr des Bruders und auf das hohe Wohlergehen aller Anwesenden ausgeleert, als es dem Typhon Zeit schien, sein schwarzes Vorhaben auszuführen. Es war schon damahls Sitte, einen Sarg bey den Mahlzeiten vorzuzeigen, um die Gäste an ihre Sterblichkeit zu erinnern, und sie dadurch zu bewegen, daß sie die Schranken der Ordnung und Mäßigkeit nicht überschreiten möchten. Typhon ließ die nemliche Sitte beobachten, aber auf eine Art, wie sie mehr Aufmerksamkeit erwecken konnte. Nach einem gegebenen Zeichen traten zwölf Männer, alle prächtig gekleidet, mit einem, aus dem schönsten Marmor verfertigten und mit dem feinsten Schnitzwerk gezierten, großen Sarkophag in das hell erleuchtete Zimmer. Die Gäste sahen und bewunderten den Sarg alle; auch Osiris hatte Gefallen daran. Scherzend sagte dann Typhon zu seinen Gästen: er setze ihn aus, sie möchten darum loosen.

Wie, rief einer der Verschwornen, wenn ihn dann jemand erhielte, für den er nicht paßte, wozu würde er ihm nützen? Gefällt dir's, so, dächte ich, legen wir uns der Reihe nach hinein, und du erlaubest dann, daß ihn der, welcher ihn gerade ausfüllt, nach Hause tragen darf. Typhon hatte nichts dagegen einzuwenden, und so stieg der Ausrufer zuerst hinein, dann mehrere von der Gesellschaft, die Königin selbst nicht ausgenommen. Nach ihr legte sich Osiris in den Sarg. Dieß war kaum geschehen, so ließ Typhon den Deckel drauf legen, ihn verschließen, dann geschmolzen Blei darüber gießen, ihn so an die tanitische Mündung des Sihors bringen und ihn ins Meer werfen.

Der Vorgang ereignete sich am dreyzehnten Athyr im acht und zwanzigsten Jahre der Regierung des Osiris. Daher die jährliche Trauer in diesen Tagen und die Processionen mit einem Sarge um gedachte Mündung, und das Geheul bey dem Suchen und frohe Gejauchze beym Wiederfinden des Osiris.

Pan und die Satyrn sollen zuerst die Menschen von dieser Grausamkeit benachrichtigt und

dadurch einen solchen Schrecken unter ihnen verbreitet haben, daß man nachgehends jeden plötzlichen Schrecken einen panischen genannt hat.

Als Isis die traurige Kunde erhalten hatte, schnitte sie sich eine Haarlocke ab, legte Trauerkleider an und reiste von Koptus, wo sie sich damahls aufhielte, aus, um den Körper des Osiris aufzusuchen. Sie suchte und fragte aber lange vergeblich darnach. Endlich sollen ihr einige Kinder, die es mit ansahen, wie Typhons Freunde ihn weggebracht hatten, ihr Nachricht davon gegeben haben. Daher der Glaube vieler unserer Landsleute: daß die Kinder ein gewisses Divinationsvermögen hätten und man aus ihren Reden beym Spiele in den Tempeln Vorbedeutungen ziehen könnte.

Auf der Reise wurde ihr eine Nachricht mitgetheilt, die ihr eben so befremdend als unerwartet vorkommen mußte. Osiris, hieß es, habe mit seiner Schwester Nephthe, die er jedoch, vielleicht im Trunk, für seine Gemahlin hielt, einen Sohn gezeugt und denselben aus Furcht vor dem Typhon ausgesetzt, er selbst aber, um der Wuth seines

Bruders zu entgehen, der er jedoch zuletzt unterliegen mußte, sich flüchtig gemacht.

Isis soll darauf von Hunden an den Ort, wo der unächte Sohn lag, gebracht worden seyn. Sie nahm ihn auf und erzog ihn. Er diente ihr darauf zum beständigen Gefährten, wurde Anubis genannt, und soll nachher die Götter eben so behütet haben, als die Hunde die Menschen zu bewachen pflegen. Ihr werdet euch erinnern, was ich von ihm erzählt habe.

Isis erfuhr endlich, daß der Sarg von der See sey ausgeworfen worden, und in einem kleinen Gebüsche unweit Byblus läge, zugleich aber wurde ihr auch die Unmöglichkeit vorgestellt, denselben zu finden. Denn das Gebüsch sey zu hohen Stauden und Bäumen aufgewachsen und bedecke ihn ganz. Isis lachte und fand, wie sie voraussagte, ihn desto eher. Wie sie zum erstenmal ihre Augen drauf warf, soll sie so heftig geschrieen haben, daß der jüngste Sohn des Königs zu Byblus davon starb. Darauf soll sie mit Maneros, dem ältesten Sohne des gedachten Königs, und dem Sarge zu Schiffe gegangen seyn, und auf

ihrer Reise den Fluß Phädrus, der durch seine heftig auf sie zuströmenden Wasser sie aufzuhalten wagte, vertrocknet haben.

Eines Morgens, da sie sich allein glaubte, öffnete sie den Sarg, legte sich auf das Gesicht des Todten und badete es gleichsam mit ihren Thränen. Allein Maneros überraschte sie, und darüber soll sie so zornig geworden seyn, daß sie ihn mit ihren Blicken getödtet hätte; einige geben jedoch vor, als sey er, ihrer Wuth zu entgehen, ins Meer gesprungen. Und dieß soll der Jüngling seyn, zu dessen Andenken ein todtes Bild bey den Gastereien unserer Landsleute herum getragen und ein Trauergesang, der nach seinem Namen genennt wird, angestimmt wird. Indeß sind auch hierüber die Ueberlieferungen nicht einerley. Denn bald wird Maneros für einen Sohn eines der ersten Könige von Mizraim ausgegeben, der in der Blüthe seiner Jahre gestorben sey; bald machte man ihn zum Erben des Königs zu Byblus in Phönicien, und läßt ihn durch die Isis tödten; bald soll er der Erfinder der Musik und des gedachten ihm zu Ehren genannten Trauergesangs

gewesen seyn, das todte Bild aber, das bey den Mahlzeiten gezeigt wird, das letzte Schicksal des Osiris vorstellen.

Zu Buti versteckte Isis ihren geliebten Todten. Typhon soll ihn aber zur Nachtzeit, als er beym Mondschein jagte, gefunden, in vierzehen Theile zerstückt und hin und wieder zerstreut haben. Isis schiffte darauf in einem Bote von Papyrus über die Seen und sumpfige Gegenden, um des Osiris Glieder aufzusuchen. Daher der Glaube oder das Vorurtheil vieler unserer Landsleute, daß diejenigen, die sich in Böten von der Papierstaude aufs Wasser begäben, keine Nachstellungen von dem Champse zu befürchten hätten, weil dieses Thier entweder eine so große Ehrerbietung oder zu große Furcht vor der Göttinn habe. Wo Isis ein Glied fand, da begrub sie es auch; daher mehre Gräber des Osiris gezeigt werden.

Andere dagegen behaupten, sie habe verschiedene Abbildungen von seinem Körper gemacht, und dieselben eben so vielen Städten übergeben, auch dabey einer jeden versichert, daß sie den Körper selbst überkommen; wodurch sie die Verehrung Osiris an vielen Oertern veranstaltet und es dem

Typhon schwer gemacht, das wahre Grab zu finden, wenn er jemahls wieder die Oberhand erlangen und seinen unversöhnlichen Haß gegen den Osiris fortsetzen sollte.

Indeß giebt ein Dritter dieses auf folgende Art an. Typhon zerlegte den Körper seines Bruders *in* sechs und zwanzig Theile, und gab einem jeden Mitverschwornen einen davon, in der Absicht, sie alle dadurch der greuelhaften That in gleichem Grade theilhaftig zu machen, weil er glaubte, daß sie ihm dann desto nachdrücklicher beystehen und desto zuverläßigere Vertheidiger seiner Regierung seyn würden. Allein Isis rächte mit Hülfe des Orus den Mord, brachte den Typhon und seine Mitverschworne um und setzte sich auf den Thron Mizraims.

Nach dem Treffen fand sie alle Glieder ihres ermordeten Gemahls wieder, bis auf die wesentlichen Glieder seiner Mannheit. Weil sie aber das Grab unbekannt machen und gleichwohl von allen Einwohnern Mizraims verehren lassen wollte, so vollzog sie ihren Plan auf folgende Art. Sie ließ um jedes der Glieder ein Bild in Men-

schengestalt, in der Größe des Osiris, von Spezereien und Wachs machen. Dann ließ sie alle Priesterzünfte zu sich rufen, und beschwor sie alle, keinem das ihnen anzuvertrauende Geheimniß zu offenbaren, worauf sie jedem einzelnen besonders sagte, daß nur ihnen allein das Begräbniß anvertraut werde. Hierbey erinnerte sie sie an die Wohlthaten des Osiris, ermahnte sie seinen Körper in ihrem Tempel zu begraben, ihn als einen Gott zu verehren, und ihm das bey ihnen bekannteste Thier zu heiligen. Dieses sollten sie, so lange es lebte, so verehren, wie sie ehemahls den Osiris verehrt hätten, und wenn es stürbe, sollten sie demselben einen gleichen Leichendienst halten, als ihm.

Um aber die Priester auch durch das Privatinteresse zu erwähnten Ehrenbezeugungen zu reizen, schenkte Isis ihnen den dritten Theil des Landes, zum Behufe des Gottesdienstes. Die Priester, eingedenk der Wohlthaten des Osiris, und um sich dem Verlangen der Isis gefällig zu beweisen, zugleich aber auch durch persönliche Vortheile gereitzt, thaten alles, was Isis ihnen befohlen hatte. Daher glaubt noch bis jetzt jede

Art von Priestern, daß Osiris bey ihnen begraben sey; sie verehren die ihm anfänglich geheiligten Thiere, und wenn dieselben sterben, so erneuern sie bey dem Grabe derselben die Trauer um den Osiris. Daher entstand der sogenannte Thierdienst, der in Absicht der Verehrung der Subjecte fast so verschieden ist, als Städte in unserm Vaterlande vorhanden sind. Denn fast jede Stadt hat ein besonderes dem Osiris geheiligtes Thier. Nur die Stiere werden allgemein in unserm Vaterlande verehrt. Denn diese Thiere, spricht man, hatten den Erfinder der Getreidefrucht sowohl bey der Saat, als überhaupt bey dem ganzen Nutzen, den der Ackerbau gewährt, die vorzüglichsten Dienste geleistet.

Alle Glieder des Osiris waren also wiedergefunden und nach vorbeschriebener Art begraben werden. Nur das obenerwähnte Glied wurde nicht gefunden; denn Typhon hatte es, weil es keiner der Mitverschwornen annehmen wollte, in den Fluß geworfen und daselbst ist es von den Fischen Lepidotus, Squameus, Phagrus und Opyrinchus verzehrt worden. Ursache genug diese Fische zu verfluchen und zu hassen. Indessen führ

Isis nichts desto weniger die Verehrung dieses Gliedes ein. Denn sie ließ in allen Tempeln ein Bild davon setzen, und gab Befehl vor ihm zu opfern und seine Andacht zu verrichten.

Es ist leicht zu denken, daß nicht wenig über den wahren Begräbnißort des Osiris und der Isis gestritten wurde. Am meisten beeiferten sich die Priester zu Memphis, Philä und Nysa diese Ehre einander streitig zu machen. Die memphitischen Priester berufen sich auf eine mündliche Tradition und eine Kapelle in dem Tempelsbezirk des Hephästos, die über das Begräbniß der Vaterlands-Götter wäre erbaut worden. Die zu Philä sprechen: die Götter liegen bey uns; erst lange nach ihrem Abschiede von der Erde erhob sich der untere Theil von Mizraim aus der Tiefe; wie kann es möglich seyn, daß sie dort begraben liegen; wir selbst haben sie nicht dahin getragen, und gestohlen können sie auch nicht seyn, denn wir bewachen das Grab Tag und Nacht; und hier müssen sie begraben liegen, denn die Bewohner des diospolitanischen Gebietes kennen keinen ältern und heiligern Schwur, als den, der beym Osiris, der zu Philä liegt, geschworen

wird, und hier stehen die ältesten und ehrwürdigsten Denkmähler. Nicht doch, spricht man dagegen zu Nysa in Arabien, weder zu Memphis noch auf der Insel Philä sondern bey uns liegt Osiris begraben; hier stehen die Gedächtnißsäulen mit heiliger Inschrift. Sie sollen die nehmlichen seyn, die ihr zu Philä gesehen habt. Und setzten die Priester zu Nysa hinzu, aus keiner andern Ursache ist Osiris unter dem Namen Dionys der Nysäer bekannt, als weil er hier begraben liegt.

Die Nachrichten von den Verrichtungen der Isis nach dem Tode des Osiris sind eben so verschieden. Zuerst soll sie den Typhon erlegt und dann einen Schwur gethan haben, sich nie wieder zu verheurathen. Auch ist es Volksglaube: daß so wie sie sich während ihres Wittwenstandes als eine gerechtregierende Regentin betragen und alle Menschen in der Wohlthätigkeit weit übertroffen habe, so beweise sie sich auch noch nach erlangter Unsterblichkeit als die vorzüglichste Wohlthäterin ihres Volks. Sie finde auch jetzt noch, spricht man, viel Vergnügen an Ertheilung der heilsamen Arzneymittel, die sie erfunden habe, erscheine deswegen denen, die sie anrufen, im

Schlaf, zeige ihnen die bewährtesten Mittel für ihre Krankheit und lege hierdurch ihre würksame Gegenwart und Wohlthätigkeit gegen die Menschen, die ihrer bedürfen, offenbar an den Tag. Als Belege für diese Aussage, führt man Thatsachen an. Die ganze Welt bezeuge dieses, denn diese beeifere sich dieser Göttin aus keiner andern Ursache, als weil sie sich im Gesundmachen würksam erzeige, vorzügliche Ehre zu erweisen. Denn sie und niemand anders ist es, die unter den Namen Demeter, Thesmohphoros, Selene, Here, Ceres und vielen andern verehrt wird. Sie erscheint den Kranken im Traume und diejenigen, welche ihr gehorchen, werden auf eine wunderbare Art gesund. Viele, die von den Aerzten, wegen der Hartnäckigkeit ihrer Krankheit aufgegeben worden, wären von ihr erhalten worden; ja viele, die den Gebrauch ihrer Augen oder andrer Glieder völlig verloren gehabt, wären, wenn sie zu dieser Göttin ihre Zuflucht genommen, völlig in ihren vorigen gesunden Zustand wieder hergestellt worden. Ja durch das von ihr erfundene Unsterblichkeitspulver hätte sie ihren Sohn Orus,

* in einen Hinterhalt der Titanen gerathen

und im Wasser todt gefunden worden, nicht allein wieder aufgeweckt und ihm das Leben wieder gegeben, sondern ihn sogar der Unsterblichkeit theilhaftig gemacht. Zugleich habe sie diesen in der Kunst, das Künftige voraus zu sagen, unterrichtet, so daß er sich durch Orakel und Kuren um das menschliche Geschlecht verdient machen konnte. Weil sie ihrem Schwure getreu und Wittwe blieb, und dadurch ihre zärtliche und standhafte Liebe zu dem Osiris offenbarte, so sey ein Gesetz gegeben worden, das die Heurath zwischen Bruder und Schwester erlaubte; und aus eben derselben Quelle entspringe die Gewohnheit, die Königin dem Könige und überhaupt die Ehefrau dem Manne vorzuziehen. Dieß und noch mehreres führt man als Beweis ihrer Wohlthätigkeit und als Grund ihrer Verehrung an.

Nicht weniger widersprechend sind die Nachrichten, die man von dem letzten Schicksale des Typhons hat. Bald ist er von Orus überwunden worden, bald hat ihn Ammon durch den Blitz erschlagen und in den sirbonitischen See gestürzt, der daher den Namen der Ausdünstung des Ty=

phons erhielt; bald behauptet man: Osiris sey aus den unterirdischen Gegenden heraufgekommen, habe den Orus unterrichtet, und zum Kriege gegen den Typhon angefeuert; da denn dieser nach einem Gefechte von etlichen Tagen gefangen genommen worden. Als ihm nun Isis seine Freyheit wieder geschenkt habe, sey Orus darüber so zornig geworden, daß er ihr den königlichen Hauptschmuck vom Kopfe gerissen; wogegen ihr Toûth, der eben gegenwärtig gewesen, einen aus einem Ochsenkopfe verfertigten Helm wieder aufgesetzt. Typhon habe nachher den Krieg zweymal wieder angefangen, sey aber beydemahl überwunden worden; und weil er nicht mehr im Stande gewesen, seinen Feinden zu widerstehen und ihnen die Spitze zu bieten, so habe er sich verborgen, wie es scheint, unter dem vorhingedachten sirbonitischen See. Osiris habe indeß mit der Isis einen Sohn, Namens Harpocrates erzeugt, der aber ein schwächlicher und kränklicher Mensch gewesen, jedoch sey er unter die Götter versetzt und beschlossen worden, ihm alle Jahre am Tage des Wintersolstitiums ein Fest zu feyern und ihm und seiner Mutter Bohnen zu opfern.

Um die Materialien zur kritischen Beleuchtung euch so vollständig als möglich zu liefern, muß ich noch der Meynung derjenigen gedenken, die alles das bisher Gesagte als einen Theil einer Mythologie betrachten, worin nichts als eine emblematische Theologie eines guten und bösen Princips zu sehen wäre. Jenes sey Osiris und dieses Typhon genannt worden. Ließe man dieses als Grundbegriff gelten, so seyen alle Auftritte, die sich mit Osiris und den übrigen mythologischen Personen zugetragen hätten, leicht und natürlich zu erklären. Ich würde mich zu lange aufhalten, wenn ich die Angaben davon systematisch ordnen wollte, ich will deswegen nur einige Punkte, so wie sie mir vorkommen, euch angegeben, und es euch selbst überlassen, wie ihr sie ordnen wollt.

Wenn das Wasser, spricht man, eine Gottheit ist, die man mit einem religiösen Dienst verehrt, so ist das Meer ein Gegenstand des Hasses, dem man den verhaßten Namen Typhon gab. Man betrachtet es, als ein Uebel für die Erde, als eine Sache, die der Natur zuwider ist, und als Wirkung und Folge alles Unglücks der Welt.

Man stellt freylich auch seinetwegen Feste an, aber nicht es zu verehren, sondern im Gegentheil es zu verwünschen.

Unter dem Krieg zwischen Osiris oder Orus und dem Typhon, behaupten unsre Mythologen, werde nichts anders verstanden, als der ewige Streit zwischen Licht und Finsterniß, zwischen hellem und trüben Wetter, zwischen Trockenheit und Ueberschwemmung, zwischen Aufblühen und Verwelken und mehr dergleichen sich beständig einander entgegenlaufenden Dingen. Um die Vorstellung recht nachdrücklich zu machen, werden ungeheure Maschienen erwählt. Osiris, geben sie vor, thronte in dem Himmel, die Titanen, Menschen von ungeheuerer Größe und Stärke, sahen es ungern, sie nahmen sich daher vor, ihn vom Throne zu stoßen. Sie erstiegen daher den höchsten Berg der Erde, rissen die größten Bäume aus, brachten halbe Berge mit sich in die Höhe und schleuderten sie mit der größten Leichtigkeit nach dem Himmel. Osiris wurde bey dem Anfange des Streits stark in die Enge getrieben, zuletzt aber befreyte er sich glücklich. So wird das Factum angegeben. Aber es bedarf, spre-

chen nun unsere Erklärer, nur ein wenig gesunden Menschenverstand, so wird man eben sobald den bildlichen Sinn der Vorstellung einsehen, als es leicht war, das Falsche der Angabe zu entdecken. Die Namen der Riesen geben schon gehörige Auskunft. Sie heißen Briaree, Othus, Ephialtes, Encelade, Minas, Porphyrion und Röchus und bedeuten, verrückte Heiterkeit, zerstörte Jahrszeit, dicke Wolken, Ausreißen der Ströme, Erdbeben, Platzregen, Sturmwind. Nimmt man nun an, daß durch den Osiris gerade das Gegentheil von diesem allen angezeigt werde, so läßt es sich leicht erklären, was diese bildliche Vorstellung sagen will.

Das Meer, heißt es ferner, werde Typhon genannt. Unter der Verjagung des Typhons könne also nichts anders verstanden werden, als die Zurückziehung des Meeres in seine natürliche Gränzen; der Sieg des Orus aber zeige die freye und trockne Erde an. Eben daher müsse die Redensart erklärt werden, wenn man bey einer Sonnenfinsterniß oder bey trübem Wetter zu sagen pflege: Typhon habe eine Wunde auf das Auge des Orus versetzt oder es ihm ausgerissen.

Zwar wollte man anfangs unter der Geschichte des Osiris und des Typhon nichts anders vorstellen, als die Erscheinungen des Sihors und des vaterländischen Klima's, allein diese Absicht sey nachher entstellt worden, und daher käme es, daß der eine Theil eine Anspielung auf die Schöpfung oder Erneuerung der Erde oder eine andere sich ereignende große Revolution darin findet, wenn es ein anderer als eine Darstellung der Austrocknung des untern Theils von Mizraim, das noch lange Zeit unter Wasser gestanden, angesehen haben will.

Am schönsten ist wohl der Gedanke, sich den Osiris oder die Isis als die personificirte Natur vorzustellen, und unter dem Verschwinden, Suchen und Finden des erstern, die Bearbeitung der Erde, das Säen und Aufkeimen des Saamens sich zu denken. Jedoch galt Osiris oft nur für die personificirte Sonne. Daher denn von vielen die Sonne alle Morgen gegrüßt wird. Wie wahr das sey, soll schon sein Name andeuten, der von dem Worte Onischiri herzuleiten sey, und daher denjenigen bezeichne, der die Zeiten schaffe oder

den Grund der Zeit in sich enthalte. Isis aber galt für die Natur überhaupt. Ich will, allenfalls zur Anleitung, wie ihr diese Materien benutzen könnt, meinen Vortrag mit Erklärung des Nationalfestes, so wie es ehemals gefeyert wurde, beschließen.

Das Fest der Isis begann mit Trauer und Wehklagen. Männer, Jünglinge und Knaben zogen nach dem Meere hin. Hier beweinte man den Verlust der Isis, dann stellte man ihr zu Ehren Loblieder an, und beschloß das Fest mit der Freude über den wiedergefundenen Osiris.

Das Ganze zusammengenommen war ein majestätisches Bild des Feldbaues und des immer fortschreitenden Lebens mit seinen abwechselnden ernsten und komischen Scenen. Isis lehrte die Menschen, statt der Eicheln eine bessere Nahrung dem Boden abzugewinnen. Aber nur mit Mühe wird das Land gebaut, doch reichliche Früchte gewährt es dem Fleißigen. Jenes beschäftigte die Gedanken beym Anfang, dieses beym Ende des Festes. Man zog die Heiligkeit der körperlichen Dinge, worauf die Erhaltung des Lebens beru-

het, in Erwägung und betrachtete sie als wohlthätige Ereignisse, und nicht, wie es nun Sitte unsers verwöhnten Zeitalters ist, als etwas, das nun einmahl so seyn müßte.

Das Fest der Isis wurde indeß noch auf eine andere, verborgene Art, von Priestern, die sich durch Enthaltsamkeit dazu vorbereiten mußten, in der Nacht gefeyert. Wer dabey erschien, mußte in weiße Leinwand gekleidet seyn, und durfte sich wegen keines Todten in Trauer befinden.

Dessen ungeachtet waren es die Begriffe von Leben und Tod, die sich gerade an diesem Feste am nächsten zusammen fanden. Man feyerte die Trauer der Isis um ihren Gatten, den wohlthätigen Osiris, welcher durch Brudermord den Menschen war entrissen worden.

An einer durch den Blitz getroffenen brennenden Eiche zündete Isis ihre Fackel an, und suchte ihren ermordeten Gemahl in den verborgensten Winkeln der Erde. Sie erleuchtete die Nacht, um das Verborgene aufzudecken, und das Verlohrne und Entschwundene wieder an den Tag zu bringen.

Nachdem sie vergebens im ganzen Lande ihren verschwundenen Gemahl gesucht hatte, kam sie in dem Gebiete des Königs von Butis ermüdet an, und setzte sich jammervoll auf einem Steine nieder. Menschliches Bemühen ist in dieser schönen Dichtung mit der Macht der Gottheit verknüpft. Es ist die erhabene, alles ernährende Göttin, welche um den Verlust eines geliebten Gatten klagt.

Das Lebende suchte das Verstorbene und fand es nirgends.

Daß aber unter dem Verschwinden des Osiris der Tod sinnbildlich dargestellt wurde, sieht man nicht nur aus der Sitte bey unsern Mahlzeiten, welche ihren Ursprung daher leitet, sondern auch an den Basreliefs auf den antiken Marmorsärgen, wo der Tod des Osiris zum öftern abgebildet ist, um den Tod eines Mannes; so wie die entschlummerte Isis, um den Tod einer treuen Gattin zu bezeichnen.

Als nun Isis auf dem Steine saß, lud der König zu Butis, dessen jüngster Sohn krank lag, sie in seinen Palast ein. Sie folgte dem Könige,

und als sie in das Zimmer trat, lag der Sohn in den letzten Zügen. Die Göttin drückte ihre Lippen auf den Mund des Erblaßten, und hauchte ihm plötzlich wieder Leben ein.

Sie blieb nun in der gastfreundlichen Behausung, wohin sie, obgleich selbst in Trauer, die Freude wieder gebracht hatte. Endlich leiteten sie Hunde auf den Weg zu ihrem todten Gemahl. Ohne Mühe sollte nichts seyn. Die Menschen sinnen oft lange umsonst auf Mittel zur Erleichterung ihrer Arbeit, am Ende helfen Thiere ihnen auf.

Als sie ihren Gemahl gefunden hatte, so suchte sie ihn wieder zu erwecken; allein Maneros, der Sohn des Königs, der ihr gefolgt war, suchte sie daran zu hindern, worauf die Göttin plötzlich ihre wahre Gestalt annahm und den Widersacher mit ihren Blicken tödtete. Doch suchte sie den betrübten Vater dadurch wieder zu trösten, daß sie seinem jüngsten Sohne, dem Triptolem, den sie gesund machte, den wohlthätigen Saamen schenkte, woraus der nährende Halm erwächst, und ihm einen mit Drachen bespannten Wagen

gab, um die edeln Weizenkörner auf dem ganzen Erdboden auszustreuen.

Oft hindern Schaaren von alles zernagenden Insekten das erwünschte Aufkeimen des Saamens und nur der, der gegen sie auf seiner Huth ist, hat sich unter dem günstigen Einflusse des Himmels *eine* gesegnete Ernte zu versprechen.

Isis bewachte ihren geliebten Todten; aber Typhon raubte ihn dennoch zur Nachtzeit, und zerstückt fand sie ihn wieder. Jedes Glied formte sie zu einem ganzen Körper um und schickte sie zur Verehrung in alle Städte des Landes. Ihr aber zeigte sich Osiris in seiner wahren Gestalt.

In der Natur bleibt sich nichts gleich. Die Nacht folgt auf den Tag, der Winter auf den Sommer, der Sturm auf die Heiterkeit. Aber alles unterstützt die große Natur, die im Verborgenen an der Entwickelung und Vervielfältigung körperlicher Leben arbeitet.

Der Dienst der Isis war geheimnißvoll, und das Geheimnißvolle bey den gottesdienstlichen Gebräuchen lag vorzüglich in dem Gegensatze von

Leben und Tod, weil es wirklich in der Natur kein größeres Geheimniß giebt, als dieß.

Nun giebt es aber kein schöneres Sinnbild, keine Ereigniß in der Natur, wo Leben und Tod, Bildung und Zerstörung, dem Scheine nach, näher an einander gränzen, als da, wo das Saamenkorn dem Auge ganz verdeckt, im Schooße der Erde vergraben liegt, und gerade auf dem Punkte, wo das Leben seine Endschaft zu erreichen scheint, ein neues Leben anhebt.

Es ist die geheimnißvolle Entwickelung des Keims im Schooße der Erde, das innere heilige Leben der Natur, welches vor sterblichen Augen verborgen, alle Geschlechter und Arten in ewiger Jugend erhält und kein Stäubchen verloren gehen läßt.

Diese Idee, welche von neuen Volkspriestern so oft genutzt ist, war bey den Alten im hohen Grade lebhaft; nur gaben sie allen diesen Begriffen gern Persönlichkeit, und hüllten sie in Göttergestalten ein, worinn das Große und Erhabene von ihnen verehrt wurde, was sich die Seele selbst in ihren hellsten Momenten denkt.

Das Saamenkorn war gleichsam zum erstenmahle verschwunden; man wußte noch nicht, ob es aus dem Schooße der Erde wieder aufkeimen würde. — Typhon hatte den geliebten Gemahl der Isis geraubt, und die zärtliche Gattinn trauert um ihren Verlust. Die abgelegte Hülle verwesete zwar, doch hatte sie schon Geist und Leben, Orus und Harpokrates, hervorgebracht, die nun erst nach der Verwesung in vollem Glanze sich zeigten.

Unter Isis selbst dachte man sich etwas sehr Ehrwürdiges und Erhabenes. Man verehrte in ihr, der großen Mutter, das, was man nicht deutlich begreifen konnte; die große Erzeugungskraft, die alle Naturen bändigt, das Champse zähmt, den Schooß der Erde befruchtet, die Mutter aller Dinge, die Beherrscherin der Elemente, den Anfang aller Zeiten; die höchste Himmelsgöttinn; die Königinn der Nacht; das Urbild jeder Gottheit, welches unter mancherley Namen und Gestalten auf dem ganzen Erdkreis verehrt, und wegen der immerwährenden erzeugenden und gebärenden Kraft als die große Mutter, die Allernährerinn vorgestellt wird.

Doch anders sieht das Volk, anders der Weise.

Das Volk bringt sein Ackerumwühlendes Schwein zum Opfer und bewundert höchstens die Innschrift an des Tempelsthüre: ich bin alles was da ist, was da war, was da seyn wird, und meinen Schleyer hat kein Sterblicher aufgedeckt.

Die Geheimnisse, in welche der Weise eingeweiht ist, erheben ihn nicht nur zu einem frohern Genuß des Lebens, sondern auch zu einer bessern Hoffnung im Tode. Die Hülle der Dichtung sinkt bey ihm herab, ihm ist ein Blick auf das Wesen und die Wirklichkeit der Dinge gewährt, durch deren standhaftes Anschauen allein das Leben in sein Gleis kommt und der Tod seine Schrecken verliert.

Unter den Königen, die diesen mythologischen Personen in der Regierung folgten, verdient Menes, als der erste, der sich über Mizraim zu behaupten wußte, bemerkt zu werden. Er trug viel dazu bey, daß seinen Vorfahren göttliche Ehre erwiesen wurde, denn er rühmte ihre Verdienste,

machte aufmerksam auf ihren noch immer fortdauernden wohlthätigen Einfluß ins Menschenleben, und führte einen prächtigen und glänzenden Dienst für die Gottheit ein, ließ Tempel aufbauen und ordnete Opfer an. Unter ihm ist also schon die Allgemeinheit, aber auch der Ursprung der großen Verschiedenheit der Religiosität zu suchen.

Das Volk und einige Priester blieben nun bey dem Aeußern stehen, verlangten und verehrten Thiere und Bilder, die die ersten Beherrscher vorstellen sollten. Vergebens bemühte sich der vernünftigere Theil unter den Priestern, diese Art von Dienst zu hintertreiben; vergebens setzten die Weisen aus der Schule des Thoûth vernünftige Gründe entgegen. Der Volksglaube wurzelte wie Unkraut im geilen Boden. Und seit dieser Zeit hat man einen Volks- und einen Priesterglauben, eine profane und eine heilige Schrift, einen Gottesdienst fürs Volk und eine Anschauung für Epopten. Letztere ist in Dunkel gehüllt und wird nur denen gegeben, die sie fassen können. Es war nothwendig, wenn man auf der einen Seite reine Erkenntniß erhalten wollte, ohne be

fürchten zu müssen, daß man von der andern Seite her würde gesteinigt werden.

Der Friede, dessen sich Mizraim unter Menes Regierung zu erfreuen hatte, war wohl Ursache mit, daß unter diesem Könige Künste und Wissenschaften einen erwünschten Fortgang erhielten, und er selbst so viel zur Verschönerung des Landes beytragen konnte.

Es wurde ein gewisser Luxus an seinem Hofe eingeführt, der für die damahlige Zeiten allerdings sehr auffallend seyn mußte, der aber weiter nichts zu erkennen giebt, als daß man größern Gefallen hatte an einer bequemern Lebensweise, und die Menschen Gelegenheit suchten, ihre erfinderischen Kräfte auch in Hinsicht dieses Gegenstandes zu üben, und sich immer mehr von der vorigen halbwilden Lebensart zu entfernen. Jetzt gab's Bettstellen, Tafeln, Teppiche, kostbare Matrazen für die Reichen, niedlichere Speisen, köstlichere Getränke. Lauter Erfindungen, wesgegen kein wohlhabender Zärtling eine Verwünschung des Menes in den heiligen Büchern wird niederschreiben lassen.

Wenn einer alten Sage, vorausgesetzt, daß Osiris mit Menes einerley Person sey, Glaube beyzumessen ist, so war das ganze Land, das diospolitanische Gebiet ausgenommen, damahls nichts als lauter Morast, und zwischen dem See Möris und dem Mittelmeere kein Land zu sehen, welches sieben Tagereisen auf dem Fluß gewesen wäre.

Indeß wird ihm doch von vielen die Erbauung der Stadt Memphis zugeschrieben. Er soll sie in dem alten Bette des Flusses dessen Lauf er veränderte, angelegt haben. Um dieß zu beweisen, spricht man, habe er das Reich unter seine vier Söhne vertheilt, woraus denn vier Dynastien, nehmlich die zu Diospoli, Memphis, This und Tanis entstanden wären.

So wahrscheinlich das manchen auch scheinen mag, so ist es doch sehr zu bezweifeln und wohl beydes, die Aufbauung der Stadt Memphis und die Theilung des Reichs, einem der folgenden Könige zuzuschreiben. Indeß war es, wer es wolle: der König welcher Mizraim auf die Art theilte, hatte wohl nicht, als er dieses vornahm, auf die nachtheiligen Folgen, die daraus entstehen könn-

ten und wirklich entstanden sind, Rücksicht genommen. Er dachte wohl nicht, daß die einzelnen Theile sich unter einander selbst bekriegen und jeder nur seinen Antheil zu vergrößern suchen würde; dachte wohl nicht, daß fremde Völker um so leichter einfallen und bald diese bald jene Dynastie beunruhigen oder sich unterwürfig machen könnten, ohne daß die benachbarte Dynastie sich geneigt fühlte, Hülfe zu leisten, und gegen einen allgemeinen Feind des Landes gemeinschaftlich zu agiren.

Die Hauptdynastie, von der die übrigen gewissermaßen abhingen, war inzwischen die diospolitanische, und Diospoli, die wichtigste Stadt darinn, nicht nur die Hauptstadt des Landes, sondern auch lange Zeit die Residenz der Pharaone. Daß diese Stadt von Osiris ist erbaut und von Busiris dem Zweyten beträchtlich erweitert und verschönert worden, habe ich schon im Leben des Osiris angeführt. Sie wird mit Recht unter die schönsten Städte der Welt gerechnet. Aber schon fängt sie an zu sinken. Seit dem unsere Beherrscher Memphis zu ihrer Residenz erwählt haben, ist niemand, der sich um die Unterhaltung der

Hauptgebäude bekümmert. Indeß werden, wenn sie auch ganz zerfallen sollten, die Ruinen nach Jahrtausenden noch sprechende Beweise ihrer ehemahligen Größe und Pracht seyn.

Der erste, der den Sitz der Pharaone nach Memphis verlegte, war Uchoreus. Er wird zugleich als der Erbauer dieser Stadt angesehen; doch wird von einigen schon Menes, aber wie ich glaube mit Unrecht dafür angegeben. Es sind wenigstens keine Nachrichten vorhanden, daß schon zu Menes Zeiten die Gegend um Memphis so wäre bevölkert gewesen, daß es einem König hätte einfallen können, hier seinen Wohnsitz zu nehmen. Vielmehr ist es mir wahrscheinlich, daß Uchoreus eben der Pharao war, der das Reich unter seine Söhne theilte und also den erwähnten nachtheiligen Folgen aussetzte, die eine solche Theilung mit sich bringen mußte.

Uchoreus suchte den bequemsten Ort im ganzen Lande zu Erbauung seiner Residenz aus. Er legte sie in einer Entfernung von hundert und vierzig Stadien auf der Abendseite des Punktes an, wo der Sihor sich in verschiedene Arme theilet

und das sogenannte Delta bildet. Er gab ihr einen Umfang von hundert und funfzig Stadien und bereitete ihr auf folgende Art Befestigung und große Vortheile. Da der Sihor die Stadt umfloß, und zur Zeit seines Steigens überschwemmte, so führte er an der Südseite einen großen Wall auf, der zu gleicher Zeit zur Schutzwehr gegen das Austreten des Flusses, und zur Citadelle gegen Feinde, die von der Landseite herkamen, diente. Auf der West- und Nordseite aber ließ er tiefe Seen graben, die das überflüssige Wasser aufnahmen. Hierdurch konnten nicht nur die dort liegenden Felder gewässert, sondern auch die Stadt, indem man die ganze Gegend unter Wasser setzen konnte, gegen jeden feindlichen Ueberfall gesichert werden. Zur Handlung liegt ebenfalls die Stadt sehr bequem; denn jedes Schiff, das den Sihor herauf oder hinunter fahren will, muß hier vorbey, und eben dieser Lage ist es, wie man spricht, zuzuschreiben, daß die Pharaone Diospoli verließen und ihre Residenz dort aufschlugen.

In der Folge wetteiferten alle Pharaone mit einander, diese Stadt zu vergrößern. Einige ver-

schö-

schönerten sie durch prächtige Residenzschlösser, andere durch Schiffswerfte und Häfen, andere durch Tempel, Bildsäulen, Mausoläen und Gärten so, daß sie von den meisten, wo nicht für die erste, denn die bleibt Diospoli immer, doch für die zweite unter allen berühmten Städten der Welt gehalten wird.

Das hiesige Residenzschloß, welches der Erbauer dieser Stadt aufführen ließ, ist zwar mit den prächtigen Gebäuden der vorigen Könige nicht zu vergleichen, jedoch giebt es an Pracht und Größe andern auswärtigen nichts nach. Die Ursache ist in dem damahls veränderten Geschmack zu suchen. Man sah jetzt das menschliche Leben als eine Wanderschaft oder einen kurzen Aufenthalt in einem fremden Lande an, hingegen hielt man die Zeit nach dem Tode, worin das Andenken der Thaten blühen würde, für äußerst wichtig. Daher nannte man jetzt die Wohnungen der Lebenden Herbergen, wo uns nur kurze Zeit zu verweilen vergönnt wäre, hingegen die Gräber der Verstorbenen hießen ewige Wohnungen; denn hier bringe man die unermeßliche Ewigkeit im Reiche der Schatten zu. Bey solchen Gedanken

war es natürlich, daß man weniger Sorgfalt auf die Erbauung der Wohnhäuser als auf die Errichtung der Gräber verwandte.

Uchoreus soll der neu erbauten Stadt den Namen seiner Tochter ertheilt haben. Von dieser giebt man vor, daß sie die Mutter des, seiner erhabenen Eigenschaften wegen, von den Einwohnern bewunderten Mesr's, gewesen sey. Man berichtet von ihm, daß er ein höchst weiser, menschenfreundlicher, gerechter und überaus thätiger Mann gewesen; daß er niemand von seinen Unterthanen jemahls das geringste Unrecht zugefügt oder seine Knie vor irgend einem Gestirn, einer Bildsäule oder einem Thiere gebeugt, sondern rechtschaffen und tugendhaft und ohne Sorge, Verdruß oder Krankheit gelebt habe, bis er durch den Lauf der Natur aus dem gegenwärtigen in einen andern Zustand versetzt worden, nachdem er vorher eine Menge Volks gesehen, die von seinem Geblüte herkommen, und seinen Kindern verschiedene blühende Reiche hinterlassen. Nach seinem Tode sollen ihm nicht nur seine Unterthanen ein prächtiges Denkmahl errichtet, sondern das allgemeine Wohlwollen ihm auch die Ehre zuwege gebracht

haben, daß das Land nach ihm Mizraim genannt wurde.

Wir müssen noch eines der merkwürdigsten Könige, die vor dem Uchoreus regiert haben, erwähnen. Es war dieses Osymandias, der mit Recht, sieht man bloß auf die Errichtung ungeheuerer Werke, vor allen andern den Vorzug verdient. Er war mächtiger als alle die von Menes bis auf ihn über Mizraim geherrscht haben. Er befehligte ein Kriegsheer von viermal hundert tausend Mann zu Fuß, und zwanzig tausend zu Pferde. Mit diesem brachte er die Bactrier, die sich wider ihn empört hatten, wieder zum Gehorsam. Doch war er auch nicht minder weise als mächtig. Er war der erste, der eine Bibliothek veranstaltete. Gelehrte und Künstler fanden in ihm einen Gönner und Beschützer. Baukunst und Astronomie kamen unter ihm besonders hervor. Man glaubt daß er sonst auch unter den Namen Memnon vorkomme, und ihm also nicht allein der Pallast, Tempel und Grabmahl, das auf der Ostseite seinen Namen trägt, sondern auch die Burg Memnion, mit allen dahin gehörigen Gebäuden, Grabstätten, Obelisken und Tempeln,

auf der Abendseite zuzuschreiben seyen. Ersteres habt ihr gesehen; ihr werdet also wissen, wie sehr seine Werke Erstaunen erregen. So stolz auch die Aufschrift seiner Bildsäule klingen mag, so wüßte ich doch nicht, wer es noch gewagt hätte, sie durch Erfüllung der Bedingungen zu schanden zu machen. Seine Werke werden noch bey der spä- ten Nachwelt Zeugen seiner Größe und seines Verstandes seyn.

Nach dem Uchoreus erwähnt man einiger Pharaone, die nicht viel Merkwürdiges ge- than haben; dann aber folgte Sasychis, ein sehr weiser und liebenswürdiger Fürst. Vorzüglich rühmt man ihn wegen seiner Gerechtigkeit und des Geistes, der in seinen Gesetzen herrscht. Es wird der Mühe werth seyn, die Gesetze, die er gab und bestätigte, summarisch hier anzugeben. Um aber etwas tiefer in das Wesen der Gesetze nach Pflicht und Schuldigkeit zu blicken, sind wir genöthigt, etwas systematischer dabei zu ver- fahren und müssen eben deswegen etwas weiter ausholen.

Aus der gegebenen Einleitung zu unserer Va- terlandsgeschichte, werdet ihr euch erklären kön-

nen, wie Staaten und Regierungsformen geworden sind. Die Menschen nehmlich haben sich darum in bürgerliche Societäten vereinigt, um unter sich ruhiger und glücklicher zu leben, und die gemeinsame Wohlfahrt durch engere Banden zu verknüpfen. Weil man aber bald gewahr wurde, daß die Gegenstände, welche das Wohl des Staats angehen, nicht so gut besorgt werden konnten, wenn jeder einzelne Mensch gleichen Antheil daran zu nehmen berechtigt war, als sie besorgt werden könnten, wenn sie nur einem Einzigen oder, mit Ausschließung aller Uebrigen, nur Wenigen übertragen werden, so hat man bey uns die Pharaonswürde errichtet, und der Person, die diese Würde bekleidet, das Recht zuerkannt, daß sie befugt ist, diejenigen äußerlichen Handlungen der übrigen, welche und sofern sie Einfluß auf die bürgerliche Glückseligkeit des Staats haben, durch Gesetze zu bestimmen, und folglich auch die Ausübung der Rechte und Freyheiten jedes Unterthan in so weit einzuschränken und an eine Regel zu binden, in so weit die Einschränkung für das Wohl des Staates wirklich und unumgänglich nothwendig wird.

Hiernach ist, damit ich nur kurz die Gegenstände der gesetzgebenden Macht oder der Regentschaft berühre, Pharao also verpflichtet das Leben, die Personen und das Eigenthum seiner Unterthanen gegen jeden innern und auswärtigen Feind zu beschützen; den Nahrungsstand und den Reichthum der Nation durch Industrie, Bevölkerung, Benutzung der Landesprodukte zu befördern und zu vervollkommnen; Künste und Wissenschaften in Flor und Aufnahme zu bringen; für die Einführung und Erhaltung guter Sitten und des öffentlichen Wohlstandes zu sorgen; nützliche Anstalten für die Gesundheit der Unterthanen und die Erziehung zu treffen; Streitigkeiten der Unterthanen zu schlichten; die Verbrecher gegen die Landesgesetze nach diesen Gesetzen zu bestrafen; den Werth und die Achtung der Landesreligion zu erhalten, und dann auf die Heilighaltung sowohl der natürlichen als bürgerlichen Rechte und Beschützung gegen alle Eingriffe in dieselben vorzüglich zu sehen.

Aus diesem heiligen und unverletzlichen Regentschaftsrechte ergeben sich nun folgende Oblie-

genheiten jedes Menschen, welcher als Bürger irgend eines Staats in der Welt leben will.

Erstlich, er muß eine gewisse unwandelbare, jedoch dabey durch Vernunft geleitete Vorliebe zu dem Lande haben, wo er in bürgerlicher Verfassung lebt, und durch gemeinschaftliche Gesetze und Anstalten sein Brod, seinen Schutz und seinen Wohlstand findet. Er muß dieses Land, welches sein Vaterland heißt, zum engern Wirkungskreise seiner Menschenliebe machen, und im Collisionsfall, wenn ein Staat mit dem andern in Streit kommt, erst seinen Staat zu retten und zu erhalten suchen, ehe er sich um die andern bekümmert; und dann muß er feste und unwandelbare Ehrfurcht gegen die gesetzgebende Macht bezeigen, und das mit völliger Rücksichtlosigkeit auf die Personen, in deren Händen sie ist.

Zweytens, muß er willig seyn, in Tragung der Lasten des Staats, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, sie mögen Abgaben, Steuern, Accise, Lieferungen, Zehnten, Mauten, Zölle, Weggelder heißen. Der Fürst muß seine Diener haben; diese helfen ihm die Lasten zum Besten der

Unterthanen tragen; es ist also auch billig, daß diese Diener durch die Unterthanen von dem Fürsten besoldet werden.

Beyde Stücke machen den sogenannten Patriotismus aus; beyde haben den Grund in der Beförderung des gesamten glücklichen Zustandes eines Staats.

Um nun den Uebergang zur Gründung der Gesetze unsers Vaterlandes und die Anwendung des Gesagten auf unsere Staatsverwaltung zu finden, müssen wir vorläufig bemerken, daß bey uns eine eingeschränkte oder gemäßigte Monarchie eingeführt ist, das heißt, die Regentschaft ist einem Einzigen übertragen; dieser herrscht aber nicht nach Willkühr, sondern regiert nach bestätigten Landesgesetzen. Er hat also so gut seine Weisung, wie jeder seiner Unterthanen, und noch mehr, denn bey ihm muß alles nach gesetzlichen Vorschriften geschehen. Ich will die vorzüglichsten euch mittheilen.

Jedem Pharao ist es erlaubt seinen Hofstaat zu haben. Dieser darf aber nach den Gesetzen nicht dahin ausgedehnt werden, daß sich das Land

oder der Nachfolger darüber zu beklagen habe, auch darf kein gekaufter oder gebohrner Sklave dazu aufgenommen werden. Es müssen freye Männer von edler Geburt seyn, und von denen es ausgemacht gewiß ist, daß sie eine gute Erziehung erhalten und einen untadelhaften Lebenswandel geführt haben. Denn mächtig, gab der Urheber dieses Gesetzes als Grund an, wirkt die Gewalt des Beispiels. Und es ist sicher zu erwarten, daß ein Pharao in Gegenwart von Männern, deren Gesinnungen und Handlungen anerkannt gut sind, wenigstens keine Schlechtigkeiten begehen werde; denn kein Fürst geht im schlechten Betragen zu weit, wenn er nicht Leute hat, die seinen Begierden beförderlich sind.

Alle Stunden, sowohl des Tages, als der Nacht, sind eingetheilt, in welchen der König auf alle Wege, das was ihm in den Gesetzen vorgeschrieben ist, und nicht, was ihm gut dünkt, thun muß.

Sobald er des Morgens aufsteht, muß er die aus allen Orten eingelaufenen Briefe vornehmen, damit er nach eingezogener Nachricht, v

allem, was in seinem Reiche vorgeht, alles nach Gebühr entscheiden und verrichten kann. Nur da, sagt das Gesetz, wo der Herr selbst und nicht durch die Brille eines feilen Dieners sieht, kann er mit Gewißheit wissen, daß Ordnung in seinem Hause herrsche.

Hierauf geht er mit der versammelten Menge in den Tempel des I-ha-ho. Hier steht der Oberpriester ihm zur Seite, um beyde herum das versammelte Volk. Nach angestimmtem Opfergesang erhebt der Oberpriester seine Hände zum Himmel empor und erfleht vom guten Geiste des Weltbeherrschers mit lauter Stimme Gesundheit und alles Wohlergehen, dem Pharao, der ein Muster von Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen beweise. Dann geht er lobpreisend alle Tugenden des Pharao einzeln durch. Er beweist, spricht er, Ehrfurcht gegen dich, du Namenloser, und Gelindigkeit gegen die Menschen. Er ist enthaltsam, gerecht und großmüthig. Er hält fest bey seinem gegebenen Worte, ist wohlthätig und Herr aller seiner Begierden. Keine niedere Leidenschaft befleckt seine schöne Seele. Den Hang zur Sinneslust, jede Ausschweifung sucht er zu besiegen. Er denkt

sich lebhaft seine erhabene Bestimmung: ein Gott auf Erden zu seyn. Er fühlt seine höhere Würde, seine wichtige Verpflichtung: Beyspiel, Muster der Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit für Tausende, Vater und Beglücker seines Volks zu seyn. Keiner seiner Unterthanen darf sich über ihn beklagen. Er hilft dem Bedrängten zum Recht, stillt die Thräne der Wittwe und des Waisen, beschützt Leben, Freyheit und Eigenthum seines Volks, er würkt durch Sitten und Gesinnungen und regiert durch Erziehung. Vergehungen bestraft er gelinde; stilles Verdienst erhebt und belohnt er. Erhalte, mächtiger I-ha-ho, ihn deinem Volke noch lange so!

Hat der Oberpriester dieß Gebeth verrichtet, so legt er auf die Vergehungen den Fluch, so daß er zwar den Pharao von aller Beschuldigung ausnimmt, aber alles Schlechte, allen Schaden und Strafe auf seine Diener und Rathgeber schiebt. Dieß thut er in der Absicht, um theils den König zu einem rechtschaffenen und heiligen Leben zu reizen, theils um ihn an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen, nicht durch Vorwürfe noch bittere E

innerungen, sondern durch verschwendetes Lob, das vorzüglich zur Tugend anfeuert.

Hierauf verliest der Staatssekretär aus den heiligen Büchern nützliche Rathschläge und Thaten berühmter Männer; damit der oberste Regent die schönsten Entwürfe beherzigen und so im Eifer zur Erfüllung der ihm obliegenden besondern Regierungsgeschäfte gestärkt werden möge.

Und nicht allein ist die Zeit bestimmt, wo Pharao Bescheide geben und Urtheile fällen muß, sondern auch die, worinn er spatzieren geht, sich badet, schläft, bey seiner Gemahlinn sich aufhält, und überhaupt zu allem, was im menschlichen Leben vorgeht.

Ueberdem ist es Sitte für ihn, einfache Nahrungsmittel zu genießen, und nur Kalbfleisch, oder Gänsefleisch zu essen, auch vom Wein nur ein bestimmtes Maaß zu trinken, das weder Völlerey noch Trunkenheit veranlassen kann.

Ueberhaupt ist alles, was zur Diät gehört, so mäßig angeordert, daß es das Ansehen hat, als wenn nicht ein Gesetzgeber, sondern der beste

Arzt, der sein ganzes Absehen auf die Gesundheit gerichtet hat, diese Vorschriften angeordnet hätte.

Wenn aber dieß wunderbar scheint, daß der Pharao nicht völlige Gewalt hat, in Ansehung seiner täglichen Speisen, so muß es noch viel wunderbarer scheinen, daß er weder über eine ganz gemeine Sache ein Urtheil fällen, noch auch jemand bey den geringfügigsten Sachen nach Willkühr belohnen oder bestrafen kann. Alles geschieht und muß geschehen nach der Vorschrift der Gesetze. Es versteht sich also von selbst, daß er niemand aus Muthwillen, Zorn, oder anderer unbilliger Sache bestrafen darf, sondern so wie es die Gesetze, die über dieses und jenes gegeben sind, verordnen.

Es ist den Pharaonen auch im mindesten nicht verdrieslich oder ärgerlich, daß sie dieses alles der Sitte gemäß thun müssen, sondern sie glauben vielmehr umgekehrt, daß sie das glücklichste Leben führen. Denn sie denken, daß andere Menschen unvernünftiger Weise ihren Begierden und Leidenschaften nachhängen, und vieles thun, was ihnen Schaden oder Gefahr verursacht; ja daß

öfters viele voraus sähen, daß sie fehlen würden, und nichts desto weniger schlecht handelten, von Liebe, Haß oder irgend einer Leidenschaft überwältigt; sie aber, die ein Leben befolgten, das von den klügsten Männern vorgeschrieben worden, könnten nur in die gerinsten Versehen fallen.

Weil nun die Pharaone eine solche Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen beobachten, so hat auch das Volk eine solche Zuneigung gegen seine Regenten, daß die Liebe der Blutsfreundschaft der Liebe zu Pharao weit nachstehen muß. Denn nicht allein alle Minister und geistliche und weltliche Räthe, sondern überhaupt alle Menschen im ganzen Lande sind nicht so sehr für ihre Weiber, Kinder und andere Güter besorgt, als für die Sicherheit ihrer Pharaone.

Hier ein Wort der Ermahnung an euch, geliebten Jünglinge. Die Schilderung, die ich hier vom Leben der Pharaone überhaupt gemacht habe, muß Liebe zu ihm in euch erwecken. Wie viel herzlicher muß sie aber seyn, wenn ihr wißt, wie sehr er sie seiner Gesinnungen und Handlungen wegen auch wirklich verdiene. Unserm jetzigen

Pharao habt ihr alles zu verdanken, eure Pflege, eure Erhaltung von Jugend auf, diesen Ort der Erziehung mit allen seinen Bequemlichkeiten und den Unterricht und die Erziehung zur Weisheit und Güte selbst; schätzt ihr euch nun in eurer gegenwärtigen Lage glücklich, und wie sehr ihr Ursache habt euch glücklich zu preisen, muß euch ein Blick auf die elende Lebensart so vieler, die ihr auf eurer Reise gesehen habt, sagen, wenn ihr bedenkt, wie sie aufwachsen, ohne sonderliche Pflege, ohne Anleitung zu guten und nützlichen Kenntnissen, muß euch sagen die erfreuliche Aussicht, die ihr in die Zukunft thun dürft, denn diese eröffnet euch, wenn ihr anders guten Erwartungen entsprecht, den Weg zu den angesehensten Bedienungen des Staats, fühlt ihr das alles und erfreuet ihr euch ob des glücklichen Looses, das euch vor vielen Andern betroffen hat, so werdet ihr euch auch zur Dankbarkeit und Liebe gegen Pharao verpflichtet fühlen. Nährt diese guten Gesinnungen und sucht ihnen beständig gemäß zu handeln.

Die Jünglinge fühlten sich gerührt, und der Lehrer erzählte dann weiter.

Auch das, was nach dem Tode der Pharaone geschieht, zeugt nicht wenig von dem Wohlwollen des Volks gegen seine Regenten. Denn eine Ehrenbezeugung, die einem erwiesen wird, der das angenehme davon nicht mehr empfindet, enthält ein unverwerfliches Zeugniß der Wahrheit.

Sobald ein Pharao gestorben ist, stellen alle Einwohner von Mizraim eine allgemeine Trauer an, zerreißen ihre Kleider, verschließen ihre Tempel, stellen ihre Opfer ein, und feyern keine Feste, zwey und siebenzig Tage lang. Dagegen bestreuen sie ihre Häupter mit Staub und Asche, und Männer sowohl als Weiber bekleiden sich bis unter die Brüste mit klarer Leinwand, gehen in Haufen zu zwey hundert oder drey hundert herum, singen zweymahl des Tages einen melodischen Klaggesang, ehren ihn mit Lobpreisungen und wiederhohlen die Tugenden des Verstorbenen. Unterdeß genießen sie weder Speise von den Thieren, noch vom Getreide, und enthalten sich alles Weins und aller Pracht: keiner bedient sich der Bäder, Salben, oder eines weichen Lagers, auch wird die ganze Zeit über nicht gefreyt oder ein Ehekontrakt geschlossen; sondern ein jeder ist

voll

voll des tiefsten Schmerzes, wie wenn ihm ein geliebtes Kind gestorben wäre, und bringt die vorgedachten Tage in Trauer zu.

Während dieser Zeit bereiten sie alles, was zum Begräbniß gehört, prächtig zu, und am letzten Tage setzen sie den Sarg, der den Körper enthält, vor den Eingang des Grabes, und stellen nach dem Gesetz ein Gericht über den Verstorbenen, und die Thaten, welche er im Leben verrichtet hat, an, wobey ein jeder, der Lust hat, Freyheit erhält, ihn zu verklagen. Die Priester preisen sein Lob, und rechnen alles her, was er Gutes gethan hat, und das zu vielen Tausenden zu seiner Leichenbegleitung versammelte Volk, hört zu, und stimmt mit ein, wenn sichs trifft, daß er gut gelebt hat; wo aber nicht, so überschreyen sie umgekehrt dieselben.

Viele Pharaone sind auf diese Weise, durch den Widerspruch des Volks, eines glänzenden und gesetzmäßigen Begräbnisses beraubt worden. Daher pflegen die Regenten nicht allein der vorgedachten Ursachen wegen, gerecht zu handeln, sondern auch aus Furcht vor der Beschimpfung

ihres Körpers nach ihrem Tode, und des immerwährend bösen Namens.

Dieß wäre das wichtigste von dem, was ich in Absicht des gesetzmäßigen Betragens der Pharaone zu sagen gehabt hätte. Da ihr wahrscheinlich in der Folge noch näher damit bekannt werdet, so übergehe ich das sonst noch hierher gehörige mit Stillschweigen und wende mich zu dem übrigen Theile, der, wenn wir anders einen richtigen Begriff von der Gerechtigkeitspflege unsers Vaterlandes erhalten wollen, hier noch verdient, erörtert zu werden.

Um die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten so viel als möglich zu erleichtern und Recht und Gerechtigkeit überall genau zu handhaben, haben schon die ältesten Pharaone angefangen, das Land in gewisse Nomen oder Stadthalterschaften und das Volk in gewissen Ordnungen oder Stände einzutheilen. Von letztern zählt man außer der Regentschaft fünf, nehmlich die Ordnung der Gelehrten, der Soldaten, Hirten, Bauern und Handelsleute. Jede dieser Ordnungen hat indeß wieder ihre Unterabtheilungen.

So sind, zum Beyspiel, unter den Handelsleuten auch die Seefahrer begriffen, so theilen sich die Hirten in Schäfer, Schweinetreiber, Gänse- und Hühnerhirten. Keine Ordnung umfaßt aber mehrere Unterordnungen als die der Gelehrten. Denn hierzu gehören Priester, Juristen, Philosophen, Dollmetscher. Sie liefert Diener für den Dienst am Tempel und Diener für die gesetzgebende Gewalt und den Staat, und Astronomen und Astrologen, Lehrer für das Volk und Räthe für den Pharao, Geschicht- und Naturforscher, Aerzte und Bauverständige, Maler und Bildhauer, kurz Kenner aller freyen Künste und Wissenschaften, worunter jedoch die Epopten, die Besitzer höherer Wissenschaften, den vorzüglichsten Rang haben. Jede Lebensart ist erblich. Keinem Sohne ist es erlaubt eine andere Lebensart zu erwählen als die seines Vaters. War der Hirt, so sind alle Nachkommen verpflichtet, auch Hirten zu werden, sogar erstreckt sich diese Erblichkeit bis auf die Unterabtheilungen, so daß der Sohn eines Schweintreibers niemahls einen Schäfer abgeben darf. Wahrscheinlich schloß der Urheber dieses Gesetzes: daß auf die Art jedes Geschäf

vervollkommnet würde. Ein Grund, der sich zwar hören läßt, aber doch auch leicht durch Aufzählung der nachtheiligen Folgen könnte geschwächt werden. Was aber das sonderbarste bey der Sache ist, so besitzen diejenigen, welchen es obliegt das Feld zu bauen, selbst keine Spannebreit Land als Eigenthum. Diese Eigenheit unserer Staatsverfassung verdient hier besonders betrachtet zu werden.

Das ganze Land ist in drey Theile getheilt. Hiervon besitzt die Ordnung der Gelehrten den ersten Theil. Diese Ordnung steht bey unsern Landsleuten in der größten Ehre, sowohl weil durch Männer aus ihr der Dienst in den Tempeln verrichtet wird, als auch weil sie Männer liefert, die vermöge ihrer Erziehung die meiste Klugh it zu Geschäften besitzen. Die Eigenthümer dieses Landes sind aber auch verpflichtet, aus den Einkünften ihres Eigenthums alle Opfer in ganz Mizraim zu bestreiten, ihre Unterbedienten aus ihren eigenen Mitteln zu besolden und das zu ihrem Unterhalt Nöthige daraus zu ziehen. Man giebt aber noch einen andern Grund an, weswegen dieser Ordnung der vorzüglichste Theil des Landes

sey zuerkannt worden. Man glaubte, daß weder der Verehrung der Götter etwas abgehen dürfte, sondern daß dieselbe immer von einerley Leuten und auf gleiche Art verrichtet werden müßte; noch auch, daß es denen, die für alle Fürsorge trügen, an irgend einem Nöthigen fehlen müßte. Denn die Männer dieser Ordnung sind, wie ich schon angegeben habe, diejenigen, welche die wichtigsten Entwürfe zum Besten des Landes machen, und dem Könige theils als Gehülfen, theils als Lehrer und Führer zur Seite sind. Sie sind daher auch von allen Abgaben frey, und an Ehre und Gewalt, die nächsten nach dem Pharao.

Den zweyten Theil des Landes haben die Pharaone zu ihren Einkünften; woraus sie die Kosten zu den Kriegen und zu ihrer Hofhaltung ziehen. Sie belohnen auch daraus diejenigen, welche sich im Kriege hervorgethan oder überhaupt dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben, und weil sie hieran ein reichliches Einkommen haben, so überladen sie die Privatpersonen nicht mit Abgaben.

Den letzten Theil des Landes haben die sogenannten Streitbaren, die zum Dienst

Staats im Kriege bereit sind, damit diese, die sich den Gefahren aussetzen, die stärkste Zuneigung gegen das Land haben möchten, wovon sie selbst einen Theil besitzen, und dieserhalb sich gerne allem Fürchterlichen, das der Krieg mit sich bringt, unterzögen. Denn es würde wiedersinnig seyn, spricht man, diesen Leuten die Erhaltung des ganzen Reichs anzuvertraen, wenn sie in dem Lande selbst nichts Beträchtliches hätten, wofür sie kämpfen sollten. Und was das Wichtigste ist, so würden sie, wenn sie Vermögen hätten, aufgemuntert werden, sich zu verheurathen, mithin das Land bevölkern zu helfen und eine zur Vertheidigung des Reichs hinlängliche Nachkommenschaft von Kriegsvolk zu hinterlassen, so daß das Land keiner fremden Kriegsmacht bedarf. Nicht minder werden diese Krieger, indem sie ihre Bestimmung von ihren Vorfahren ererben, durch die tapfern Thaten ihrer Väter zur Tapferkeit angereitzt, und von Jugend auf Liebhaber des Kriegswesens, so daß sie, sowohl durch Muth als durch Erfahrung unüberwindlich werden.

Was nun die Ackerleute betrifft, so pachten diese für eine geringe Summe das urbare Feld,

von dem Könige, den Gelehrten und den Soldaten und beschäftigten sich beständig mit der Bearbeitung desselben. Und weil sie von Kindheit auf bey den Geschäften des Ackerbaues erzogen werden, so haben sie an Erfahrung vieles vor den Ackerleuten unter andern Nationen zum voraus. Denn sie haben die allergenaueste Kenntniß von der Natur des Landes, der Wasserüberschwemmung, den Zeiten der Saat und der Ernte, und der Einführung der Früchte, welche sie theils aus den Beobachtungen ihrer Vorfahren, theils aus eigener Erfahrung erlernt haben.

Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Hirten, die die Wartung des Viehes gleichsam von ihren Vätern ererbt haben, und ihre ganze Lebenszeit mit der Viehzucht zubringen. Viele Regeln zur besten Pflege und Fütterung des Viehes erlernen sie von ihren Vorfahren, und nicht wenige erfinden sie durch den Fleiß, welchen sie darauf verwenden, selbst dazu. Wie weit es jeder in seinem Geschäfte bringt, kann euch das künstliche Ausbrüten der Hühnereyer sagen, welches ihr zu sehen Gelegenheit hattet.

Eben so werden die Handwerke bey uns getrieben; auch diese sind zu dem gehörigen Grade von Vollkommenheit gebracht. Denn auch die Handwerksleute werden weder zu einer andern Handthierung, noch zu einem Amte im Staate zugelassen. Außer dem Geschäfte, wozu sie nach der Erblichkeit angewiesen werden, dürfen sie sich nach Vorschrift der Gesetze keinem andern widmen. Es kann sie auch also weder Handwerksneid eines Meisters, noch Verwickelung in Amtssachen noch sonst etwas hindern hierauf ihren ganzen Fleiß zu verwenden. Hier ist es nicht so wie bey andern Völkern, wo man die Handwerksleute ihre Aufmerksamkeit auf vielerley vertheilen, und aus Stolz, Habsucht oder Weichlichkeit nicht ganz bey ihrer Handthierung bleiben sieht. Denn einige geben sich mit dem Ackerbau ab, andere nehmen Theil an der Handlung, andere treiben zwey oder drey Handwerker, viele laufen sogar in Volksversammlungen und thun der Staatsverfassung schaden, indem sie sich von Bestechern Vortheile machen. Bey uns hingegen verfällt ein Handwerker in schwere Strafe, wenn er an der

bürgerlichen Verfassung Antheil nehmen oder mehrere Handwerke zugleich treiben wollte.

Von dieser Ausschweifung kehren wir wieder zur Hauptsache zurück.

Jeder Nomos hat seinen besondern Statthalter, der alles anordnen und besorgen muß, was *in* sein Gebiet gehört. Doch ist seine Gerichtsbarkeit von geringem Umfange; denn die über wichtige Angelegenheiten streitende Partheyen muß er an das Reichsgericht verweisen.

Dieses höchste Gericht besteht aus dreyßig Personen. Aus jeglicher der drey vornehmsten Städte, Diospoli, Memphis und On, werden zehen Männer von unbescholtenem Rufe, strengen Sitten und erkannter Weisheit und Wahrheitsliebe genommen und ihnen die Verwaltung der Gerechtigkeit übertragen. Wenn diese zusammen kommen, so wählen sie an dem Versammlungsorte einen aus ihrer Mitte zum Vorsitzer, dessen Stelle dann wieder durch einen andern Mann aus der nehmlichen Stadt von deren Abgeordneten der Vorsitzer war erwählt worden besetzt wird. Diesen Richtern wird vom Ph

eine hinlängliche, dem Vorsteher aber eine reichliche Besoldung zum Unterhalt angewiesen. Sporteln zu nehmen, halten sie deswegen unter ihrer Würde; sich bestechen oder durch das Ansehen der Personen sich zu ungerechten Urtheilen bewegen zu lassen, würden sie mit dem Leben büßen müssen. Ja bey ihrer Wahl müssen sie sogar schwören, daß wenn Pharao ihnen befehlen würde, einen ungerechten Ausspruch zu thun, sie demselben nicht gehorchen wollten. Den Partheyen kostete es also im Grunde gar nichts, um sich das Recht zu verschaffen, das ihnen zukam.

Vor diesem Gerichte werden alle Sachen schriftlich verhandelt. Man sieht daher bey demselben keine Advokaten, so wie es in andern Ländern gewöhnlich ist. Ja selbst den Partheyen ist es nicht einmahl erlaubt, ihre eigenen Processe mündlich zu führen, sondern sie müssen dieselben schriftlich aufsetzen. Diejenigen, durch welche die Ordnung des Processes gemacht worden war, hatten wohl eingesehen, daß die Beredsamkeit des Advokaten oft zu weiter nichts diente, als die Wahrheit zu verdunkeln, und den Richtern Vorspiegelungen zu machen. Sie befürchteten auch,

die Diener der Gerechtigkeit den betrügerischen Reitzungen einer rührenden und pathetischen Rede bloß zu stellen. Diesem Netze suchten die Gesetzgeber vorzubeugen, da sie die Partheyen verbanden ihre Processe schriftlich abzufassen.

Den Processirenden giebt man hinlängliche Zeit, ihre Acten zu verfertigen. Allein die Processe nicht unendlich zu machen, traf man folgende Verfahrungsart. Haben die Kläger ihre Klagen schriftlich vorgebracht, so erhalten die Beklagten eine Abschrift, um sie zu beantworten; hierauf replicirt der Kläger und der Beklagte duplicirt; dann werden von dem Gerichte die Doppelschriften in Erwägung genommen und nach gemeinschaftlichen Berathschlagungen das Urtheil gefällt.

Dieses geschieht bey einer öffentlichen Sitzung. Soll diese ihren Anfang nehmen, so nimmt der Präsident das Sinnbild der Wahrheit, eine kleine mit kostbaren Steinen besetzte Figur ohne Augen, die an einer goldenen Kette, welche um den Hals gieng, ihm vor der Brust hängt, in die Hand und hebt sie in die Höhe. Ist darauf die Sache nochmahls bey öffentlicher Sitzung verhandelt und

von den Richtern das Urtheil gefällt worden, so berührt der Präsident die Parthey, die den Proceß gewonnen hat, mit der Figur der Wahrheit und eröffnet auf die Art die richterlichen Aussprüche.

Dieses Urtheil darf aber nie von den Richtern willkührlich ertheilt werden, sondern sie sind verpflichtet, sich genau nach vorgeschriebenen bestimmten Gesetzen zu halten. Es liegen zu dem Ende die Gesetzbücher beständig vor ihnen. Für Richter, Kläger und Beklagten ist der Innhalt derselben gleich heilig. Jene ertheilen, so bald sie die Klage vernommen haben, das Urtheil wörtlich, so wie es in den Gesetzbüchern niedergeschrieben ist, oder sie deuten den Geist eines Gesetzes nach der Mehrheit der Stimme auf den gegenwärtigen Fall, und diese wissen niemahls gegen ein Urtheil, das auf die Art gefällt wird, etwas einzuwenden. Sie halten es, wenn es auch nicht immer mit ihren Neigungen und Wünschen übereinkommt, für einen Götterspruch, dem man sich stillschweigend unterwerfen müsse. Es wird genug seyn, euch die Geschichte und den wesentlichen Innhalt unserer Rechte summarisch anzugeben.

Die Grundlage von allen unsern Gesetzen gab Thoûth an die Hand. Zwar wird gewöhnlich die Isis als die erste Gesetzgeberin angegeben. Allein der Vernünftige weiß schon, daß sie nur das Orakel war, die die vom Thoûth abgefaßten Gesetze sanctionirte. Was für ein Geist darinn herrscht, könnt ihr, da ihr die Weisheit des Mannes schon bey andern Gelegenheiten habt kennen lernen, leicht denken. Unter zwey und vierzig Büchern, die er geschrieben hat, handeln sechse von den Gesetzen, welche nach der Hand noch mit zwey andern von dem Sasychis sind vermehrt worden. Dieses sind die Bücher, die im höchsten Gerichte aufbewahrt werden. Sehet hier eine Abschrift davon. Lese sie einer durch und mache uns morgen mit dem Hauptinnhalte des Gelesenen bekannt. Die Reihe war an Lyssaq, welcher folgendes daraus angab.

„Wenn die Sitten der Menschen sollen verbessert und die gemeinschaftliche Wohlfahrt eines Volks soll erhalten und befördert werden, so müssen sich die Richter in Verwaltung der Gerechti

keit sehr sorgfältig erzeigen, und dahin sehen, daß das Recht heilig gehalten werde."

„Recht heißt, was allen Menschen und zu allen Zeiten unentbehrlich ist, was also jeder Mensch in jedem Falle mit Sicherheit haben und behalten muß, wenn irgend nur Glückseligkeit möglich seyn soll, und was gleichwohl kein Mensch mit Sicherheit haben kann, wenn sie es nicht alle haben, und alle gleichsam für einen Mann stehen es einander zu erhalten."

„Es giebt aber in dem angezeigten Sinne des Worts zweyerley Arten von Rechten, natürliche und bürgerliche."

„Die natürlichen, welche man auch die Rechte der Menschheit nennen kann, haben ihren Grund in der Natur des Menschen, und jeder Mensch hat sie als Mensch. Nehmlich was allen Menschen zur Glückseligkeit unentbehrlich ist, und was also jeder als Mensch von seinem Mitmenschen fordern kann und muß, daß ers ihm lasse, was also alle als heilig und unverletzlich ansehen müssen, und dessen Sicherheit eben davon lediglich abhängt, daß alle gleichsam für einen Mann ste-

hen und es einander heilig halten, das ist der Gegenstand eines natürlichen Rechts, eines allgemeinen Rechts der Menschheit."

„Diese natürlichen Rechte sind folgende:"

„Das erste ist das Recht des Lebens aus der Existenz. Das ist unverletzlich, weil das Leben unmittelbar vom Schöpfer kommt: darum ist kein Mensch befugt, es dem andern zu nehmen."

„Vermöge dieses Rechts ist jeder Mensch befugt, das zu thun und zu genießen, was zum Leben unentbehrlich ist, Tageslicht, gesunde Luft, freyen Wandel auf öffentlicher Straße, und an allen den Orten, welche nicht ausschließendes Eigenthum sind; Genuß der Nahrungsmittel, Schutz vor Wind und Wetter. Und wie jedes Recht eine wechselseitige Verbindlichkeit in sich schließt; so ist nach Maaßgabe dieses Rechts jeder Mensch verbunden, dieses Recht jedem andern heilig zu halten, und ihn nicht nur vor Verletzung des Lebens und Beraubung dessen, was zum Leben unentbehrlich ist, zu bewahren, sondern jene unentbehrlichen Gemeingüter der Menschheit, zum Beyspiele, nothdürftige menschliche Nahrung, ge-

sunde Luft, Bedeckung des Leibes gegen Witterung und dergleichen dem zu geben, der sie durch irgend eine Ursache nicht hat."

„Wenn den Menschen allen dieses Recht heilig wäre, so müßte unter ihnen kein Mensch gefunden werden, der die Lebensnothdurft entbehrte, kein Hungernder, der nicht gespeiset, kein Nackender, der nicht bekleidet würde. Es muß also jedes Menschen erste und heiligste Naturpflicht seyn, alle Verletzungen des Lebens und der Gesundheit seiner Mitmenschen, so wie alles, was sie in Gefahr setzen kann, sorgfältig zu vermeiden und zu verhüten; und sich eben so wenig Leichtsinn erlauben, mit welchem er ohne Noth Menschen ärgert und sie um Gesundheit und Leben bringt, als gefährliche Ergötzlichkeiten, Neckereyen mit tödtlichen Gewehren, Haltung schädlicher Thiere oder Veranlaßung zu Streit und Mord."

„Der Mensch hat demnach in keinem Falle das Recht, das Leben eines andern Menschen zu zerstören, außer in dem, wo jeder Mensch es hat, das heißt, wo er gezwungen ist, dem das

Leben

Leben zu nehmen, der das seinige in augenscheinliche Gefahr setzt, und wo er sich selbst nicht anders retten und sicher stellen kann, als durch Vernichtung des Lebens eines Andern."

„Das zweyte Recht der Menschheit ist das Recht des freyen Gebrauchs der natürlichen Kräfte. Das gründet sich ebenfalls auf die Einrichtung des Schöpfers, der sie durch seinen Willen zu erkennen gegeben hat. Denn es ist ein untrüglicher Schluß: alles, was der Schöpfer dem Menschen von Natur gab; das ist der Wille des Schöpfers, daß er es habe, behalte, gebrauche. Wenn also der Schöpfer mir Kräfte gab; so gab er mir auch das Recht, sie zu gebrauchen, und eben darum muß dieses Recht allen Menschen heilig seyn. Daß also ein Mensch Luft athmet, sich bewegt, ißt, trinkt, seine angebohrnen Triebe zu befriedigen sucht, sich Wissenschaften und Geschicklichkeiten zu erwerben trachtet, daß er mit seinen Kräften gewisse Arbeiten und Geschäfte unternimmt, sich davon zu nähren sucht, das ist sein natürliches Recht, das ihm kein Mensch nehmen darf, und das jeder Mensch dem andern heilig und unverletzt erhalten muß. Wer also einer

Bayerische Staatsbibliothek München

Menschen gewaltsam hindert, irgend eine seiner Kräfte ohne des andern Schaden zu gebrauchen, empört sich gegen die heiligsten Rechte der Menschheit."

„Das dritte ist das Recht des Eigenthums. Eigenthum erlangt der Mensch entweder durch die Natur, als die Haare des Hauptes, oder durch Erwerb, oder durch Vertrag, da einer freywillig das, was sein eigen war, einem andern giebt, abtritt, verkauft oder auf andre Art veräußert und derselbe es acceptirt, oder auch durch die erste Besitznehmung dessen, was noch keines Menschen Eigenthum war. Was ein Mensch auf eine dieser Arten hat, das ist sein eigen, und er hat einen ausschließenden Besitz, dergestalt, daß kein Mensch es nehmen oder gebrauchen darf, ohne seine Einwilligung. Folglich sind alle Menschen gegenseitig verbunden, einander ihr Eigenthum zu lassen, und jeden Eingriff in des andern Eigenthum für etwas schändliches zu halten, welches die gemeinsame Wohlfahrt untergräbt. Und sonach versündigen sich an diesem Rechte nicht nur die eigentlichen Diebe, das heißt, solche Menschen, welche sich etwas anmaßten, was eines andern Eigen-

Bayerische Staatsbibliothek München

thum ist, es sey viel oder wenig, es sey von hohem oder geringem Werthe, es geschehe unter einem Vorwande, unter welchem es wolle; sondern auch, zum Beyspiele, jene Obrigkeiten, welche die Unterthanen aussaugen; jene Diener, die mit den anvertrauten Kassen treulos umgehen; jene Handwerksleute, welche ihre Kunden vervortheilen; jene Dienstboten, welche ihre Herrschaften betrügen; jene Kaufleute, welche falsches Maaß und Gewicht führen; jene leichtsinnigen Schuldenmacher, welche borgen und nicht bezahlen können; jene Aufkäufer und Vertheurer solcher Waaren, welche zur Lebensnothdurft gehören; jene Advokaten, welche zu unnützen Processen verleiten, oder die Processe unnütz verlängern, ihre Partheyen nicht redlich bedienen; jene Aerzte, welche die Kuren aufhalten, oder, dem Apotheker zu gefallen, der mit ihnen theilt, unnütze und theure Medikamente verschreiben; jene Eltern, welche durch üble Wirthschaft ihre Kinder in Armuth stürzen; jene Richter, welche für Geschenke das Recht beugen; jene Policeydiener, welche für Vortheile hohe Preise begünstigen und die Einwohner drücken; jene Wucherer, die durch üb

mäßige Zinsen, Douceurgelder oder Unterschiebung schlechter Waaren für einen Theil des baaren Vorschusses die Leute ruiniren; jene Spieler, die im Spiele betrügen; kurz alle, welche ihren Mitmenschen ihr rechtmäßiges Eigenthum nehmen, oder sie darum bringen."

„Das vierte Recht ist das Recht auf menschliche Ehre. Nehmlich jeder Mensch als Mensch hat einen gewissen Auspruch auf Achtung seiner Mitmenschen und die allgemeinen äußerlichen Zeichen derselben. Denn er ist so gut, wie jeder andere Mensch, und hat also die natürliche Würde des Menschen; er ist ein Werk des Schöpfers; er ist ein vernünftiges Wesen; er hat wie alle Menschen Kräfte zur Nutzbarkeit für die Welt; er ist vom Schöpfer zum Genusse des Lebens berechtigt und zur Vervollkommung und Glückseligkeit bestimmt, und folglich giebt ihm diese gleiche Würde auch gleiche Ansprüche auf menschliche, nicht bürgerliche, denn deren Bestimmung steht in der Wahl des Gesetzgebers, Ehre. Er kann verlangen, daß man ihn als Menschen behandle, und dasjenige äußerliche Betragen gegen ihn beobachte, wodurch ein Mensch den andern vom Thier oder

von leblosen Dingen unterscheidet. Wer also einem Menschen dieß unentbehrliche Bedürfniß, ohne welches er nicht froh und zufrieden leben kann, raubt, und ihn mißhandelt, ihm verächtlich begegnet, mit stolzem Betragen ihn niederschlägt, sündigt gegen die Rechte der Menschheit."

„Endlich das fünfte Recht ist das Recht frey zu urtheilen, und seine Einsichten und Urtheile laut zu sagen. Auch dieses ist ein natürliches Recht. Denn der Schöpfer hat dem Menschen Vernunft und Sprache gegeben, mit der Absicht, daß er sie gebrauchen, und selbst frey denken, und die Resultate seines Nachdenkens frey mittheilen solle, weil dadurch gemeinschaftliche Belehrung und Fortschritt in den Kenntnissen in der Welt möglich wird. Folglich hat jeder Mensch die Befugniß, über alles, was er sieht, hört oder auf andere Art wahrnimmt, nachzudenken, es nach seinem Vermögen zu beurtheilen, und diese Urtheile seinen Mitmenschen bekannt zu machen. Und wer dieses nicht leiden will, wer sich oder andern allein das Recht zuschreiben will, seine Einsichten und Urtheil von sich zu geben, und das Monopol des freyen Redens zu behaupten, der usurpirt auf

die schändlichste Weise das, was allen Menschen, nach dem unverkennbaren Willen der Gottheit, zukommt.“

„Die bürgerlichen Rechte haben ihren Grund in der Natur der Gesellschaft und jeder Mensch muß sie haben und heilig halten als Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft. Man versteht aber darunter vorzüglich die allgemeinen bürgerlichen Rechte, weil sie für das Wohl jeder bürgerlichen Verfassung unentbehrlich sind, und unterscheidet sie von den besondern bürgerlichen Rechten, die in der besondern und von der eigenen Einsicht auf bezweckendes Wohl der Gesetzgeber abhangenden Einrichtung eines Staats ihren Grund haben und in jedem Staate anders seyn können.“

Zu den erstern rechnet man das Regentschaftsrecht, mit dessen wesentlichem Innhalte wir schon sind bekannt gemacht worden; dann die Rechte des Vertrags, der Ehe und des Eides, welche auf folgende Art angegeben sind.

„Ein Vertrag heißt eine überlegte und eben dadurch freywillige Uebereinkunft zwischen zweyen oder mehrern Mitbürgern eines Staats. Dazu gehört wesentlich dieß, daß der Innhalt eines

Vertrags, das heißt, das, worüber die Kontrahenten einig werden, möglich und rechtmäßig, das ist, weder dem Staate noch dem Rechte irgend eines Menschen nachtheilig sey. Das nun, wodurch eine Uebereinkunft zu einem eigentlichen Vertrage wird, besteht in zwey Stücken, einmahl daß die Kontrahenten bey der Schließung beyde mit gesunder Ueberlegung, und also frey handelten und einstimmig waren, und dann, daß, wenn die Sache unter die Gegenstände der gesetzgebenden Macht gehört, die Obrigkeit ihn billige."

„Ein solcher Vertrag giebt jedem Kontrahenten das Recht, das von dem andern zu fordern, was ihm nach dem Innhalte des Vertrags obliegt, und legt jedem die Verbindlichkeit auf, dem andern das Versprochene ohne Widerrede zu leisten. Und dieses Recht, so wie diese Verbindlichkeit, dauert so lange, als nicht beyde Theile einstimmig den Vertrag aufheben, oder, als der Staat nicht nöthig findet, um Nachtheils willen für den Staat selbst oder für die Rechte der Unterthanen, ihn zu vernichten."

„Uebrigens sind die Arten des Vertrags mancherley. Bald ist es ein ausdrücklicher, bald ei

stillschweigender, bald ein schriftlicher, bald ein mündlicher Vertrag. Ein gewissenhafter Menschenfreund findet sich verpflichtet, jeden, den er vor sich hat, heilig zu halten. Er ist zu sehr überzeugt, daß nur dann das Wohl der menschlichen Gesellschaft kann erhalten, das Eigenthum eines jeden gesichert, der Kredit erhalten, wechselseitiges Vertrauen der Bürger gegen einander befördert werden, Handel und Wandel blühen, und die Verbindung der Unterthanen mit dem Regenten unter sich selbst bestehen können, als daß er nicht seinen höchsten Stolz in der Heiligkeit des Worthaltens finden sollte."

„Das Recht der Ehe fließt aus dem vorhergehenden Rechte. Denn die Ehe ist nichts anders, als ein bürgerlicher Vertrag, und hat also eben die Gründe der Heiligkeit, welche allen Verträgen gemein sind."

„Der Natur nach ist der Mensch bey Befriedigung seines Instinkts bloß an Geschlechtsvermischung verbunden; aber die durch das gesellschaftliche und bürgerliche Leben gebildete Vernunft hat ihn weiter geführt, und ihn gelehrt,

daß für Menschen, welche in Staaten leben, es nothwendig sey, nicht den Thieren gleich seine Naturtriebe zu befriedigen, sondern einer vernünftigen Regel zu folgen, deren Nutzbarkeit durch Erfahrung und Zusammenstimmung aller kultivirten Nationen bestätigt ist, nehmlich der Regel: sich an eine oder mehrere Personen fest zu binden und dadurch Familie zu stiften."

„Die Vortheile davon sind so augenscheinlich, daß man sie nur hören darf um ihren Werth zu fühlen. Denn dadurch wird der Staat bevölkerter; die Industrie als die Hauptquelle des Glücks eines Staats so wie dessen Reichthum gewinnt; die Erbfolge wird entscheidbarer und die Unterthanen regierbarer. Die Ehe ist überdieß auch wichtig für die Bildung der Menschheit. Die durch sie gestiftete Familienverbindung hat Einfluß auf Verstand und Charakter auf Herz und Sitten der Menschen, indem dadurch sanfte und und zärtliche Gefühle erzeugt und erhalten werden. Aber auch für die einzelnen Menschen ist die Ehe wichtig. Denn durch diese Regel erhält jeder für seine Person die Auferziehung, die ihm

Hülflosigkeit des Menschen, als Kind so unentbehrlich macht, folglich die ganze Vorbereitung auf sein eigentliches Leben, das er als nutzbares Glied der Gesellschaft einst führen soll; die Erleichterung seiner Geschäfte; den vollkommensten Genuß der Liebe und Freundschaft, der in keiner Verbindung so möglich und so gefahrlos ist, als in der Ehe; die vollkommnere Beförderung seines Wohlstandes durch das verbundene Interesse mehrerer, die ihre Kräfte vereinen, und eben wegen des so eng verknüpften Interesse, mit Treue und Stetigkeit für einander leben und wirken."

„Diese Vortheile haben die gesitteten Völker bewogen, die Geschlechtsvermischung an einen Vertrag zu binden, den man Ehe nennt."

„Das Wesen des Ehevertrags besteht darin: daß ein Mann mit Personen des andern Geschlechts überlegt und freywillig verabredet und gegenseitig versichert wird, daß beide Theile mit einander leben und hausen, Kinder zeugen und erziehen, die zum Unterhalt nöthigen Geschäfte, jedes in seiner Art betreiben, Gemeinschaft der Güter haben und alles das einander allein und ausschließend, so weit es jedem möglich ist, leisten wollen."

„Der Eid ist ebenfalls weiter nichts als ein Vertrag; nur daß diese Art des Vertrags durch Berufung auf die Gottheit feyerlicher und durch das Gefühl der Ehrfurcht gegen dieselbe heiliger wird. Denn der Eid besteht in einer feyerlichen Berufung auf die Gottheit, unter deren Augen der Schwörende entweder eine Aussage, als seiner Wissenschaft und Ueberzeugung gemäß bekräftigt oder ein Angelöbniß züsichert. Es versteht sich also von selbst, daß, wie bey allen Verträgen, also auch hier, sowohl das Wahrheitsagen, als das Angeloben etwas an sich Rechtmäßiges und und Freywilliges seyn muß."

„Die Berufung auf die Gottheit besteht aber nicht eigentlich darin, daß die Gottheit ein Zeugniß für den Schwörenden ablegen oder ihn ewig quälen soll, wenn er nicht die Wahrheit aussaget oder nicht sein Angelöbniß erfüllt; weil dieses wider alle vernünftige Begriffe von der Gottheit ist: sondern sie besteht vielmehr darin, daß der Schwörende feyerlich erklärt, daß er sich in diesem Augenblicke der allgegenwärtigen Gottheit, der er sein Daseyn, Erhaltung und alle Freuden des Lebens verdankt, erinnere, daß er unter den Au-

derselben stehe, und eben bey dieser Erinnerung an die Gottheit allem Leichtsinn entsage und seine ganze Pflicht fühle, die seiner Obrigkeit ohnehin schuldige Wahrheit zu sagen, oder ein an sich schon verbindendes Angelöbniß zu erneuern und dessen Erfüllung zu betheuern: und er verpfändet dabey seine ganze Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen auf das höchste Wesen, so wie seine ganze Achtung für die Heiligkeit menschlicher Rechte und seine Ansprüche auf die Achtung und Liebe aller Rechtschaffenen."

„Wer sonach bey dieser feyerlichen Erklärung und Verpfändung dennoch im Stande wäre, leichtsinnig zu handeln, und freywillig und ungezwungen, alle Gottesfurcht und Menschenliebe zu verläugnen und falsch zu schwören oder hinterher seinen Eid zu brechen; der würde sich selbst das schreckliche Zeugniß geben müssen, daß er der allerscheuslichste Mensch sey, der bey so ruchlosen Gesinnungen nie mit Freudigkeit zu der Gottheit aufblicken und keines Rechtschaffenen Liebe und Achtung mehr erwarten dürfe."

Und, nahm der Lehrer das Wort wieder auf, so wichtig sind diese vorgetragenen Rechte über-

haupt. Sie sind der Grund aller Tugend und alles Menschenwerths. Sie sind folglich das, was die Gottheit so unerlaßbar von allen Menschen fordert, so daß sie schlechterdings auf ihr Wohlgefallen und ihre Segnungen alle Ansprüche verlieren und keinen freudigen Blick mehr zu ihr aufheben können, wenn sie diese Forderung unerfüllt lassen. Denn wenn sie etwa zuweilen die Gesetze der Bescheidenheit, des Wohlthuns, der Verträglichkeit übertreten, das hat doch keinen entscheidenden Einfluß auf die menschliche Glückseligleit und es setzt auch das nicht schlechthin ein ganz verdorbenes, boshaftes Herz in ihnen zum Grunde. Hingegen wenn sie das Recht nicht heilig halten, dann ist in ihren Herzen der Grund, zu allen Lastern, dann ist die ganze menschliche Glückseligkeit in Gefahr, dann sind die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft zerrissen, dann sind sie Zerstörer des wohlthätigen Planes der Gottheit und der Ordnung in der Welt und betragen sich folglich als Feinde derselben.

Präget, lieben Jünglinge, das tief in eure Seele. Euer künftiges Loos sey, welches es wolle: ihr mögt bestimmt seyn zu befehlen oder

gehorchen, zu regieren oder euch zu unterwerfen, ihr werdet nur dann Ansprüche auf Liebe und Achtung eurer vernünftigen Mitmenschen, eurer Zeitgenossen und eurer Nachkommen, machen können, wenn euch allgemeine Menschenrechte und die euch nach eurem bürgerlichen Verhältnisse zukommenden besondern bürgerlichen Rechte heilig sind und ihr sie heilig und unverbrüchlich haltet.

Um euch auch indeß hier Gelegenheit zu geben, euch im Selbstdenken zu üben, muß ich bemerken, daß die Frage, welches der erste Grundsatz des Naturrechts sey, bisher großen Schwierigkeiten unterworfen war. So wird auch bald der Grund des Naturrechts mit dem Grundbegriff verwechselt und bald der Erkenntnißgrund vom Grunde des Daseyns und der Verbindlichkeit getrennt. Der eine Lehrer glaubt das Naturrecht wäre von der Sittenlehre ganz unabhängig, der andere meynt beyde flössen so sehr in einander, daß man auf ihre Gränzbestimmungen schlechterdings Verzicht thun müsse.

Der Grund des Naturrechts wird von einigen in einem allen bürgerlichen Verfassungen vorher gegangenen Stande der Natur, von andern aber

in der bereits vorhandenen Gesellschaft aufgesucht. Stand der Natur heißt einigen der bloße Zustand vernunftloser Thierheit, in welchem kein anderes Recht als das des Stärkeren gilt: andern aber der Inbegriff der ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur, die man sich in ihrer völligen Reinheit und ihrem ungehinderten Gebrauche denkt. Die ursprüngliche Anlage, welche den Grund des Naturrechts enthalten soll, wird bald für einen eigennützigen, bald für einen uneigennützigen Trieb, bald für die Triebfeder der Selbsterhaltung, bald angebohrne gesellschaftliche Neigung, bald für bloßes Bedürfniß der Sinnlichkeit, bald für eigenthümliche Handlungsweise der Vernunft ausgegeben. Durch jede dieser verschiedenen Ableitungen wird ein anderer erster Grundsatz des Naturrechtes erhalten, der seine Unbestimmtheit und Unzulänglichkeit auffallend genug durch die verschiedenen Formeln ankündigt, in welche er selbst von denjenigen, die über sein Wesen einig zu seyn glauben, eingekleidet wird.

Dieser Streit, glaubt man, würde so lange dauern, so lange wir keine auf einem allgemeingeltenden Princip fest stehende Wissenschaft der r

sprünglichen Einrichtung unsers Vorstellungs- und Begehrungsvermögens aufzuweisen haben. Ich will, ehe ich zu der Erklärung des natürlichen Rechtes auf dieses Princip einer vermeintlich fest stehenden Wissenschaft komme, noch ganz kurz des Ganges erwähnen, der sonst noch, um die Natur dieses Rechtes zu zeigen, genommen zu werden pflegt.

Die Natur des Menschen, sagt der eine, muß man einzig und allein hören, wenn man ihre Gesetze verstehen lernen will, und die Lehrer der Menschenrechte müssen nicht die Meynungen der Gelehrten nachsprechen, nicht mit gelehrten Kritiken den Verstand betäuben, sondern nur die evidente Vernunftsprache der Menschennatur reden, um die Wahrheit ihren Mitmenschen empfindbar zu machen. Die Evidenz allein ist es, die in den Gesetzen der Natur für den Menschen leuchten muß, wenn er nicht irre geführt werden soll.

Das Werk eines wahren Rechtsgelehrten, oder die Jurisprudenz, heißt es dann ferner, ist die Wissenschaft von den Gesetzen und ihrer Anwendung auf vorkommende Fälle.

Nach

Nach dem Unterschiede der Gesetze zeigt sich auch ein Unterschied der Rechtswissenschaft. Die Wissenschaft von den natürlichen Gesetzen, und ihrer Anwendung heißt das Naturrecht, das allgemeine Recht, das philosophische Recht. Aber die Wissenschaft von den positiven Gesetzen und ihrer Anwendung auf vorkommende Fälle, wird das positive Recht oder die positive Rechtsgelehrtheit genennt. –

Das erste und mithin auch alle die Rechte, die daraus hergeleitet werden, behauptet man dann ferner, gründet sich auf den herrschenden Sinn eines Menschen, nach dem er ein Principium von der Ausbreitung und Vervielfältigung der Menschenthätigkeit ist, das heißt, auf Liebe zur Menschheit oder Menschenliebe, oder in Ausübung guter und Unterlassung böser Handlungen.

Gut ist die Handlung eines Menschen, wenn sie ihn fähiger und geneigter macht, die positiven Bestimmungen der Menschenkraft, Seyn, Leben, Denken, mit Bewußtseyn denken, wahr denken, den wahren Gedanken gemäße Neigungen und Abneigungen haben, und diesen Neigungen

Abneigungen gemäß das, was sonst nicht da ist, irgendwo realisiren, außer sich mittheilen.

Offenbar böse aber ist eine Handlung, die es dem Menschen schwerer, oder ihn abgeneigter macht, diese Mittheilung zu bewirken,

Die Verbindlichkeiten und Pflichten sind mancherley. Aber der Mensch, der mit Vernunft der Natur der Menschheit gemäß handelt, kann die wesentliche Gerechtigkeit nicht von der natürlichen Menschenliebe trennen. Wer sie trennt, der thut etwas, das der natürlichen Stimmung des Menschen schlechterdings zuwider ist.

Hier fließen also Moral und Naturrecht in eins zusammen. Doch werden, um gewisse Grenzen festzusetzen, in Hinsicht des Satzes, von Erreichung der höchst möglichen Vollkommenheit und Glückseligkeit folgende drey Fragen aufgestellt.

Erstlich: was ist gut, was ist böse, oder was muß ich thun, was muß ich lassen?

Zweytens: Wie stärke ich meine Kraft so, daß sie überwiegend geneigt, und tüchtig werde, das Gute zu thun, und das Böse zu lassen?

Drittens: wie gehe ich zu Werke, um den Hindernissen auf dem Wege des Guten auszuweichen und um dieselben zu überwinden?

Und dann wird vorgegeben: daß das erste den wesentlichen Innhalt des Naturrechtes; das zweyte der Sittenlehre, und das dritte der philosophischen Klugheitslehre oder allgemeinen Politik ausmache. Indeß wird auch bald wieder gezeigt, daß das Naturrecht nicht allein die Zwangsgesetze oder sogenannten vollkommnen Gesetze, sondern auch die unvollkommnen oder die Gesetze der moralischen Vollkommenheit in sich begreife.

Zwangsgesetze, welche eine vollkommne Verbindlichkeit ausdrücken, dringen nur auf Unterlassung des Bösen, und gründen sich auf das Recht, das jeder Mensch von Natur hat, seinen Mitmenschen zu zwingen, daß er Böses unterlasse und das begangene Böse wieder gut mache.

Unvollkommene Gesetze aber, welche eine unvollkommne Verbindlichkeit oder eine Liebespflicht ausdrücken, bezeichnen die Verbindlichkeit des Menschen zur Vergrößerung, Erhöhung und Vervielfältigung des Guten und gründen sich auf den

Satz: daß der Mensch von Natur kein Recht habe seinen Mitmenschen zu zwingen, daß er den Kreis der positiven Bestimmungen oder der innerlichen oder äußerlichen Vollkommenheiten, oder den Genießungskreis der Menschheit erhöhe und erweitere oder einem Menschen Gutes thue.

Hierauf wird die Anwendung dieser Prämissen gemacht und von den Pflichten und Rechten des Menschen im absoluten Naturstande ohne und in Hinsicht von Mitmenschen, im hypothetischen Naturstande und der Menschen in Gesellschaft gemacht. Das heißt: es folgt eine Erweiterung der Rechte, die wir oben angegeben haben. Da wir also mit den wesentlichen Theilen bekannt sind, so verlassen wir diese Bahn, und blicken auf die hin, welche von einem andern vorgezeichnet wird.

Hier finden wir die ersten Grundsätze des Naturrechts auf folgende Art erörtert.

Die Befugniß, das sittliche Vermögen, sich eines Dinges als Mittel zu seiner Glückseligkeit zu bedienen, heißt ein Recht. Das Vermögen aber heißt sittlich, wenn es mit den Gesetzen der Weisheit und Güte bestehen kann, und die Din-

ge, die als Mittel zur Glückseligkeit dienen können, werden Güter genannt. Der Mensch hat also ein Recht auf gewisse Güter oder Mittel zur Glückseligkeit, in so weit solches den Gesetzen der Weisheit und Güte nicht widerspricht.

Was nach den Gesetzen der Weisheit und Güte geschehen muß, oder dessen Gegentheil den Gesetzen der Weisheit oder der Güte widersprechen würde: heißt sittlich nothwendig. Die sittliche Nothwendigkeit, Schuldigkeit, etwas zu thun, oder zu unterlassen, ist eine Pflicht.

Die Gesetze der Weisheit und Güte können sich nicht einander widersprechen. Wenn ich also ein Recht habe etwas zu thun; so kann mein Nebenmensch kein Recht haben, mich daran zu verhindern; sonst wäre eben dieselbe Handlung zu einerley Zeit sittlich möglich und sittlich unmöglich. Einem jeden Rechte entspricht also eine Pflicht; dem Rechte zu thun entspricht die Pflicht zu leiden; dem Rechte zu fordern, die Pflicht zu leisten.

Weisheit mit Güte verbunden, heißt Gerechtigkeit. Das Gesetz der Gerechtigkeit, auf welches ein Recht sich gründet, ist entweder von de

Beschaffenheit, daß alle Bedingungen, unter welchen das Prädikat dem Subjecte zukommt, dem Rechthabenden gegeben sind, oder nicht. In dem ersten Falle ist es ein vollkommenes, in dem andern ein unvollkommenes Recht. Bey dem unvollkommenen Rechte nehmlich, hängt ein Theil der Bedingungen, unter welchen das Recht zukommt, von dem Wissen und Gewissen des Pflichtträgers ab. Dieser ist also auch in dem ersten Falle vollkommen, in dem andern aber nur unvollkommen zu der Pflicht verbunden, die jenem Rechte entspricht. Es giebt vollkommene und unvollkommene sowohl Pflichten als Rechte. Jene heißen Zwangsrechte und Zwangspflichten; diese hingegen Ansprüche, Bitten, und Gewissenspflichten. Jene sind äußerlich, diese aber nur innerlich. Zwangsrechte dürfen mit Gewalt erpreßt; Bitten aber verweigert werden. Unterlassung der Zwangspflichten ist Beleidigung, Ungerechtigkeit, der Gewissenspflichten aber bloß Unbilligkeit.

Die Güter, auf welche ein Mensch ausschließendes Recht hat, sind seine eigenen Fähigkeiten, die Produkte seines Fleißes, oder was er durch seine eigenthümlichen Fähigkeiten hervorbringt,

oder dessen Fortkommen er befördert, was er anbaut, hegt, schützt, und dann diejenigen Güter der Natur, die er mit den Produkten seines Fleißes so verbunden, daß sie von denselben ohne Zerstörung nicht mehr getrennt werden können, die er sich also zu eigen gemacht hat. Hierin besteht also sein natürliches Eigenthum, und diese Güter sind auch im Stande der Natur, bevor noch irgend ein Vertrag unter den Menschen statt gefunden, von der ursprünglichen Gemeinschaft der Güter ausgeschlossen worden. Die Menschen besitzen nehmlich ursprünglich nur diejenigen Güter gemeinschaftlich, die von der Natur, ohne eines Menschen Fleiß und Beförderung hervorgebracht werden. Nicht alles Eigenthum ist bloß conventionell.

Der Mensch kann ohne Wohlthun nicht glücklich seyn; nicht ohne leidendes, aber eben so wenig ohne thätiges Wohlthun. Er kann nicht anders, als durch gegenseitigen Beystand, durch Wechsel von Dienst und Gegendienst, durch thätige und leidende Verbindung mit seinen Nebenmenschen, vollkommen werden.

Wenn also der Mensch Güter besitzt, oder Mittel zur Glückseligkeit in seinem Vermögen hat, die er entbehren kann, das ist, die nicht nothwendig zu seinem Daseyn erforderlich sind, und zu seinem Besserseyn dienen; so ist er verpflichtet, solche zum Theil zum Besten seines Nebenmenschen, zum Wohlwollen anzuwenden; denn Besserseyn ist von Wohlwollen unzertrennlich.

Er hat aber auch aus ähnlichen Ursachen ein Recht auf seines Nebenmenschen Wohlwollen. Der Beweis ist der nehmliche.

Wie aber das Vermögen der Menschen eingeschränkt, und also erschöpflich ist; so kann dasselbe Vermögen oder Gut zuweilen nicht mir und meinem Nebenmenschen zugleich dienen. So kann ich auch dasselbe Vermögen oder Gut nicht gegen alle meine Nebenmenschen, nicht zu allen Zeiten, auch nicht unter allen Umständen zum Besten anwenden; und da ich schuldig bin von meinen Kräften den bestmöglichsten Gebrauch zu machen, so kommt es auf die Auswahl und nähere Bestimmung an, wie viel von dem Meinigen ich zum Wohlthun bestimmen soll? Gegen wen? zu welcher Zeit? und unter welchen Umständen?

Wer soll dieses entscheiden? Wer die Collisionsfälle schlichten? Nicht mein Nächster; denn ihm sind nicht alle Gründe gegeben, aus welchen der Streit der Pflichten entschieden werden muß. Zudem würde jeder Andere eben das Recht haben, und wenn von meinen Nebenmenschen jeder zu seinem Vortheile entscheiden sollte, wie wahrscheinlicher Weise geschehen dürfte, so wäre die Verlegenheit nicht gehoben.

Mir, und mir allein, kommt also im Stande der Natur das Entscheidungsrecht zu, ob und wie viel, wenn, wem und unter welchen Bedingungen ich zum Wohlthun verbunden bin, und ich kann im Stande der Natur durch keine Zwangsmittel, zu keinerley Zeit, zum Wohlthun angehalten werden. Meine Pflicht wohlzuthun ist bloß Gewissenspflicht, davon ich äußerlich niemanden Rechenschaft zu geben habe; so wie mein Recht auf Anderer Wohlthun bloß ein Recht zu *bitten* ist, das abgewiesen werden kann.

Im Stande der Natur sind alle positive Pflichten der Menschen gegen einander bloß un vollkommene Pflichten; so wie ihre positive R

te auf einander bloß unvollkommene Rechte, keine Pflichten, die erpreßt werden können, keine Rechte, die Zwang erlauben.

Bloß die Unterlassungspflichten sind im Stande der Natur vollkommen. Ich bin vollkommen verpflichtet, niemanden zu schaden, und vollkommen berechtigt, zu verhindern, daß niemand mir schade. Schaden aber heißt, wie bekannt, wider das vollkommene Recht eines Andern handeln.

Die Entschädigungspflicht macht keine Ausnahme von der Regel. Die Entschädigung ist zwar eine positive Pflicht; die Verbindlichkeit aber zu derselben fließet im Grunde aus der Unterlassungspflicht: beleidige nicht! denn der Schaden, den ich meinem Nächsten zugefügt habe, ist, so lange er seiner Wirkung nach nicht aufgehoben wird, als eine fortgesetzte Beleidigung anzusehen. Ich handele also eigentlich wider eine negative Pflicht, so lange ich die Entschädigung unterlasse, denn ich fahre fort zu beleidigen.

Auch das natürliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist diesem allgemeinen Naturgesetz nicht zuwider. Es ist leicht zu erachten, daß

nur diejenigen Personen im Stande der Natur unabhängig sind, denen man eine vernunftmäßige Entscheidung der Collisionsfälle zutrauen kann. Kinder können das nicht, es bleibt also ihren Eltern überlassen, so wie es deren Pflicht ist ihre Kinder in der Kunst, die Collisionsfälle vernünftig zu entscheiden, nach und nach zu üben und so wie deren Vernunft zunimmt, ihnen auch allmählich den freyen, unabhängigen Gebrauch ihrer Kräfte zu überlassen.

Niemand ist im Stande der Natur befugt, die Eltern zur Erziehung ihrer Kinder mit Gewalt anzuhalten. Daß aber die Eltern gegen einander selbst dieses Zwangsrecht haben, fließet aus der Verabredung, die sie, ob schon nicht in Worten, doch durch die Handlung selbst, getroffen zu haben, vorausgesetzt wird.

Wer ein zur Glückseligkeit fähiges Wesen hervorbringen hilft, ist nach dem Gesetze der Natur verbunden, die Glückseligkeit desselben zu befördern, so lange es selbst noch in dem Stande nicht ist, für sein Fortkommen zu sorgen. Dieses ist die natürliche Pflicht der Erziehung, d

zwar an und für sich bloß eine Gewissenspflicht ist, durch die Handlung selbst aber haben sich die Eltern verstanden, einander hierin beyzustehen, das ist, dieser ihrer Gewissenspflicht gemeinschaftlich Genüge zu leisten — ihren Sprößling gemeinschaftlich der Glückseligkeit fähig zu machen oder zu erziehen.

Aus diesem Grunde fließen alle Pflichten und Rechte des Ehestandes ganz natürlich, und es ist nicht nöthig, ein doppeltes Principium anzunehmen, um alle Pflichten der Ehe und des Hausstandes aus demselben herzuleiten. Die Pflicht der Erziehung folgt aus der Verabredung, Kinder zu erzeugen, und die Schuldigkeit in einen gemeinschaftlichen Hausstand zu treten aus der gemeinschaftlichen Pflicht zur Erziehung.

Mithin ist auch die Erziehungspflicht der Eltern, ob sie schon in gewisser Betrachtung eine Zwangspflicht zu nennen ist, keine Ausnahme von dem angeführten Naturgesetz, daß der Mensch im Stande der Natur unabhängig sey, und ihm allein das Recht zukomme, die Collisionsfälle zwischen Selbstgebrauch und Wohlwollen zu entscheiden.

In diesem Rechte bestehet die natürliche Freyheit des Menschen, die einen großen Theil seiner Glückseligkeit ausmacht. Die Unabhängigkeit gehört also zu seinen eigenthümlichen Gütern, deren er sich als Mittel zu seiner Glückseligkeit zu bedienen befugt ist, und wer ihn in dem Gebrauche derselben stöhret, der beleidiget ihn und begeht eine äußerliche Ungerechtigkeit.

Allein, habe ich im Stande der Natur den Fall entschieden, wem, wenn und wie viel ich von dem Meinigen überlassen will; habe ich diesen meinen freyen Entschluß hinlänglich zu erkennen gegeben, und mein Nächster, dem zum Besten der Ausspruch geschehen, hat das Gute in Empfang genommen; so muß die Handlung, Kraft und Würkung haben, wenn mein Entscheidungsrecht etwas bedeuten soll. Das Gut muß aufhören das meine zu seyn, und nunmehr wirklich meines Nächsten geworden seyn. Das vorhin unvollkommen gewesene Recht meines Nächsten muß durch diese Handlung ein vollkommenes Recht geworden, so wie mein vollkommen gewesenes Recht in ein unvollkommenes übergegangen seyn, sonst wäre meine Entscheidung null. Nach vollzogener

Handlung also kann ich das abgetretene Gut, ohne Ungerechtigkeit, mir nicht mehr anmaßen, und wenn ich es thue, so beleidige ich, so handele ich wider das vollkommene Recht meines Nächsten.

Dieses gilt sowohl von körperlichen beweglichen Gütern, die von Hand in Hand gegeben und angenommen werden können, als von unbeweglichen oder auch geistigen Gütern, davon die Rechte bloß durch hinlängliche Willenserklärung abgetreten und angenommen werden können.

Auf diese Weise kann das Eigenthum von Person zu Person wandern. Was ich durch meinen Fleiß zu dem meinigen gemacht, wird durch Abtreten das Gut eines Andern, das ich nicht wieder nehmen kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Und nun noch einen Schritt näher, so stehet die Gültigkeit der Verträge auf sicheren Füßen. Das Recht, die Collisionsfälle zu entscheiden, ist ein unkörperliches Gut des unabhängigen Menschen, in so weit es ein Mittel zu seiner Glückseligkeit werden kann. Jeder Mensch hat im Stande der Natur auf den Genuß dieses Mittels zur

Glückseligkeit ein vollkommenes, und sein Nebenmensch ein unvollkommenes Recht. Da aber der Genuß dieses Rechts wenigstens in vielen Fällen zur Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist, so ist es ein entbehrliches Gut, das, vermöge des Erwiesenen, abgetreten, und, vermittelst einer hinlänglichen Willenserklärung, einem Andern überlassen werden kann. Eine Handlung wodurch dieses geschiehet, heißt ein Versprechen, und wenn von der andern Seite die Annahme hinzukommt, das ist, die Einwilligung in dieses Uebertragen der Rechte hinlänglich zu erkennen gegeben wird, so entstehet ein Vertrag. Demnach ist ein Vertrag nichts anders, als von der einen Seite die Ueberlassung, und von der andern Seite, die Annahme des Rechts, in Absicht auf gewisse, dem Versprecher entbehrliche Güter, die Collisionsfälle zu entscheiden.

Ein solcher Vertrag muß, vermöge des vorhin Erwiesenen, gehalten werden. Das Entscheidungsrecht, welches vorhin einen Theil meiner Güter ausmachte, das meine war, ist durch diese Abtretung das Gut meines Nächsten, das Seine geworden, und ich kann es ihm, ohne Beleidi-

gung nicht wieder entziehen. Den Anspruch, den er auf den Gebrauch dieser meiner Unabhängigkeit, in so weit sie nicht zu meiner Erhaltung nothwendig ist, so wie jeder andere machen konnte, ist durch diese Handlung in ein vollkommenes Recht übergegangen, das er sich mit Gewalt zu erzwingen befugt ist. Dieser Erfolg ist unstreitig, sobald mein Entscheidungsrecht Kraft und Wirkung haben soll.

Wir wollen das Gesagte uns durch ein Beyspiel versinnlichen und dadurch die Bedingungen festsetzen, unter welchen nach erwähnten Grundsätzen ein Vertrag gültig sey, und gehalten werden müsse.

Wir wollen annehmen: Rhamses besitzet ein Gut, irgend ein Mittel zur Glückseligkeit: den Gebrauch seiner natürlichen Fähigkeit selbst, oder das Recht auf die Früchte seines Fleißes, und die damit verbundenen Güter der Natur, oder was sonst auf eine gerechte Weise ihm zu eigen geworden, es sey solches ein körperliches oder unkörperliches Ding, als nehmlich Gerechtsame, Freyheiten und dergleichen.

Dieses

Dieses Gut aber gehört nicht unumgänglich zu seinem Daseyn, und kann also zum Besten des Wohlwollens, das ist, zum Nutzen Anderer angewendet werden.

Lusaq hat auf dieses Gut ein unvollkommenes Recht. Er kann so wie jeder andere Mensch verlangen, aber nicht zwingen, daß dieses Gut jetzt zu seinem Besten angewendet werde. Das Recht zu entscheiden, gehöret dem Rhamses, ist das seine, und darf ihm mit Gewalt nicht entzogen werden.

Nunmehr bedienet sich Rhamses seines vollkommenen Rechts, entscheidet zum Vortheil des Lusaq und giebt seine Entscheidung durch hinlängliche Zeichen zu erkennen, das heißt, er verspricht.

Lusaq nimmt an, und giebt seine Einwilligung gleichfalls auf eine bedeutende Weise zu verstehen.

So ist der Ausspruch des Rhamses wirksam und von Kraft, das ist, jenes Gut, das ein Eigenthum des Rhamses, das seine gewesen, ist durch diese Handlung zum Gute des Lusaq geworden. Das vollkommene Recht des Rhamses ist in

ein unvollkommnes übergegangen, so wie das unvollkommene Recht des Lusaq in ein vollkommenes Zwangsrecht verwandelt worden ist.

Rhamses muß sein rechtskräftiges Versprechen halten, und Lusaq kann ihn, im Verweigerungsfalle, mit Gewalt dazu zwingen.

Durch Verabredungen dieser Art verläßt der Mensch den Stand der Natur, und tritt in den Stand der gesellschaftlichen Verbindung; und seine eigene Natur treibet ihn an, Verbindungen mancherley Art einzugehen, um seine schwankenden Rechte und Pflichten in etwas Bestimmtes zu verwandeln. Nur der Wilde klebt, wie das Vieh, an dem Genusse des gegenwärtigen Augenblickes. Der gesittete Mensch lebt auch für die Zukunft, und will auch für den nächsten Augenblick worauf Rechnung machen können. Schon der Vermehrungstrieb, wenn er nicht bloß viehischer Instinkt seyn soll, zwinget die Menschen zu einem gesellschaftlichen Vertrage, davon man sogar bey vielen Thieren etwas Analogisches findet.

Die Menschen bedürfen einander, hoffen und versprechen, erwarten und leisten einer dem an-

dern Dienst und Gegendienst. Die Vermischung von Ueberfluß und Mangel, Kraft und Bedürfniß, Eigensucht und Wohlwollen, die ihnen die Natur gegeben, treibet sie an, in gesellschaftliche Verbindung zu treten, um ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen weitern Spielraum zu verschaffen. Jedes Individuum ist verbunden, einen Theil seiner Fähigkeiten und der dadurch erworbenen Rechte, zum Besten der verbundenen Gesellschaft anzuwenden, aber welchen? wenn? und zu welchem Zwecke? An und für sich sollte dieses nur der bestimmen, der leisten soll. Man kann aber auch für gut finden, auf dieses Recht der Unabhängigkeit durch einen gesellschaftlichen Vertrag Verzicht zu thun, und durch Positivgesetze die unvollkommene Pflichten in vollkommene verwandeln, das heißt, man kann die nähere Bestimmungen verabreden und festsetzen, wie viel jedes Mitglied, von seinen Rechten zum Nutzen der Gesellschaft zu verwenden, soll gezwungen werden können. Der Staat, oder die den Staat vorstellen, werden als eine moralische Person betrachtet, die über diese Rechte zu schalten hat. Der Staat hat also Rechte und Gerechtsame auf Güter und Handlungen der

Menschen. Er kann nach dem Gesetze geben und nehmen, vorschreiben und verbieten, und weil es ihm auch um Handlung als Handlung zu thun ist, bestrafen und belohnen. Der Pflicht gegen meinen Nächsten geschieht äußerlich Genüge, wenn ich ihm leiste, was ich soll; meine Handlung mag erzwungen oder freywillig seyn. Kann nun der Staat nicht durch innere Triebfedern wirken, und dadurch für mich mit sorgen; so wirkt er wenigstens durch äußere, und verhilft meinem Nächsten zu dem Seinigen.

In Absicht auf Gesinnungen ist es anders. Hier muß unterrichtet, belehret, aufgemuntert, aber weder belohnt noch bestraft, weder erzwungen noch bestochen werden; denn auch der Staat hat durch keinen Vertrag das mindeste Zwangsrecht über Gesinnungen erlangen können. Ueberhaupt kennen die Gesinnungen der Menschen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang. Ich kann auf keine meiner Gesinnungen als Gesinnung betrachtet, aus Liebe zu meinem Nächsten Verzicht thun; kann ihm keinen Antheil an meiner Urtheilskraft aus Wohlwollen überlassen und abtreten, und eben so wenig ein Recht auf seine Gesinnun-

gen mir anmaßen, oder auf irgend eine Weise erwerben. Das Recht auf unsere eigene Gesinnungen ist unveräußerlich, kann nicht von Person zu Person wandern; denn es giebt und nimmt keinen Anspruch auf Vermögen, Gut und Freyheit.

Ich gebe jetzt noch den versprochenen Begriff an, der aus einer Wissenschaft hergeleitet ist, die ein fest stehendes Principium hat. Sie leitet sich aus der Schule des Thoûth und der Geist, der darinn herrscht, führt die Sprache jenes Buches, welches Thoûth dem Osiris auf der Insel Isis vorlas. Weil nun dadurch, wie man behauptet, aller Streit über Grundbegriff und Systemenform beendigt, so verdiente die Sache allerdings etwas umständlicher erörtert zu werden: allein es sey uns jetzt genug, die Einverständnisse der philosophirenden Vernunft mit sich selbst über die Quelle der Pflicht und des Rechtes hier aufzustellen und nach einer gedrängten erklärenden Einleitung das übrige eurem eigenen Nachdenken zu überlassen.

Man philosophirt hier so.

Die Quelle der Moralität, der Bestimmungsgrund des Sittengesetzes, und folglich auch die wirkende Ursache des sittlichen Gefühls ist nicht in der Empfänglichkeit für Lust und Unlust, oder in dem Triebe noch Vergnügen zu finden, möge man sich auch diesen Trieb durch Erziehung, durch bürgerliche Verfassung oder durch Klugheit modificiret denken; möge man denselben vernünftige Selbstliebe, Streben nach Glückseligkeit, oder auch selbst Trieb nach Vollkommenheit nennen, und das Gesetz, dem er für den Willen Sanktion geben soll, in der menschlichen oder in der göttlichen Vernunft, oder in dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge an sich aufsuchen.

Das Sittengesetz zeichnet sich vielmehr dadurch unter allen wirklichen und möglichen Gesetzen aus, daß es eine Vorschrift ist, die den Grund ihrer Nothwendigkeit in sich selber enthält, daher ohne alle fremde Sanktion Gesetz ist, und folglich lediglich um ihrer selbstwillen befolgt werden kann.

Die Quelle dieses Gesetzes ist allein in der selbstthätigen Natur der Vernunft anzutreffen,

welche, in wiefern sie dem Willen ein Gesetz giebt, das seine absolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit nur durch sie allein erhält, und das nur durch Freyheit des Willens ausgeübt und übertreten werden kann, praktische Vernunft heißt.

Unter Vernunft versteht man das Vermögen der Person zu den durch ihre übrigen Vermögen möglichen Wirkungen sich selbst Vorschriften oder Regeln zu geben.

Jede Vorschrift, zu welcher der Vernunft ein Grund außer ihrem eigenen Vermögen gegeben seyn muß, heißt in so fern theoretisch, und das Vermögen der Person gegebene Gründe zur Allgemeinheit einer Regel zu erheben, oder aus gegebenen Gründen Vorschriften zu erzeugen, heißt theoretische Vernunft. Die gegebenen Gründe zu solchen Vorschriften aufzusuchen, heißt räsonniren.

Die Vorschrift, zu welcher der Vernunft kein Grund außer ihrem eigenen Vermögen gegeben ist, heißt praktisch, und das Vermögen, der Person eine Vorschrift zu geben, zu welcher der Grund in ihrer bloßen Selbstthätigkeit liegt, heißt praktische Vernunft. Solche Regeln aufstellen,

heißt durch reine Vernunft handeln, nicht Räsonniren aber auch nicht Wollen.

Die theoretische Vorschrift wird nicht durch bloße Vernunft absolut nothwendig, das heißt, ein Gesetz, sondern nur durch den der Vernunft gegebenen Grund. Sie ist daher ein bedingtes, das ist, ein von einer außerhalb der Vernunft selbst gelegenen Bedingung abhängiges Vernunftgesetz.

Die praktische Vorschrift wird durch bloße Vernunft, in welcher ihr Grund allein enthalten ist, zu einer absolut nothwendigen Vorschrift oder zum Gesetz. Sie allein ist also ein schlechthin unbedingtes, von allen außer der bloßen Selbstthätigkeit gelegenen Bedingungen unabhängiges Vernunftgesetz.

In wiefern das praktische Gesetz in derjenigen Vorschrift besteht, deren Grund in der Selbstthätigkeit der Vernunft liegt, in so fern heißt es ein Gesetz der Freyheit.

In wiefern das theoretische Gesetz in derjenigen Vorschrift besteht, deren Grund nicht in der Selbstthätigkeit der Vernunft liegt, sondern

außerhalb derselben gegeben ist, in so fern heißt es ein Naturgesetz.

Da das praktische Gesetz außer dem Vermögen sich selbst Vorschrift zu geben, keinen Grund hat, so kann es auch nur in einer solchen Vorschrift bestehen, die keinen andern Zweck hat, als die Vorschrift selbst, in einer Regel, die lediglich durch sich selbst gilt, in dem Gesetze, das keiner Sanktion bedarf, weil es dieselbe in sich selbst enthält. Die ursprüngliche, einzig mögliche, unveränderliche Handlungsweise der praktischen Vernunft, das Gesetz ihrer Natur, besteht also in der unbedingten Gesetzgebung, im Aufstellen der Vorschrift um der Vorschrift willen, in der Autonomie der Vernunft.

Dem praktischen Gesetze kann nur die Wirkungsart unterworfen seyn, die lediglich von der Person als Person abhängt. Diese besteht einzig und allein in dem Wollen, oder in der Handlung der Person, durch welche sich dieselbe zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des Begehrungsvermögens sebst bestimmt. Das Gesetz der praktischen Vernunf

hat also kein anderes Objekt als das Wollen, und die praktische Vernunft schreibt nicht den Forderungen, sondern den Befriedigungen oder Nichtbefriedigungen des Begehrens, in wiefern dieselben von der Freyheit der Person abhängen, ein Gesetz vor, das nur durch diese Freyheit, nur freywillig, beobachtet, aber eben darum auch übertreten werden kann.

Auch als Gesetz des Willens, als Gesetz, dem sich die Person nur durch Freyheit unterwerfen kann, ist das praktische Gesetz, Gesetz der Freyheit, und von jedem bloß theoretischen Gesetze des Begehrens, dahin auch das Gesetz des Strebens nach Glückseligkeit gehört, als bloßem Naturgesetze wesentlich verschieden.

Die praktische Vernunft ist nicht der Wille, und der Wille ist nicht die praktische Vernunft, selbst der reine Wille nicht. Reines Wollen ist Selbstbestimmung zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung des Begehrens, um des praktischen Gesetzes willen. Die Handlung des reinen Willens ist eine Handlung nach diesem Gesetze. Die Handlung der praktischen Vernunft stellt das

bloße Gesetz im Selbstbewußtseyn auf. Diese ist Handlung durch bloße Vernunft, die nur diese einzige Handlungsweise hat; jene ist Handlung durch Freyheit des Willens, die zweyerley Handlungsweisen hat, die als reiner oder als unreiner Wille handeln kann.

Sitten, in engster Bedeutung des Wortes, heißen die freywilligen Befriedigungen und Nichtbefriedigungen des Begehrungsvermögens. Das praktische Gesetz heißt Sittengesetz, in wiefern ihm diese Befriedigungen und Nichtbefriedigungen untergeordnet sind, und Gesetz des reinen Willens, in wiefern reines Wollen sein Objekt ist.

Pflicht ist alles, was durch das Sittengesetz nothwendig, Recht, was durch dasselbe möglich, Unrecht, was durch dasselbe unmöglich ist.

Das Bewußtseyn der Uebereinstimmung oder des Widerspruches einer Willenshandlung mit dem Sittengesetz kündiget sich dem Gefühlvermögen durch Vergnügen oder Mißvergnügen an, und hierin besteht das sittliche Gefühl.

In wiefern nun die Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit, Rechtmäßigkeit oder Unrechtm

ßigkeit, die sich durch das sittliche Gefühl ankündiget, von dem Sittengesetz abhängt, in so fern ist die praktische Vernunft die wirkende Ursache des sittlichen Gefühls.

Das Naturrecht schränkt sich zwar auf das Recht, das durch Zwang durchgesetzt, und das Unrecht, das durch Zwang gehindert werden darf, ein, und beschäftiget sich folglich nur mit einer Art des Rechts, das aber eben darum, in wiefern es unter die Gattung Recht gehört, durch das Sittengesetz bestimmt wird.

Ungeachtet der Zwang physische Kräfte, und gegebene Fälle der äußeren Erfahrung, und daher außer dem Bewußtseyn des Sittengesetzes noch andere Thatsachen und Ueberzeugungen voraussetzt, so kann doch durch alle diese Thatsachen und Ueberzeugungen nur die Anwendung des praktischen Gesetzes, nicht das Gesetz selbst, bestimmt werden, von welcher die Rechtmäßigkeit des Zwanges abhängt. Das Gefühl von Recht und Unrecht ist daher in allen seinen möglichen Arten und Aeußerungen Wirkung der praktischen Vernunft, und als solche, bey allen seinen noch so

verschiedenen Erscheinungen, selbst da wo es im irrigen Gewissen geschäftig ist, seiner Quelle nach nothwendig und allgemein, seinem Objekte nach unveränderlich, seiner Natur nach uneigennützig und untrüglich.

Die wirkende Ursache des Gefühls von Recht und Unrecht ist daher keinesweges in der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Einrichtungen, sondern in einer Triebfeder des menschlichen Geistes aufzusuchen, die nicht von außenher gespannt wird, aber doch zur Aeußerung ihrer Selbstthätigkeit derjenigen Erfahrung bedarf, die sich nur im Schooße der Gesellschaft machen läßt.

Will man sich nun aus diesem Systeme die Darstellung der Grundbegriffe und Grundsätze der Moral und des Naturrechts herleiten, so muß man allenfalls folgender Gestalt zu Werke gehen.

Das menschliche Begehrungsvermögen, räsonnirt man, hat zwey ursprünglich, wesentlich verschiedene und wesentlich vereinigte Triebe, wovon der eine, in der Sinnlichkeit gegründet, das Vergnügen überhaupt zum Objekt hat, der andere, in der persönlichen Selbstthätigkeit vor-

handen, ein lediglich durch sich selbst nothwendiges Gesetz aufstellt.

Jenen, der durch Lust und Unlust in Thätigkeit gesetzt und befriediget wird, nennt man den eigennützigen Trieb. Man begreift darunter ohne Ausnahme alles unwillkührliche Streben, welches Genuß, er sey auch von was immer für einer Art, zum Objekt hat.

Unter diesem, dem uneigennützigen Triebe, versteht man einzig und allein die praktische Vernunft im Gegensatz mit dem Triebe nach Vergnügen, in wiefern sie als ein Trieb gedacht werden muß, dessen Forderung ein Gesetz ist, dem alle freywilligen Befriedigungen des eigennützigen Triebes unterworfen sind.

Wille heißt das Vermögen der Person, sich selbst zur wirklichen Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebes zu bestimmen.

Die bloße Forderung des eigennützigen Triebes heißt ein Begehren in engerer Bedeutung, und ist als die Wirkung des sinnlichen, theils durch Eindrücke von außen gezwungenen, theils

an die Einrichtung der Organisation gebundenen Triebes, des Instinktes, nothwendig.

In Rücksicht der Person, die durch den Willen handelt, ist die Forderung des eigennützigen Triebes bloßer Reitz, Antrieb, und in dieser Eigenschaft nothwendig und unwillkührlich; die Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieser Forderung aber, in wiefern sie vom Willen abhängt, ist zufällig und willkührlich.

In wiefern die bloße Forderung des uneigennützigen Triebes durch die Freyheit der Person zur Triebfeder der Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebes gebraucht wird, heißt sie reines Wollen, und ist in dieser Eigenschaft frey.

Das Vermögen der Person, sich selbst in Rücksicht auf die Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes der Forderung des uneigennützigen entweder gemäß, oder derselben zuwider zu bestimmen, ist die natürliche Freyheit des Willens.

Sittlichkeit in weiterer Bedeutung, Moralität, heißt das bey einer Willenshandlung vor

kommende Verhältniß zwischen Forderungen des eigennützigen und uneigennützigen Triebes; Sittlichkeit in engerer Bedeutung, moralische Güte, die bey einer Willenshandlung vorkommende Unterordnung der Befriedigung des eigennützigen Triebes unter die Forderung des uneigennützigen; das Gegentheil davon ist Unsittlichkeit, Immoralität.

Nur freywillige Handlungen können sittlich oder unsittlich seyn. Denn ohne Freyheit des Willens ist keine Moralität denkbar, und alle unfreywilligen Handlungen sind nicht moralisch.

Als Objekt des Willens bedeutet die Sittlichkeit, die durch die praktische Vernunft bestimmte Gesetzmäßigkeit der freywilligen Befriedigungen oder Nichtbefriedigungen des eigennützigen Triebes, oder das Gesetz des Willens, in wie fern durch dasselbe die Möglichkeit, Nothwendigkeit und Unmöglichkeit solcher Befriedigungen bestimmt ist. In dieser Bedeutung ist sie Objekt der Wissenschaft, welche Moral heißt, und kann erlernt werden.

Als Beschaffenheit des Willens bedeutet die Sittlichkeit die freye Selbstbestimmung der Per-

son

son zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes um des praktischen Gesetzes willen, den sittlichen Willen selbst. In dieser Bedeutung ist sie Objekt der Freyheit, und kann nicht erlernt, sondern nur ausgeübt werden.

Die allgemeinste Forderung des uneigennützigen Triebes in Rücksicht auf die freywilligen Befriedigungen oder Nichtbefriedigungen des eigennützigen heißt das Sittengesetz, und läßt sich folgendermaßen ausdrücken: Bey allen deinen Willenshandlungen sey die Befriedigung oder Nichtbefriedigung deines eigennützigen Triebes der Forderung des uneigennützigen untergeordnet.

Demnach muß man unter Maxime nichts anders als die von der Person durch Freyheit sich selbst gegebene Vorschrift zu einer Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes, die freye Selbstbestimmung beym Wollen, verstehen, wenn die Formel im Buche des Thoúth: Handle nach derjenigen Maxime, von der du wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz würde, das Sittengesetz, und nicht etwa auch außer demselben ein bloß logisches Gesetz ausdrücken soll.

Unterordnung, nicht Unterdrückung, Beschränkung, nicht Vernichtung der freywilligen Befriedigungen des eigennützigen Triebes ist das Objekt des Sittengesetzes. Beyde Triebe sind der menschlichen Natur wesentlich und der uneigennützige kann zur Befriedigung seiner eigenen Forderung, zur Erfüllung des Sittengesetzes, des eigennützigen Triebes keineswegs entbehren. Er selbst setzt daher der Beschränkung desselben Gränzen.

Man kann diese Gränzen die moralischen nennen, um sie von denjenigen zu unterscheiden, welche durch Naturnothwendigkeit gesetzt werden, welche die physischen heißen können. Letztere bemerkt man bey instinktartigen Handlungen, zum Beyspiele, einer unwillkührlichen Selbstvertheidigung bey einem plötzlichen Ueberfall. In solchen Fällen wirkt der eigennützige Trieb ohne durch den uneigennützigen beschränkt zu seyn, aber auch ohne denselben zu beschränken; die Handlung ist nicht moralisch, aber auch nicht unmoralisch.

Der uneigennützige Trieb setzt der Beschränkung des eigennützigen in so fern Gränzen, als

er um seiner selbstwillen, in gewissen Fällen, Befriedigung desselben vorschreibt.

Die moralische Beschränkung des eigennützigen Triebes heißt positiv, wenn sie in einer vorgeschriebenen Enthaltung, negativ, wenn sie in einer vorgeschriebenen Befriedigung besteht.

Recht ist, was durch Freyheit des Willens vermittelst des Sittengesetzes möglich ist. Dieses begreift die Pflicht und das Recht in engerer Bedeutung.

Pflicht heißt die durch das Gesetz des uneigennützigen Triebes bestimmte Nothwendigkeit der Beschränkung des eigennützigen. Sie ist vom Gesetze unterschieden wie Folge vom Grunde.

Die allgemeinste Pflicht ist die aus dem Sittengesetz erfolgende Nothwendigkeit, nichts zu thun, was dem Sittengesetze widerspricht; eine Pflicht, die auch bey den bloß erlaubten Handlungen durch die Rücksicht auf ihr Erlaubtseyn erfüllt wird.

Die Pflicht heißt vollkommen, welche unmittelbar aus dem Sittengesetze erfolgt, folg-

lich in einer Nothwendigkeit besteht, die sich, ohne alle andere Voraussetzung, aus der allgemeinsten Forderung des uneigennützigen Triebes ergiebt und daher auch keine Ausnahme zuläßt. Die unvollkommene Pflicht erfolgt nur mittelbar, vermittelst einer von der Forderung des uneigennützigen Triebes verschiedenen Voraussetzung aus dem Sittengesetze, verbindet folglich nur dann und in wie ferne diese Voraussetzung statt findet, und daher nicht ohne Ausnahme.

Die durch das Gesetz des uneigennützigen Triebes bestimmte Möglichkeit der freywilligen Befriedigung des eigennützigen Triebes heißt ein Recht.

Recht in engerer Bedeutung, und folglich im Gegensatze mit der Pflicht, ist dasjenige, was dem Willen durch das Sittengesetz nicht einzig möglich, nicht nothwendig, sondern bloß möglich ist.

Es findet nur in denjenigen Fällen statt, wo dem Willen die Befriedigung des eigennützigen Triebes durch das Sittengesetz weder nothwendig noch unmöglich ist, wo also die Befriedigung durch das Sittengesetz der Freyheit lediglich überlassen

wird. Diese durch das Sittengesetz unbeschränkte Freyheit einer Willenshandlung, die demselben nicht widerspricht, aber auch nicht aus demselben erfolgt, die folglich weder verboten noch geboten, sondern der Willkühr überlassen, bloß erlaubt ist, macht das Wesen des Rechts in engerer Bedeutung aus, und enthält den Grund, warum die bloß rechtmäßige Handlung eben sowohl unterlassen als ausgeübt werden darf, warum man von seinem Rechte nachlassen darf.

Ein solches Recht steht in so fern unter der allgemeinsten Pflicht, oder der Nothwendigkeit nichts zu wollen, was dem Sittengesetze widerspricht, in wie fern die Rücksicht auf diese Pflicht sowohl bey der Ausübung als bey der Unterlassung einer bloß rechtmäßigen Handlung durchs Sittengesetz nothwendig ist. Allein das Recht erfolgt keineswegs aus dieser, oder was immer für einer andern Pflicht; sondern aus dem Gesetze, durch welches dem Willen seine natürliche Freyheit gelassen wird.

Das Recht heißt das äußerliche, in wiefern die Handlung durchs Sittengesetz weder gebothen

noch verbothen, bloß nicht unerlaubt ist; das innerliche, in wiefern die Handlung dem vernünftigen Subjekte nur durch ausdrückliche Rücksicht auf die allgemeinste Pflicht möglich, erlaubt, ist.

Recht verhält sich zur Pflicht, wie Möglichkeit der Befriedigung zur Nothwendigkeit der Beschränkung des eigennützigen Triebes. Darum kann auch das eine nie zugleich das andere seyn, noch eins aus dem andern erfolgen. Beyde folgen aus dem Gesetze, das man nie mit der Pflicht verwechseln muß.

Das Recht heißt vollkommen, welches unmittelbar aus dem Sittengesetz erfolgt, folglich in einer Freyheit besteht, die sich ohne alle andere Voraussetzung aus der allgemeinsten Forderung des uneigennützigen Triebes ergiebt, und daher keine Ausnahme zuläßt. Das unvollkommene Recht erfolgt aus dem Sittengesetze nur unter Voraussetzungen, die vom Gesetze selbst verschieden sind und läßt in sofern Ausnahmen zu.

Aus der natürlichen Freyheit des Willens und aus der praktischen Vernunft erfolgt unmittelbar und ohne alle andere Voraussetzung, die sittliche

Möglichkeit, die durch das Gesetz unbeschränkte Freyheit des Willens in Rücksicht auf alle Handlungen, die durch das Gesetz weder gebothen noch verbothen sind. In dieser Freyheit der Person alles zu thun oder zu lassen, was weder pflichtmäßig noch pflichtwidrig ist, besteht das allgemeinste vollkommenste Recht des Menschen.

Dieses Recht steht unmittelbar, ohne Ausnahme unter der Sanktion des Sittengesetzes, und kann von der Person weder aufgegeben; noch ihr von einer andern entrissen werden. Es ist ursprüngliches und unverlierbares Recht.

Nicht so das unvollkommene Recht, welches mit der Voraussetzung, durch welche es vom Sittengesetz abgeleitet ist, erworben und verloren wird.

Mit dem vollkommenen Rechte ist die vollkommene Pflicht verbunden, jenes Recht nicht zu beschränken. Die vollkommene Pflicht besteht eben in der Nothwendigkeit, sich von aller Beschränkung der Freyheit, die nicht im Sittengesetze gegründet ist, folglich von jeder Beeinträchtigung des vollkommenen Rechts zu enthalten. Aber diese

Pflicht entspringt so wenig aus dem Rechte, als das Recht aus der Pflicht, sondern beyde aus dem Sittengesetze und dem Verhältnisse desselben zur Freyheit des Willens.

Das vollkommene Recht kann durch keine Pflicht erhalten, und durch keine aufgehoben werden; jeder Mensch besitzt es durch seine natürliche Freyheit, und es wird ihm durch das Sittengesetz zugesichert. Man kann dasselbe nur durch einen unrichtigen Begriff aus Pflichten ableiten.

Die Grundbegriffe von Pflicht und Recht lassen sich nur aus dem Verhältnisse des uneigennützigen Triebes zum eigennützigen, aber aus keinem dieser Triebe einzeln nnd für sich selbst betrachtet, und folglich weder aus der Vernunft, noch aus der Selbstliebe, dem eigennützigen Triebe einseitig ableiten.

Weder einem bloß vernünftigen noch einem bloß sinnlichen Wesen können Pflichten und Rechte zukommen, weder der Gottheit noch dem vernunftlosen Thiere. Allein auch nicht aus jedem Verhältnisse zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, sondern nur aus demjenigen, welches die prakti-

sche Vernunft, die Vernunft als uneigennützigen Trieb, durch den Willen zur Sinnlichkeit, als dem eigennützigen, hat, ergiebt sich der Grundbegriff der Sittlichkeit.

Wir kommen nun näher zu dem Grundbegriff des Naturrechts, müssen uns aber doch vorher noch folgendes bemerken.

Gut in der weitern aber moralischen Bedeutung dieses Worts heißt die Handlung des Willens, in wiefern sie dem Sittengesetz gemäß ist; folglich nicht nur die pflichtmäßige, sondern auch die rechtmäßige Handlung.

Gerecht in weiterer Bedeutung ist die Willenshandlung die dem Recht angemessen ist; folglich sowohl die Ausübung eines Rechts, als auch die Enthaltung von der Beeinträchtigung des Rechtes. Dieses letztere ist Gerechtigkeit in engerer Bedeutung; und da jene Enthaltung oder die Unterlassung jeder willkührlichen Beschränkung der natürlichen Freyheit zur bloßen Befriedigung des eigennützigen Triebes, das Objekt der vollkommenen Pflicht ist, so ist alles gerecht, was durch vollkommene Pflicht bestimmt ist.

Gerechtigkeit ist daher die Uebereinstimmung des Willens mit dem Sittengesetze in denjenigen Vorschriften, die aus demselben unmittelbar und ohne Ausnahme erfolgen.

Ungerecht ist das Wollen, welches der vollkommenen Pflicht widerspricht. Unrecht heißt alles, was durchs Sittengesetz unmöglich gemacht wird. Das Ungerechte begreift nur das in sich, was durch die allgemeinste Vorschrift desselben unmittelbar, und folglich ohne Ausnahme, unmöglich gemacht ist.

Güte in der moralischen aber engeren Bedeutung des Wortes, in wiefern man sie der Gerechtigkeit entgegen setzt, ist die Uebereinstimmung des Willens mit dem Sittengesetze in denjenigen Vorschriften, die nicht unmittelbar und ohne andere Voraussetzung aus demselben erfolgen. Eine gute Handlung in diesem Sinne, ist eine solche, welche eine unvollkommene Pflicht erfüllt.

In Rücksicht auf unser eigenes Selbst ist die negative Beschränkung des eigennützigen Triebes, das heißt, die Befriedigung desselben, die durch das Gesetz nothwendig ist, ein Geboth; die po-

sitive Beschränkung, die vorgeschriebene Enthaltung von einer Befriedigung, die durch das Gesetz unmöglich gemacht ist, ein Verboth; die weder gebothene noch verbothene Befriedigung, ein Recht. Diese Gebothe, Verbothe und Rechte machen die Pflichten und Rechte gegen uns selbst aus.

Die durch das Gesetz des uneigennützigen Triebes bestimmte Nothwendigkeit der Beschränkung unsers eigennützigen Triebes in Rücksicht auf andere Personen heißt Pflicht gegen Andere; die durch dieses Gesetz bestimmte Möglichkeit der Befriedigung unsers eigennützigen Triebes in Rücksicht auf Andere, heißt Recht gegen Andere. Die Pflicht gegen Andere hat auch wieder ihre Gebothe und Verbothe.

Die freywillige Beschränkung des eigennützigen Triebes in uns zur Befriedigung eben desselben Triebes in Andern, heißt Handlung der Wohlthätigkeit. Diese kann bald pflichtmäßig, bald bloß rechtmäßig, bald aber pflichtwidrig seyn, je nachdem sie dem Willen durch das Sittengesetz entweder nothwendig oder bloß möglich, oder unmöglich ist; sie bleibt aber unvollkommene Pflich

weil sie nicht unmittelbar aus dem Sittengesetze erfolgt.

In wiefern die Erfüllung der vollkommenen Pflicht gegen Andere in der Achtung und Schonung der Rechte Anderer besteht, heißt sie Gerechtigkeit gegen Andere.

Der Zwang, oder diejenige Beschränkung der willkührlichen Befriedigung des eigennützigen Triebes, die nicht im Gesetz des uneigennützigen gegründet ist, steht an und für sich selbst mit diesem Gesetze in keinem Widerspruche. Der Mensch wird durch Naturnothwendigkeit nach physischen Gesetzen gezwungen, Eigenthum, Gesundheit, das Leben selbst aufzugeben; er leidet durch vernunftlose Thiere, und durch wahnsinnige Menschen Zwang, wobey er sich nur über Unglück, nie über Unrecht und Ungerechtigkeit zu beklagen Ursache hat.

Ungerecht ist derjenige Zwang, der einer Person durch eine Person willkührlich und zur bloßen Befriedigung des eigennützigen Triebes zugefügt wird. Jede Beeinträchtigung des Rechtes ist daher Zwang, und zwar ungerechter Zwang.

Der Satz, der den Begriff der vollkommenen Pflicht ausdrückt, oder der Grundsatz derselben, heißt also: du sollst keinen Menschen willkührlich zur bloßen Befriedigung deines eigennützigen Triebes zwingen.

Das Sittengesetz, welches dem Andern es unmöglich macht, mich freywillig zur bloßen Befriedigung seines eigennützigen Triebes zu zwingen, macht mir es möglich, von ihm nicht gezwungen zu werden; indem es ihm die Pflicht auflegt, mich nicht zu nöthigen, giebt es mir das Recht, mich nicht nöthigen zu lassen, und die Thatsache des unrechtmäßigen Zwanges, den er mir zufügt, setzt mich in den Stand, mein Recht, nicht gezwungen zu werden, durch Zwang geltend zu machen.

Rechtmäßig ist der Zwang nur in sofern, wenn und in wiefern derselbe zur Zurücktreibung des unrechtmäßigen Zwanges gebraucht wird, und das Zwangsrecht ist die durch das Sittengesetz bestimmte Möglichkeit, unrechtmäßigen Zwang durch Zwang abzuhalten.

Jede vollkommene Pflicht heißt, in wiefern ihre Uebertretung ein Zwangsrecht in dem A

gegriffenen erzeugt, eine Zwangspflicht. Jede Pflicht überhaupt, in wiefern ihre Erfüllung der Willkühr und eigenen Beurtheilung des Verpflichteten überlassen werden soll, und daher nicht erzwungen werden darf, heißt Gewissenspflicht.

Die Zwangspflicht muß mit der Pflicht zu zwingen nicht verwechselt werden. Durch die eine ist das Zwingen verbothen durch die andere gebothen.

Das Zwangsrecht heißt das innerliche, in wiefern der Zwang in einem gegebenen Falle durch keine Gewissenspflicht gebothen und verbothen ist; das äußerliche, in wiefern der Zwang durch unrechtmäßigen Zwang, folglich durch ein äußerliches Factum, möglich gemacht wird.

Das Zwangsrecht hört erstens auf ein innerliches Recht zu seyn, wenn mir in einem gegebenen Falle das Zurücktreiben des ungerechten Zwanges zur Gewissenspflicht wird. Da es mir unter dieser Voraussetzung nur durch meine vernünftige Natur nothwendig, durch die vernünftige Natur des Andern hingegen nur möglich wird, den Andern zu zwingen; so ist meine innerliche Pflicht,

diesen Zwang auszuüben, äußerlich ein bloßes Recht; und ungeachtet der Zwang in Rücksicht auf meine Person, vor dem Richterstuhle des Gewissens, pflichtmäßig ist, so bleibt er darum gleichwohl in Rücksicht auf die Person des Andern, vor dem weltlichen Gerichte, bloß rechtmäßig.

Das Zwangsrecht hört zweytens auf ein inneres Recht zu seyn, wenn die Ausübung in einem gegebenen Falle durch eine Gewissenspflicht aufgehoben wird. Das Sittengesetz kann wohl unter gewissen Umständen dem Angegriffenen gebiethen, einen unrechtmäßigen Zwang zu leiden; allein dieser Zwang wird dadurch von Seite des Angreifers, nicht rechtmäßig; der Angegriffene, der zu keiner Gewissenspflicht gezwungen werden darf, behält sein äußerliches Zwangsrecht auch wenn kein innerliches vorhanden ist, und der vertheidigende Zwang; der in Rücksicht auf die Person des Vertheidigers, vor dem Gewissen, pflichtwidrig ist, bleibt darum gleichwohl in Rücksicht auf die Person des Angreifers, vor dem weltlichen Richterstuhle, rechtmäßig.

In wiefern das äußerliche Zwangsrecht durch keine Gewissenspflicht, die den unrechtmäßigen

Zwang entweder zu leiden oder zurückzutreiben gebiethet, aufgehoben werden kann, in sofern heißt es das strenge äußere Recht.

Die Strenge des Zwangsrechts besteht also in der äußerlichen Unverlierbarkeit, die demselben durch das Sittengesetz zugesichert ist, aber keinesweges davon abhängt, daß die Ausübung desselben dem Angegriffenen durch das Sittengesetz nothwendig, sondern davon, daß dem Angreifer die Hinderung dieser Ausübung durch das Sittengesetz unmöglich gemacht wird.

Das innerliche Zwangsrecht ist ein Gewissensrecht und gehört in die Moral; das äußerliche strenge Zwangsrecht heißt das natürliche Recht, und macht das Objekt derjenigen Wissenschaft aus, für die der Name des Naturrechts durch den Sprachgebrauch bestimmt ist.

Unter Naturgesetz, in wiefern dasselbe vom Sittengesetz unterschieden wird, begreift man die allgemeinen Regeln, welche Naturnothwendigkeit, physische Nöthigung, Zwang ausdrücken. Der Mensch steht in Rücksicht nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf jeden andern Menschen, keineswegs

weges unter bloßen Naturgesetzen, sondern in wiefern er einen Willen hat, unter dem Sittengesetze, dem Gesetze der Freyheit. Er darf also von keinem Menschen so lange nicht nach dem bloßen Naturgesetze, dem sogenannten Rechte des Stärkern, behandelt werden, als er nicht zuerst den Andern bloß nach diesem Gesetze behandelt hat. Das Gesetz der Freyheit, welches dem einen verbiethet, die Person des Andern dem bloßen Naturgesetze zu unterwerfen, erlaubt es diesem Andern, um diese Unterwerfung zu verhindern, das bloße Naturgesetz gegen den einen geltend zu machen.

Das natürliche Recht, oder das Naturrecht als Objekt der Wissenschaft dieses Namens, ist das sittliche Vermögen, andere Menschen nach bloßen Naturgesetzen zu behandeln, in wiefern dasselbe von der unrechtmäßigen Behandlung nach diesen Gesetzen abhängt.

Die Wissenschaft des Naturrechts schränkt sich daher nur auf das äußerliche strenge Zwangsrecht ein, und begreift die vollkommenen Pflichten nur in sofern, als sich ihre Erfüllung erzwingen läßt.

Der Satz, der den Begriff des äußerlichen strengen Zwangsrechts ausdrückt, ist daher der erste Grundsatz des Naturrechts, und heißt: Du darfst denjenigen, der dich zur bloßen Befriedigung seines eigennützigen Triebes zwingt, durch Zwang abhalten.

In wiefern die positive Sanktion der bürgerlichen und politischen Gesetzgebung Zwang ist, die äußere Rechtmäßigkeit des Zwangs ihren Principien nach im Naturrecht festgesetzt wird, das Naturrecht aber die Wissenschaft des Sittengesetzes oder die Moral voraussetzt, in sofern ist das Naturrecht das verbindende Mittelglied zwischen dem Gewissensrecht und dem positiven Recht, zwischen der sittlichen und der positiven Gesetzgebung.

Aus dieser Entwickelung läßt sich bestimmt angeben, was in den verschiedenen Theorien des Naturrechtes, und in den einseitigen Vorstellungsarten, welche dieses Recht entweder von der bloßen Pflicht überhaupt, oder von der physischen Stärke, oder von der Selbstliebe, oder von der natürlichen Freyheit, oder von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen ableiten, zugleich Wah-

res und Falsches enthalten ist. Jede dieser Meynungen hat irgend etwas, das zum Begriffe des Naturrechts gehört, für den ganzen Begriff angenommen.

Es ergiebt sich aber auch, daß nichts als der Begriff von der strengen Rechtmäßigkeit, keineswegs aber der ganze Innhalt des Naturrechts, zum Beyspiele die Begriffe von Eigenthum und Verträgen, aus der Moral geschöpft werden können, und daß das Naturrecht seinem eigenthümlichen Innhalt nach von der Moral und dem positiven Rechte gleich wesentlich verschieden sey? Ich breche hier ab, meine Freunde, ob ich gleich noch mehrere Wege zeigen könnte, die man, um in diesem Felde zum Ziele zu kommen, vorgeschlagen hat; denn so habe ich zum Beyspiel nichts von der Meynung derer berührt, welche den Bestimmungsgrund von Pflicht und Recht in der Vollkommenheit, als dem nothwendigen Objekte unserer vernünftigen Natur, anzutreffen wähnen. Ich glaube, daß, wenn ihr dem Gesagten ernsthaft nachdenkt, es euch leicht seyn muß jede andere vorgezeichnete Bahn leicht zu überschauen. Nur so viel erinnere ich nochmahls: daß das Stu-

dium des Naturrechts für alle Menschen in allen Ständen und Verhältnissen von der ersten Nothwendigkeit ist. Besonders aber soll es die erste Wissenschaft aller Regenten, und aller derer seyn, die an der Regierung der Staaten Antheil zu nehmen bestimmt sind, oder bestimmt zu werden wünschen. Der fürnehmste Zweck der ganzen Staatsverwaltung soll immer dahin gehen, die Menschen auf dem ihrer Natur, und den aus der natürlichen Ordnung der Dinge fließenden unwiderruflichen Gesetzen angemessenen Wegen durch Gerechtigkeit zu leiten. Um aber diesen Weg recht zu kennen, und immer vor Augen zu haben muß das Recht der Menschheit die praktische Hauptwissenschaft der Volksväter und ihrer Organe seyn, durch welche sie zu dem Volke sprechen, und mit ihm handeln.

Vielleicht daß es in dem Plane des Weltbeherrschers läge, daß einer oder der andere sein Repräsentant auf Erden seyn sollte, oder daß ihr alle Diener eines solchen Repräsentanten würdet: so gewiß es dann eure Würde und Bestimmung vorzüglich erfordert, die Rechte der Menschheit zu kennen, und zum allgemeinen Wohl des Vater-

landes in Ausübung zu bringen und bringen zu helfen, so heilig muß euch jetzt die Pflicht seyn, diese Rechte wirklich kennen zu lernen und ihre wahre Natur aufzufinden. Die Wege sind zwar verschieden; aber beherzigen wir nur das Ziel, suchen unsern Sinn für Menschenwohl und Menschenrechte zu beleben und uns für Tugend und Menschenliebe zu erwärmen, so wird es gleich viel seyn, welchen wir betreten. Man macht glückliche Fortschritte, wenn man vom Leichtern zum Schwerern überzugehen sucht. Von den Sinnen geht der Weg zum Verstande, zur Vernunft, von da zum Wollen und Handeln über. Seyd deswegen besorgt, daß die ersten Eindrücke gut sind, und ihr werdet eure Menschenwürde immer mehr schätzen, eure Würdigung zu höherer Glückseligkeit in einem reinen Willen finden lernen.

Wir wollen nun hören, wie unsere Gesetzgeber die allgemeinen Menschenrechte für die Verfassung unseres Vaterlandes angewandt, das heißt, für besondere Vorschriften oder positive Gesetze in Hinsicht unseres Staates gegeben haben. Um sie

besser übersehen zu können, wollen wir sie uns nach der angeführten Ordnung der natürlichen Gesetze zu bemerken suchen.

Das erste natürliche Recht war, wie wir vernommen hatten, das Recht des Lebens aus der Existenz. Nach diesem Rechte ist jeder befugt, das zu thun und zu genießen, was zum Leben unentbehrlich ist. Aber wie jedes Recht eine wechselseitige Verbindlichkeit in sich hat, so ist auch jeder verbunden einem andern dieses Recht heilig zu halten. Und damit man um so mehr drauf halten möge, so ergiengen in Hinsicht dieses Rechts folgende Vorschriften und Strafgesetze.

Ein jeder Einwohner von Mizraim ist verpflichtet, bey dem Stadthalter der Landschaft, worinn er sich aufhält, seinen Namen und die Art wie er sich ernährt, schriftlich einzugeben. Ist es zu erweisen, daß er eine unrichtige Nachricht eingab oder daß er einen ungerechten Erwerb treibt, so wird er am Leben gestraft.

Jeder ist verbunden auf die Erhaltung des Lebens seiner Mitbürger seine Aufmerksamkeit zu richten. Alle Bürger sind demnach verpflichtet, Gewaltthätigkeiten zu verhindern, oder sie zur

Strafe zu bringen. Wenn man also einen Menschen, sey er wer er wolle und wo es nur immer ist, unrecht leiden sieht, so daß ihm Gewalt geschieht oder der Andere ihn gar ermorden wollte, und man hilft dem Unterdrückten nicht, sucht ihn nicht zu beschützen und am Leben zu erhalten, so erfolgt Todesstrafe. Ist man aber wirklich unvermögend, den Angegriffenen zu beschützen, und kann es erweisen, daß man außer Stand gesetzt war, zu helfen, so ist man doch auf alle Fälle verpflichtet, den Mörder anzuzeigen und gegen sein Verbrechen den Kläger zu machen. Unterläßt man dieses, so bestimmen die Gesetze dem, der diese Schuldigkeit verabsäumt, die Geisselung und Gefängnißstrafe bey einem dreytägigen Fasten.

Damit diesem Gesetze um so eher möchte nachgelebt werden, so erging eine Verordnung an alle Städte unsers Vaterlandes, wodurch man sie zu bewegen suchte, die Sicherheit in ihrem Gebiete zu erhalten und über die Zufälle ein wachsames Auge zu haben, welche sich daselbst ereignen konnten, nehmlich, daß, wenn ein todter Mensch gefunden wird, er mag ein Einheimischer oder ein Fremder seyn, und auf was für Art auch der Zufall

sich ereignet haben mag, er mag entweder ermordet oder von einem Champse umgebracht oder im Sihor ertrunken seyn, die nächste Stadt bey dem Orte, wo der todte Körper gefunden wird, verbunden ist, den Todten auf die prächtigste Art einbalsamiren und ihm das kostbarste Begräbniß halten zu lassen. Wie mich däucht, läßt sich in diesem Gebrauche eine höchst weise politische Verordnung wahrnehmen. Man scheut doch immer Unkosten, und die zu einem solchen Leichenbegängnisse sind sehr beträchtlich. Wollten die Städte damit verschont bleiben, so war es nöthig, dem Gesetze zu gehorchen.

Wer einen Menschen vorsätzlich umbringt, wird zum Tode verurtheilt, der Entleibte mag ein freyer oder leibeigener Mensch gewesen seyn. Das Gesetz will, daß das Leben der Menschen nicht vom Stande abhängen noch bey den Gerichten auf die Person soll Rücksicht genommen werden. Dem Sklaven muß so gut sein Leben erhalten oder ihm sein Recht zuerkannt werden, wie seinem Herrn. Findet sich dieser durch jenen auf eine sehr empfindliche und schimpfliche Weise beleidigt, so erlaubt ihm kein Gesetz eine Gewalt-

thätigkeit gegen seinen Sklaven, er muß ihn nach dem Gefängniß schicken, eine Klage gegen ihn formiren und dann es den Richtern überlassen, welche Strafe dieselben nach den Gesetzen über das Verbrechen bestimmen.

Eine solche Denkungsart ist allerdings zu loben. Die Achtung, welche nach dem vorgeschriebenen Gesetze die Herren für ihre Sklaven zu haben verbunden sind, muß allerdings sehr vortheilhafte Wirkungen für die Gesellschaft hervorbringen. Die Bürger nehmen nothwendig einen Charakter der Gelindigkeit an, welcher sich in ihrem Umgang jederzeit zeigen muß, und selbst Humanität, das Ziel der Menschheit, wird ungemein dadurch befördert.

Eltern, welche die menschliche Natur so weit verleugnen können, daß sie ihre Kinder umbringen, werden zwar nicht hingerichtet, allein nach dem Gesetz ist für ihr Verbrechen eine Strafe bestimmt, die wohl manchem härter als der Tod selbst vorkommen möchte. Der Kindermörder muß nehmlich den todten Körper drey Tage und drey Nächte beständig zwischen den Armen halten und damit diese Strafe genau vollzogen wer[d]

so wird von dem Richter eine Wache an den Ort, wo der Verbrecher büßen muß, als Zeuge und Aufseher hingestellt. Man hält es nicht für billig, diejenigen des Lebens zu berauben, die das Leben ihren Kindern gegeben haben; sondern vielmehr sie durch eine mit Schmerz und Reue verbundene Weisung, von dergleichen Unternehmungen abzuhalten.

Hingegen ist wider die Kinder, die ihre Eltern umbringen, eine außerordentliche Strafe angeordnet. Denn denjenigen, welche dieser grausamen Handlung überwiesen und verurtheilt werden, werden mit geschärften Stöcken fingerdicke Stücken Fleisch aus dem Körper gehauen, oder man steckt ihnen in alle Theile des Körpers Stükke Rohr von der Länge eines Fingers, wickelt sie darauf in Büschel von Dornen und verbrennt sie lebendig. Diese Strafe ist hart, aber der Gedanke: denjenigen, dem man Daseyn, Erhaltung und Erziehung zu verdanken hat, zu ermorden, empört auch alles menschliche Gefühl, und ihn zu vollziehen, ist das größeste menschliche Verbrechen.

Welche Behutsamkeit man übrigens bey Vollziehung der Todesstrafe beobachte und welche Ehre unsern Gesetzgebern und Richtern wegen dieser Weisheit und Billigkeit zukomme, läßt sich aus der Strafe der Weiber, welche schwanger sind, abnehmen. Diese werden nicht eher hingerichtet, als bis sie geboren haben. Man hält es für höchst ungerecht, daß das, was nicht gesündigt hat, mit der Delinquentin gleiche Strafe leiden, und für das Verbrechen einer Person zwey büßen sollen: ja, daß eines Verbrechens wegen, so durch bösen Vorsatz begangen wird, ein Geschöpf, das noch nicht denkt, sollte gleichmäßig bestraft werden. Und was das Wichtigste wäre, so sey es höchst unbillig, daß das Kind, welches Vater und Mutter gleich angehört, umgebracht werden soll, da der Proceß doch nur die Mutter allein angeht: denn die Richter würden gleich schlecht handeln, welche einen des Mords Schuldigen beym Leben ließen, oder welche einen ganz Unschuldigen hinrichteten.

Das zweyte Recht der Menschheit ist das Recht des freyen Gebrauchs der natürlichen Kräfte. Dieß liegt aber theils so tief in der menschli-

chen Natur, theils ist es aber auch so innigst mit andern natürlichen Rechten verbunden, daß unsere Gesetzgeber es wohl nicht für nöthig hielten, besondere Vorschriften in Absicht dieses Punkts zu ertheilen. Um aber jedoch dem möglichen Schaden vorzubeugen, der allenfalls durch Mißbrauch dieses Rechts entstehen könnte, haben wohl unsere Gesetzgeber die Erblichkeit der Stände verordnet.

Das dritte Recht der Menschheit ist das Recht des Eigenthums. Vermöge diese Rechts darf niemand dasjenige, was des Andern ist, mit Gewalt oder ohne dessen Wissen und Einwilligung nehmen. Jeder Straßenraub wird daher mit dem Tode bestraft. Doch giebt es bey uns in Ansehung der Diebe ein besonders merkwürdiges Gesetz oder vielmehr eine zum Gesetz gewordene Gewohnheit. Dieses gestattet zwar die unrechtmäßige Art des Erwerbs durch Beraubung seiner Mitmenschen zu treiben, jedoch sind diejenigen, welche sich mit einem so unbilligen Geschäfte abgeben wollen, genöthigt, sich bey einem Oberhaupt anzugeben und ihre Namen in die Liste der Räuberbande einschreiben zu lassen. Hier wurden sie dann zu-

gleich eidlich verpflichtet, daß sie all das gestohlene Gut, dessen sie sich von Zeit zu Zeit bemächtigen würden, ihm auf der Stelle einhändigen, und daß sie jede Vergehung gegen diese Vorschrift mit dem Leben büßen müßten. Auf diese Art ist es denn leicht wieder zu dem Seinigen zu gelangen. Denn derjenige, der einen Verlust auf die Art erlitten hat, darf sich nur an den Vorsteher der Bande wenden und bey ihm ein Verzeichniß der verlohrnen Sachen eingeben, mit Beyfügung des Ortes, des Tages und der Stunde, wann und wo er darum gekommen ist, so wird das Gestohlene den Augenblick wieder herbeygeschafft; jedoch ist der Eigenthümer verbunden, den vierten Theil von dem Werthe zurückzulassen. Wahrscheinlich urtheilten diejenigen, die diese Gewohnheit als Gesetz gelten ließen, daß, da es unmöglich seyn werde Dieberεyen gänzlich zu verhüten, es dem Bestohlenen erträglicher sey, den vierten Theil als Lösegeld zu erlegen, denn das Ganze zu verlieren.

Nach dem angeführten vierten Rechte der Menschheit hat jeder seinem Mitmenschen die ihm als Mensch gebührende Ehre zu erzeigen. Und

wie streng darauf auch bey unsrer bürgerlichen Verfassung, wo doch oft die verschiedenen Verhältnisse dieses natürliche Recht gänzlich zu zernichten im Stande sind, gehalten wird, giebt nicht allein die herrschende Denkungsart, nach der alle Einwohner von Mizraim sich gleich frey und edel dünken, sondern auch eins und das andere Gesetz zu erkennen. Der Verläumder, zum Beyspiel, ist eben derselben Strafe unterworfen, die der Beklagte würde haben ausstehen müssen, wenn er des Verbrechens, das der falsche Ankläger wider ihn anbrachte, wäre überführt worden. Nichts spricht aber stärker für die Heilighaltung dieses Rechtes bey unserer Staatsverfassung als das Urtheil, welches man über den Nachruhm eines Verstorbenen ergehen läßt. Da eure bisher gestorbene Kameraden sogleich aus dem Erziehungshause geschafft worden sind, und ihr noch nie Gelegenheit hattet, eine Begräbnißart unserer reichern Landsleute mit anzusehen, so halte ich mich verpflichtet, den Hergang der Sache euch hier vollständig zu erzählen.

Wenn jemand unter denselben stirbt, so streuen alle seine Anverwandten und Freunde

Koth auf ihre Häupter und gehen mit Wehklagen durch die Stadt, bis der Körper begraben ist. Bis dahin bedienen sie sich weder der Bäder, noch auch nehmen sie Wein oder sonst einige andere mehr als gemeine Speise zu sich; ziehen auch keine weiße Kleider an. Die Begräbnißarten sind von dreyerley Rang; das kostbarste, das mittelmäßige und das niedrigste.

Diejenige, welche der Leiche die letzten Dienste erweisen, sind zünftige Meister, welche diese Profession von ihren Eltern erlernt haben. Diese bringen den Freunden des Verstorbenen ein Verzeichniß der Unkosten, welche in jedem Falle zum Begräbniß erfordert werden, und fragen an, auf welche Art sie die Leiche wollten zubereitet und begraben haben. Wenn sie über alle Punkte mit einander eins geworden sind, so nehmen sie den Leichnam zu sich, und übergeben ihn den Leuten, welche zu der gewöhnlichen Bestattung desselben bestellt sind. Der Körper wird auf die Erde gelegt, und der sogenannte Schreiber bezeichnet zuerst auf der linken Seite, wie viel weggeschnitten werden soll. Dann nimmt der angestellte Sector einen äthiopischen Stein, und schneidet so viel

Fleisch weg, als das Gesetz besiehlt, worauf er aber augenblicklich in vollem Laufe entflieht. Die Anwesenden verfolgen ihn, werfen mit Steinen nach ihm, verfluchen ihn, und wollen gleichsam die ganze Versündigung an dem Körper auf seinen Kopf legen; Denn sie glauben, ein jeder, der an einem Körper seines Geschlechts einige Gewalt verübe, Wunden mache, oder demselben irgend etwas übles zufüge, sey verabscheuungswürdig.

Hingegen werden die sogenannten Einbalsamirer aller Ehre und Hochtung würdig geschätzt; sie gehen mit den Volkspriestern um, und haben, als heilige Leute, einen ungehinderten Zutritt in den Tempel. Wenn diese sich zur Zubereitung des angeschuittenen Körpers versammelt haben, so steckt einer von ihnen die Hand, durch die geschnittene Oefnung des Leichnams, in die Brusthöhle, und nimmt alles Eingeweide heraus, bis auf die Nieren und das Herz. Ein Anderer reinigt die Eingeweide Stück vor Stück, und spühlt sie mit Palmwein und andern wohlriechenden Wassern aus. Sodann wird der Leib mit gestoßenen Myrrhen, Lastie, und andern wohlriechenden Sachen, nur Weihrauch ausgenommen, angefüllt;

nach

nach dem das Loch wieder zugenähet ist, so wird der Körper noch dreyßig Tage lang mit Cedernöhl gesalbet, oder auch auf siebenzig Tage, welches die längste Zeit dazu ist, in Salpeter gelegt. Nach Verfließung solcher Zeit waschen sie den ganzen Körper, umwinden alle Theile desselben mit Tüchern von feiner Leinwand und überstreichen solches mit Gummi. Dieses geschieht alles mit einer solchen bewundernswürdigen Geschicklichkeit, daß nicht nur ein solcher einbalsamirter Körper einen angenehmen Wohlgeruch hat und zu Jahrhunderten hin ausdauert, sondern sogar jedes Glied so unversehrt erhalten wird, daß auch die Haare an den Augenliedern und Augenbraunen sitzen bleiben, und die ganze Gestalt des Körpers so unverändert beybehalten wird, daß man noch lange nachher die Bildung desselben erkennen kann. Noch ist zu bemerken, daß gleich beym Anfang dieser Zubereitung, das Gehirn mit krummen Werkzeugen von Eisen durch die Nasenlöcher herausgenommen, und der leere Raum des Hirnschedels mit gewissen Arzeneien und Harzen ausgefüllt wird.

Wenn die Balsamirer das ihrige verrichtet haben, so nehmen die Anverwandten die Leiche, und legen sie in einen hölzernen Sarg, der in der Gestalt eines Menschen, von dem dichten, der Fäulniß nicht so leicht ausgesetzten Holz der Pharaonsfeige verfertigt ist, und stellen solchen aufrecht gegen die Mauer eines dazu bestimmten Gebäudes hin. Denn viele behalten ihre Todten bey sich im Hause über der Erde, in prächtigen Gemächern, wodurch sie denn noch lange nachher diejenigen persönlich sehen können, welche viele Zeitalter vor ihrer Geburt gestorben sind; und indem sie von jedem Körper Größe, Ausdehnung und die unterscheidenden Züge des Gesichts vor sich sehen, das außerordentliche Vergnügen haben können, sie gleichsam als ihre Zeitgenossen zu betrachten.

Dieses ist die kostbarste Art die Leichen zu balsamiren. Eine geringere Einbalsamirung wird folgenderstalt vorgenommen. Man bringt den Verstorbenen ein Klystier von Cedernöhl bey, ohne den Leib zu öffnen oder die Gedärme herauszunehmen und legt dann den Körper ebenfalls siebenzig Tage lang in Salpeter. Nach dem Verlauf der-

selben wird das Oehl auf dem gewöhnlichen Wege wieder herausgelassen; dieses hat aber während der Zeit eine solche Wirkung gehabt, daß es nun nicht mehr rein abfließt, sondern alle Gedärme und Eingeweide zerstückt und verfault mit sich abführt; indeß hat denn auch der Salpeter alles Fleisch verzehret und nichts als die bloße Haut und die Knochen übrig gelassen, und da hiemit die ganze Zubereitung vollendet ist, so wird nun die Leiche den Anverwandten überliefert.

Die dritte Art die Todten zu erhalten, erfordert sehr wenige Unkosten und ist nur bey ganz Armen gebräuchlich. Es wird hier nur die Leiche vermittelst wiederhohlter Einspritzungen gereinigt, darauf siebenzig Tage lang in Salpeter gelegt und dann weggetragen.

Dieses sind die gewöhnlichsten Arten der Einbalsamirung. Sonst giebt es auch Gegenden wo die Leiber der Verstorbenen in Wachs oder Honig oder andere ähnliche der Fäulniß wiederstehende öhl- oder geistreiche Sachen gelegt werden. Die Zurichtung nimmt sogleich nach dem Tode ihren Anfang; doch werden die Weiber der Vornehmen

und alle diejenigen, welche für schön gehalten oder zärtlich geliebt wurden, erst am dritten oder vierten Tage den Balsamirern übergeben.

Wenn die Leiche eines Verstorbenen auf solche Art zubereitet ist, so melden seine nächsten Anverwandten den Richtern und den übrigen Freunden und Verwandten den Tag, an welchem der Verstorbene begraben werden soll. Diese Erklärung stellen sie mit den Worten von sich: ihr abgeschiedener Freund wolle über den See fahren. Hierauf versammeln sich die Richter, über vierzig an der Zahl, und setzen sich in einem halben Zirkel an einen gewissen Ort jenseit des Sees. Der Sarg mit dem Todten wird ans Ufer gesetzt. Dann kommt Charon mit einem ausgerüsteten Boote und will den Sarg einnehmen. Ehe er aber das thun darf, muß er noch abwarten, ob nicht irgend jemand gegen den Verstorbenen auftrete und ihn irgend eines Verbrechens wegen anklage; denn dieß zu thun, steht jedermann frey. Tritt nun jemand auf und beschuldigt den Verstorbenen, daß er ein ruchloses Leben geführt habe, und kann seine Anklage beweisen; so sprechen die Richter ein Urtheil, vermöge dessen dem Kör-

per das gewöhnliche Begräbniß versagt wird. Im Fall aber der Ankläger überführet wird, den Todten ungerechter Weise angeklagt zu haben, so wird er nachdrücklich gestraft. Wenn sich entweder gar kein Kläger findet, oder derjenige, welcher aufgetreten ist, für einen Verläumder erkannt wird, so legen die Verwandten die Trauer ab, und halten dem Verstorbenen eine Lobrede. In dieser wird seiner Abkunft nicht gedacht, denn alle glauben, wie ich schon bemerkt habe, daß sie gleich edler Abkunft seyen, sondern sie erzählen die Erziehung und den Unterricht, welchen er in seiner Jugend genossen, und reden von seiner Ehrfurcht gegen die Götter, seiner Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und den übrigen Tugenden, die er als Mann ausübte, und bitten dabey die Götter ihn zum Mitgenossen der abgeschiedenen Glücklichern aufzunehmen. Die Anwesenden begleiten diese Leichenrede mit ihrem Zuruf, rühmen und preisen den Verstorbenen als einen, der nun hingehe, sich auf eine lange Zeit bey den Gerechten aufzuhalten. Hierauf wird der Todte begraben. Diejenigen, welche eigene Begräbnisse haben, legen den Körper in die dazu bestimmten Behält-

nisse; diejenigen aber, welche keine Begräbnisse besitzen, lassen in ihrem Hause ein eigenes Kabinet erbauen, und stellen den Sarg, wie ich schon angemerkt habe, an der stärksten Wand aufrecht hin. Diejenigen hingegen, welche nicht begraben werden dürfen, weil sie entweder verklagt worden, oder für Schulden verpfändet sind, setzen sie in ihrem Hause einstweilen hin; bis vielleicht reichgewordene Nachkommen sie einlösen und ihnen ein anständiges Begräbniß verschaffen können.

Aus dieser Erzählung läßt es sich wahrnehmen, wie außerordentlich viel unsere Landsleute darauf achten, daß ihre Eltern oder Vorfahren unter großen Ehrenbezeugungen in die ewige Wohnungen übergehen mögen. Nun gestattet zwar ein Gesetz den Söhnen, wenn sie Geld nöthig haben, die Leiche ihrer verstorbenen Eltern zu verpfänden, aber die größte Schande trifft auch den, der sie nicht wieder einlöst; er darf niemand von seinen Leibeserben beerdigen, und er selbst, welches man für die größte Schande hält, macht sich auf immer der Ehre des Begräbnisses verlustig. Gewiß verdienen diejenigen, welche dieses mit so vieler

Klugheit angeordnet haben, mit allem Rechte Bewunderung. Man erkennt daraus, daß sie sich bemüht haben, den Menschen Güte und Rechtschaffenheit des Herzens, nicht bloß durch den Umgang mit Lebenden, sondern auch durch das Begräbniß und die Ehre der Verstorbenen, so viel als möglich einzuprägen. Andere Völker überlassen ihren Dichtern die Vorstellungen von Belohnung der Rechtschaffenen und Bestrafung der Bösen durch erdichtete Fabeln und komische Darstellungen geltend zu machen. Allein dieß vermag so wenig die Menschen zum rechtschaffenen Leben zu reitzen, daß vielmehr umgekehrt, diese Erdichtungen von Schlechtdenkenden verspottet und verachtet werden. Da aber in unserm Lande weder die Strafe der Bösen noch die Ehre der Guten auf eine fabelhafte Art dargestellt werden, sondern einem jeden in Wahrheit das wiederfährt, was seine Thaten werth sind, und das auch täglich vor jedermanns Augen geschieht, so wird ein jeder sehr oft und nachdrücklich an seine Pflichten erinnert und also die stärkste und nutzbarste Verbesserung der Sitten durch dieses Gesetz bewirkt. Diejenigen Gesetze aber muß man für die besten

halten, wodurch die Menschen nicht sowohl am leichtesten reich, sondern wodurch ihr Charakter am meisten verfeinert und kultivirt wird.

So viel von dem Nachruhm der Verstorbenen. In Absicht der Pflicht Andern die schuldige Achtung zu erzeigen, muß ich noch bemerken, daß man sie allen Kindern ohne Ausnahme schon von frühester Jugend an einzuschärfen sucht. Sie werden angehalten, Leuten, die älter als sie sind, mit großer Ehrerbietung zu begegnen und aufzustehen und sich zu entfernen, wenn jemand von höherm Alter ankommt.

In wiefern das fünfte angeführte natürliche Recht, das Recht frey zu urtheilen bey unserer Verfassung Statt hat, erkennt man aus dem Gerichte, das selbst über die Pharaone nach ihrem Tode ergeht, und aus der Erlaubniß, die dann jeder hat, den Verstorbenen über Ungerechtigkeit und Mißbrauch seiner Gewalt anzuklagen.

Wir kommen jetzt auf die sogenannten bürgerlichen Gesetze. Da ich euch schon eine Erklärung unserer Staatsverfassung so wie über die Rechte und Pflichten unserer Pharaone gegeben habe,

so bleibt mir nur noch übrig, euch mit den Gesezzen, die in Hinsicht des bürgerlichen Vertrags, der Ehe und des Meineids gegeben wurden, bekannt zu machen.

Kein Staat kann ohne Heilighaltung der Verträge bestehen. Nur ein Vertrag kettet und vereinigt alle Glieder zur Beförderung des Wohls vom Ganzen und aller seiner Theile. Nur das Heilighalten des Vertrags befördert die Ausübung der Pflichten eines jeden nach seinem Stande und seinem bürgerlichen Verhältnisse und bürgt für den Patriotismus eines jeden. Da wir von diesem Rechte im Allgemeinen schon gesprochen haben, so zeige ich nur noch an, wie nach und nach mehrere besondere Gesetze in Beziehung auf dasselbe sind bekannt gemacht worden.

Der Patriotismus will, daß ich als Bürger im Collisionsfalle, wenn ein Staat mit dem andern in Streit kommt, erst meinen Staat zu retten und zu erhalten suche. Wer das unterläßt, oder es wohl gar mit den Feinden des Staats hält, sündigt gegen die Heiligkeit seines bürgerlichen Vertrags und daher bestimmt das Gesetz,

daß demjenigen, der dem Feinde ein Geheimniß des Staats entdeckt, die Zunge, als das Glied womit er sündigt, soll ausgeschnitten werden.

Das bürgerliche Wohl erfordert es, daß auch die stillschweigenden Verträge heilig gehalten werden. Ein stillschweigender Vertrag ist allemahl in dem Falle vorhanden, wenn zwischen mir und andern eine Verhandlung Statt findet, bey welcher die allgemeine und ausnahmlose Gewohnheit die beyderseitige Verbindlichkeit schon entschieden hat, und wo alle Menschen gleichsinnig voraussetzen, was einer von dem andern zu erwarten berechtigt ist. Ein solcher stillschweigender Vertrag ist zwischen Käufer und Verkäufer. Beyde sagen einander nicht ausdrücklich, was sie einander leisten wollen. Aber es ist ausgemachte Erwartung, daß der Verkäufer ehrliche Waare und der Käufer ehrliche Zahlung giebt. Beyde handeln also gegen die Rechte des Vertrags, wenn sie diese Erwartung täuschen und einander betrügen. Und da der ungebildete Mensch oft nur durch angedrohte Strafe von einer bösen Unternehmung abzuhalten ist, so verordnet das Gesetz, daß demjenigen, der falsche Münzen schlägt, fal-

sches Maaß und Gewicht führt, die Siegel nachmacht, oder sonst eine betrügliche Verfälschung vornimmt, beyde Hände, als die Werkzeuge des Verbrechens, abgehauen werden.

Mit gleicher Strenge verfährt man gegen die öffentlichen Schreiber, die falsche Schriften unterschieben, oder in den Akten, welche sie abschreiben, zu Gunsten ihrer Parthey, einige Artikel einschalten oder auslassen. Ein jeder wird an dem Theile seines Leibes bestraft, der das Werkzeug seines Verbrechens ist. Das Gesetz wollte, daß das schädliche Mitglied der menschlichen Gesellschaft eines theils unfähig gemacht würde, ferner zu schaden, andern theils aber zum Beyspiel dienen und andere durch die erlittene Strafe von ähnlichen schändlichen und strafbaren Handlungen abhalten möchte.

Den Handelsgesetzen zu folge, wird einer, der ohne eine Handschrift Geld geborgt hat, und die Schuld ableugnet, durch einen Eid von der Schuld freygesprochen. Der Eid aber wird nach einem vorhergegangenen Opfer sehr feyerlich abgelegt.

In Fällen aber, wo die Schuld durch eine eigene Handschrift erwiesen werden kann, dürfen die Zinsen nicht höher anlaufen, als das Capital oder die geborgte Summe zweymahl genommen. Das Eintreiben der Schulden darf nur von dem Vermögen der Schuldner geschehen, und in keinem Falle ist es erlaubt, daß ihre Person für den Gläubiger hafte. Der G setzgeber gab dadurch zu verstehen, daß das Vermögen denen gehören müsse, die es erworben, oder durch Schenkung von den rechtmäßigen Besitzern erhalten oder sonst auf eine rechtmäßige Art sich zu eigen gemacht hätten, die Person aber dem Staate angehöre, als welcher das ausschließende Recht hätte, sich derselben im Kriege und zu Friedenszeiten zu bedienen. Denn es sey widersinnig, wenn ein Soldat, der für sein Vaterland in Gefahr ginge, Schulden halber sollte von seinem Gläubiger in Verhaft genommen oder ein nützliches Mitglied des gemeinen Wesens der Grausamkeit und dem Geitze einer Privatperson aufgeopfert werden.

Ich komme auf das Gesetz der Ehe. Um euch an diesem eine kurze Uebersicht des Ganges

zu geben, welchen positive Gesetze genommen haben, will ich das Wesentlichste der Geschichte von den Ehegesetzen hier anführen.

Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die Erhaltung seiner selbst und auf eine Theilnehmung oder Mittheilung an Andere zurückführen. Unter diesen letztern ist der Geschlechtstrieb der mächtigste. Zwar erwacht er nur zur bestimmten Zeit, und erlöscht wieder mit herannahendem Alter, da im Gegentheil Andere ein Geschöpf vom ersten bis zum letzten Augenblicke seines vegetabilischen Lebens begleiten. Indeß bezeigt es doch die Erfahrung, daß er da, wo er sich in seiner völligen Kraft äußert, gleichsam alle andere Triebe, wenigstens auf eine Zeitlang, zu verdrängen versteht, und die sonderbarsten Wirkungen im Gefolge hat. Ich darf mich kühnlich auf die ganze lebende Schöpfung berufen.

Bey den Pflanzen beginnt die Begattung zur Blüthzeit. Und die Blüthen sind der Hauptheil dieser Geschöpfe. Auch eine Distel ist schön, wenn sie blühet, selbst der Dornstrauch gefällt, wenn er mit einer zahllosen Menge weißer Blüthen pranget. Unter schattenreichen Bäumen verweilen w...

am liebsten, wenn sie blühen. Es ist jetzt nicht bloß der Schatten, der uns zu ihnen hinwinkt; es sind die balsamischen Düfte, die aus ihrem Brautbette kommen; es ist das Leben, die Thätigkeit, das scheinbare Vergnügen der Bäume selbst, das wir bewundern. Der Kenner bemerkt um diese Zeit eine noch weit bewunderungswürdige Erscheinung; es ist dieses die Reitzbarkeit, eine Kraft, nach der sie vermögend sind, ihre feinern leicht zu zerstörenden Theile gegen den Einfluß der schädlichen Witterung zu verschließen, oder der sogenannte Schlaf der Pflanzen, die einzige scheinbar willkührliche Bewegung, die denselben eigen ist. Ist die Befruchtungszeit vorüber, ist der große Zweck der Fortpflanzung und der Erhaltung des Geschlechts erreicht, so sinken allmählich Schönheit, Leben und Geschäfte und nur die empfindende Abruspflanze, die fühlende Mimosa und einige andere können durch ihr künstliches Schließen und Wiedereröffnen ihrer Blätter dem aufmerksamen Forscher noch zeigen, was sonst jede Pflanze zur Blüthezeit vermochte.

In dem Thierreiche ist es nicht anders. Der Vogel ist dann am schönsten gekleidet, wenn ihn

Zeit und Alter zur Begattung aufrufen; er singt dann am lieblichsten, wenn das Weibchen über den Eyern brüthet. Wir glauben, er sänge unsertwegen; angenehme Täuschung! Laßt seine Triebe ihn gestillt, die Pflichten eines zärtlichen Gatten und Vaters erfüllt haben, und wir lauschen vergeblich in der schattichten Laube, wo wir uns so manche Stunde durch seinen melodischen Gesang entzückt fühlten. Das Wild entzieht sich sonst furchtsam dem Blicke der Menschen, aber auch dann, wenn es um eine Hindin streitet? Der Hirsch wirft nie ein stolzeres Geweih zurück, zeigt sich nie muthiger, brüllt nie fürchterlicher, als zu der Zeit. Und wer besteht mit dem muthigen Stiere, dessen grausam zerfleischten Halbbruder ein kleiner Knabe leitet? Wer bändigt das stolze Streitroß? Wer stellt sich gegen die Zähne des Ebers, wenn sie der mächtige Naturtrieb zur Freyheit und Befriedigung auffordern?

Wie bey den Thieren, so bey den Menschen. Der Befriedigung des Geschlechtstriebes muß oft die Stillung des Hungers und Durstes nachstehen, die sonstige Begierde zu Ruhe und Schlaf wird unterbrochen, die Sehnsucht nach natürli

cher Freyheit unterdrückt, kurz, jeder andere Naturtrieb zerrüttet oder gehindert, wo nicht gar zerstört. Und gleichsam als wenn die Natur mit Fleiße wäre darauf bedacht gewesen, diesem Triebe den Vorzug in Absicht auf Energie und Stärke, vor allen andern, zu geben, machte sie die Zeit der Liebe zur Zeit der Jugend, und zündete ihre Flamme mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Lange verlebten der Jüngling und das Mädchen eine schuldlose Jugend, waren Hunger und Durst nothdürftig gestillt, hatten sie ihre kindlichen Spiele, wozu Hang nach Thätigkeit und natürlicher Freyheit sie verleitete, gespielt, so fühlten sie sich beruhigt und vergnügt. Aber jetzt in der Blüthe des menschlichen Lebens, zur Zeit der männlichen und weiblichen Reife erwachen unbekannte Triebe, von denen die Kindheit nichts wußte. Der Jüngling fühlt sich männlich und stark, und aufgeweckt zu Thatendrang, sein Auge belebt sich, aber seine Stimme wird rauh und tief; die Wange des Mädchens färbt, der Busen wölbt sich, ein stärkeres Feuer durchdringt Nerv und Ader. Zwey Geschöpfe verlangen nach

ein=

einander, und wissen nicht, was sie verlangen. Sie schmachten nach Einigung, die ihnen doch die zertrennende Natur versagt hat, und schwimmen in einem Meere der Täuschung.

„Süßgetäuschte Geschöpfe, genießet eurer Zeit; wisset aber, daß ihr damit nicht eure kleine Träume, sondern angenehm gezwungen, die größte Aussicht der Natur befördert. Im ersten Paar einer Gattung wollte sie sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflanzen; sie wählte also fortsprießende Keime aus den frischesten Augenblicken des Lebens, des Wohlgefallens an einander; und indem sie einem lebendigen Wesen etwas von seinem Daseyn raubt, wollte sie es ihm wenigstens auf die sanfteste Art rauben. Sobald sie das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmählich das Individuum sinken. Kaum ist die Zeit der Begattung vorüber, so verliert der Hirsch sein prächtiges Geweih, die Vögel ihren Gesang und viel von ihrer Schönheit, die Fische ihren Wohlgeschmack und die Pflanzen ihre besten Farben. Dem Schmetterlinge entfallen die Flügel und der Athem gehet ihm aus; ungeschwächt und allein kann er ein halbes Jahr leben. So lange die

junge Pflanze keine Blume trägt, widersteht sie der Kälte, die sie in andern Gegenden im Winter drückt und die zu frühe tragen, verderben zuerst. Die Musa hat oft hundert Jahr erlebt, sobald sie aber einmahl die Blüthe entfaltet hat, so wird keine Erfahrung, keine Kunst verhindern, daß nicht der prächtige Stamm im folgenden Jahre den Untergang leide. Die Schirmpalme wächst fünf und dreyßig Jahre zu einer Höhe von siebenzig Schuhen, hierauf in vier Monaten noch dreißig Schuh; nun blühet sie, bringt Früchte und stirbt in demselben Jahre. Das ist der Gang der Natur bey Entwickelung der Wesen aus einander; der Strom gehet fort, indeß sich eine Welle in der andern verliehret."

Aber ist das allgemeine Folge? Ist's dann erlaubt, diesen Trieb zu befriedigen? und von wem? wenn? wie? in wiefern darf das geschehen? Das sind die wichtigen Fragen, die der Gesetzgeber beherzigen mußte.

Die beyderseitige Neigung, welche beyde Geschlechter treibt, einander zu suchen, ist der Grund zur Fortdauer und Erhaltung des Menschenge-

schlechts. Allein diese Neigung, wenn sie nicht in gewisse Schranken eingeschlossen ist, wird eine Quelle von vielen Lastern. Vor der Errichtung bürgerlicher Gesellschaften folgten beyde Geschlechter in dem Umgange, den sie mit einander hatten, bloß ihren thierischen Trieben. Die Weiber gehörten demjenigen an, welcher sich ihrer zuerst bemächtigte. Sie gingen in die Arme eines jeden andern über, wenn er Stärke hatte, sie zu entreißen, oder Geschicklichkeit, sie zu entführen. Die Kinder, welche aus diesem unordentlichen Umgange kamen, konnten niemahls wissen, wer ihre Väter waren. Sie kannten nur ihre Mütter, von denen sie daher auch ihre Namen führten. Da auch niemand verbunden war, sie zu ernähren und zu erziehen, so waren sie oft der Gefahr ausgesetzt, umzukommen.

Eine dergleichen Unordnung konnte nicht anders als äußerst nachtheilig seyn. Es war von der höchsten Wichtigkeit, eine Richtschnur und Ruhe in dem Umgange zwischen beyden Geschlechtern einzuführen. Hierzu gelangte man nicht anders, als daß man die Verbindung des Mannes mit der Frau gewissen Formalitäten unterwarf. Die

Gesetze der Ehe legten einer Leidenschaft einen Zaum an, welche keinen erkennen wollte. Sie thaten noch mehr: indem sie gewisse Bedingnisse machten, lehrten sie die Menschen die Rechte der Natur erkennen und achten.

Diese Gesetze sind es endlich, die den Zustand der Kinder festsetzten, und dadurch dem Staate Bürger sicherten, und den Gesellschaften eine feste und gewisse Form gaben. Es giebt keine Gesetze, welche mehr beygetragen haben, die Einigkeit und den Frieden unter den Menschen zu unterhalten.

Die Anrichtung der Gesetze und Formalitäten bey der Ehe ist von hohem Alter. Alle alte Erzählungen kommen darinn überein, daß sie den ersten Regenten Verordnungen beylegen, welche die Verbindung des Mannes mit der Frau betreffen. Ihr werdet euch erinnern, was ich von Osiris und Isis erzählt habe. Die Einrichtung, die sie getroffen haben, um ihren Hauptzweck, Wohl des ganzen Landes zu erhalten und zu befördern und einen sichern Grund zur bürgerlichen Verfassung, zur Feinheit der Sitten und bequemer Lebensweise zu legen, kann es euch schon sagen, daß

sie auch diesen wichtigen Punkt nicht werden außer Acht gelassen haben. Wiewohl einige noch weiter gehen, und vorgeben, daß Hephästus, welcher ihrer Meynung nach für den ersten Monarchen zu halten ist, das Gesetz der Ehe in unserm Vaterlande eingeführet habe.

Die alten Gesetzgeber richteten ihr Augenmerk noch weiter. In der Absicht, die Bande der Ehe zu sichern, und dieses Bündniß desto ehrwürdiger zu machen, setzten sie Strafe auf diejenigen, welche sich unterfangen würden, die Einigkeit desselben zu stören. Zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völkern war der Ehebruch verboten. Die Gesetzgeber waren zu aufgeklärt, als daß sie nicht hätten merken sollen, wie sehr dieses Laster der guten Ordnung und der Erhaltung der öffentlichen Ruhe zuwider wäre. Sie sahen mit eben diesen Augen die Nothzucht und die Entführung an. Man konnte nicht genug Vorsicht nehmen, eine Leidenschaft in Schranken und Ordnung zu erhalten, deren Folgen unfehlbar den gänzlichen Untergang der Gesellschaft würden nach sich gezogen haben.

Bey einigen Völkern ist es den Männern erlaubt, so viele Weiber zu nehmen, als sie ernähren können; bey uns darf ein Mann nur eine Frau nehmen. Unsere Vorfahren verstanden die Grundregeln der Regierungskunst zu wohl, als daß sie nicht hätten wissen sollen, wie sehr die Vielweiberey der Bevölkerung zuwider ist. Die Vergleichung der Staaten, wo die Vielweiberey erlaubt ist, mit denen, wo sie verbothen ist, zeigt es zur Genüge.

Aus einer Folge dieses Grundsatzes bestimmen die Gesetze die schärfste Strafe für den Ehebruch. Denn bewilligter Ehebruch wird an der Mannsperson mit tausend Ruthenstreichen, und an der Weibsperson mit dem Verluste der Nase bestrafet. Das Gesetz, das für dieses der Gesellschaft so nachtheilige Laster die Strafe bestimmte, ist sehr alt. Einige halten den Helios, des Hephästus Sohn, für denjenigen, der es zuerst bekannt machen ließ.

Eben so äußerst streng sind die Gesetze, welche die Angriffe der Ehre und Keuschheit der freyen Weiber betreffen. Denn derjenige, welcher eine

freye Person schändet, wird zum Eunuchen gemacht. Man beschuldigt einen Verführer der Art eines dreyfachen groben Verbrechens, der bösen That und des dadurch begangenen Verbrechens an den heiligen Rechten der Menschheit, der Schändung des Frauenzimmers und des Unglücks für die Kinder.

Uebrigens wird nach unsern Sitten kein Kind für unehrlich gehalten, selbst dann nicht, wenn es mit einer erkauften Leibeigenen erzeugt wird. Man ist der Meynung, daß der Vater die einige Ursache der Zeugung sey, die Mutter hingegen nur die Nahrung und Herberge dem Kinde ertheile.

Auch ist es nach unsern Gesetzen den Brüdern erlaubt ihre Halbschwestern zu heurathen. Die glückliche Ehe des Osiris verstattet diese Nachsicht. Und, weil Isis nach dem Tode ihres Bruders und Mannes ein Gelübde gethan hatte, niemand mehr zu ehelichen, vielmehr dadurch, daß sie den Tod ihres Mannes rächte, ihre große Liebe zu demselben bewiesen und das Reich in ihrem Wittwenstande mit großer Klugheit regiert hat,

so daß die Menschen ihr unzählige Wohlthaten verdanken, hat man bey uns große Ehrerbietungen für die Frauen, bezeigt der Königin, doch mehr der Sitte und Gewohnheit als der Gewalt wegen, größern Respekt als dem Könige und räumt bey andern Eheverbindungen der Frau das meiste Ansehen und eine gewisse Gewalt über den Mann selbst ein.

In Absicht des letzten Punkts unsers natürlichen Rechtes haben wir Folgendes zu bemerken. Einen Eid abzulegen ist eine erlaubte Sache. Aber diese an und für sich schon heilige Sache hat man durch die damit verbundenen Umstände noch heiliger und wichtiger zu machen gesucht. Es sollte Ehrfurcht gegen die gegenwärtige Gottheit erweckt und Treu und Glauben unter den Menschen erhalten werden.

Nach diesen Voraussetzungen verordnen die Gesetze, daß, wenn jemand ohne Handschrift etwas geborgt hat, und die Schuld ableugnet, er von der Schuld frey komme. Aber der Meineid wird mit dem Tode bestraft; denn der Meineidige verachtet die Gottheit und sündigt gegen die

heiligsten Rechte der Menschheit. Indeß macht doch bey dem Soldatenstande das Gesetz eine Ausnahme. Denn in dem Falle, wenn ein Krieger den Befehl des Anführers nicht erfüllt oder gar davon läuft, also meineidig wird, bestimmt das Kriegsgesetz nicht den Tod, sondern die äußerste Schande, als den Verlust höherer Stellen; doch erhält er wieder, wenn er in der Folge den Schandfleck durch Tapferkeit und gemeinnützige Handlungen wieder austilget, die vorige Ehre und Hoffnung zur Beförderung. Dieß geschah theils deswegen, weil der Gesetzgeber die Schande zu einer größern Strafe machen wollte, als den Tod, welchen ohnehin der Krieger nicht scheuen darf: theils weil er glaubte, daß die Hingerichteten dem Vaterlande nichts nützen könnten, da hingegen die unehrlich gemachten viel Gutes bewirken würden, aus Begierde wieder zu Ehren zu kommen. Möchten doch bald diese Grundsätze allgemein werden! Möchte man die Menschen doch insgesammt daran zu gewöhnen suchen, die Schande für das größte Uebel zu halten?

So viel, lieben Jünglinge hätte ich von der Staatsverfassung und den Gesetzen unseres Va-

terlandes zu sagen gehabt. Der Kenner wird zwar noch manches Fehlerhafte dabey bemerken; allein wo trifft man etwas ganz Vollkommenes in menschlichen Einrichtungen an. Hat man doch Erlaubniß zu verbessern, und da ists ja schon gut wenn nur einstweilen ein guter Grund vorhanden ist. Aber auch dann schon, wenn wir unsere Verfassung mit andern vergleichen, so giebt sie nicht nur einen sehr vortheilhaften Begriff von unsern Gesetzgebern, sondern wir finden auch die Unvollkommenheiten durch eine Menge trefflicher Maximen und ausbündiger Grundsätze reichlich ersetzt.

Der Charakter unserer Nation zeigt sich durch Bedachtsamkeit und einen gewissen feyerlichen, dem Weisen wohlanstehenden, Ernst an, und eben dieser Geist herrscht in unsern Gesetzen. Und eben diese Uebereinstimmung zeigt von der Weisheit unserer Gesetzgeber. Doch wir können noch mehr erkennen. Wir finden, daß sie es eingesehen haben, daß der wahre Endzweck der Staatskunst seyn müsse, die Völker glücklich zu machen, und daß diese es nicht anders seyn können, als nur in so weit man ihnen die Empfindungen der

Tugend und Erkenntlichkeit einflößet. Dieses war die Absicht des Gesetzgebers, warum er wollte, daß die Bürger einander Achtung bezeigen sollten, damit jeder sogleich sähe, was er dem andern schuldig wäre. Hievon kommen die strengen Gesetze gegen den Mord, Ehebruch, die Nothzucht, und alle die Verordnungen, welche erfunden und eingeführet wurden, die Bürger vor einander in Sicherheit zu setzen. Hievon rühret die uneingeschränkte Ehrfurcht, welche man für die Alten hatte. Der Gesetzgeber hatte endlich den Regeln der Höflichkeit den größten Umfang gegeben. Es sind dieselben eben so viele bürgerliche und politische Bande, die ersonnen wurden, das Volk in Schranken zu halten, und die Ruhe und gute Ordnung unter den Bürgern zu behaupten; sie sind eben so viel Mittel, welche geschickt sind, Gelindigkeit einzuflößen und Einigkeit zu unterhalten, indem sie alle Laster verbannen, welche von einem groben und ungesitteten Charakter herkommen.

Aus eben diesem Grunde flossen die Gesetze wegen des Begräbnisses der Todten, die Gewohnheit sie einzubalsamiren, in prächtige Grabhöhle

zu legen, und den Leichnam eines Vaters für das sicherste Pfand zu halten, welches ein Schuldner seinem Gläubiger geben kann. Alle diese Anordnungen unterhalten die Liebe und Ehrerbietung gegen die Eltern, oder sollen und können sie doch wenigstens unterhalten. Es ist unmöglich, daß man so große Achtung gegen die Väter, so müssen wenigstens Andere, wenn sie unser Verfahren gegen Verstorbene beobachten, schließen, nach ihrem Tode haben kann, ohne die größte Liebe und Ehrfurcht für sie in ihrem Leben gehabt zu haben. Schon jetzt rühmt man von uns, daß wir die dankbarsten unter allen Menschen wären; dieß zeuget von der Richtigkeit der Maaßregeln, welche unsere Gesetzgeber genommen haben, diese Tugend in das Herz unserer Landsleute einzugraben.

Und wer möchte uns tadeln wollen wegen des Gerichtes, welches man über das Andenken der Verstorbenen ergehen läßt und der Untersuchung, die man über ihren Lebenswandel anstellt, um zu entscheiden, ob sie die Ehre des Begräbnisses verdienen? Das Gericht wird öffentlich gehalten. Das Volk ist es, welches richtet und

urtheilet. Es giebt bey diesen Gelegenheiten keinen bessern Richter. Dieses Mittel ist vortreflich, jedermann in seiner Schuldigkeit zu erhalten, da sich ihm die Pharaone selbst nicht entziehen können. Die Geschichte zeiget keine weisere und bessere politische Gewohnheit, die den Bürgern die größten Empfindungen der Ehre und Tugend einflößen müssen. Wie wahr das sey, werdet ihr selbst einsehen können, wenn ich euch, nach Beendigung unserer Vaterlandsgeschichte, mit der Verfassung anderer Reiche ebenfalls bekannt machen werde. Jetzt eilen wir zum Beschluß unserer angefangenen Geschichte.

Etwa zwölf Generationen nach dem Uchoreus gelangte Möris oder Myris zum Throne. Er war ein großer und mächtiger Fürst, liebte die Pracht und suchte seinen Ruhm in der Aufführung ungeheurer Werke. Er war es, der den See, welcher von ihm seinen Namen erhielt, hat graben und die in der Mitte desselben befindlichen Pyramiden aufführen lassen; auch trug dieser Pharao viel zur Verschönerung der Stadt Mem=

phis bey. Vorzüglich bewundert man eine Bogenstellung, die er auf der Mitternachtsseite am Tempel des Hephästus erbauet hat, und die alles übertreffen soll, was man bis dahin an Größe und Schönheit von Prachtgebäuden aufzuweisen hat. Den See Möris werdet ihr bey einer künftigen Reise zu sehen bekommen. Er ist bestimmt den Unrichtigkeiten des Sihors abzuhelfen. Denn wenn der Strom zu hoch gestiegen ist, so wird das überflüssige Wasser in denselben geleitet und mithin verhindert, daß es nicht an manchen Orten zum Schaden des Landes stehen bleibe; wenn aber der Fluß nicht hoch genug anlaufen sollte, so können auch viele Gegenden durch verschiedene aus diesem See geführte Kanäle gewässert werden.

So wären wir denn mit der Geschichte der merkwürdigsten Pharaone bis auf die neuern Zeiten gekommen. Der Umstand, daß ich nur die merkwürdigsten ausheben wollte, wird es euch schon von selbst einleuchtend machen, daß ich eine große Anzahl mit Stillschweigen übergangen habe. Ich will zwar dadurch keineswegs gefolgert wissen, daß nicht viele darunter gewesen seyn soll-

ten, die sich nicht auf eine oder die andere Art um ihr Vaterland verdient gemacht hätten. Allein so wahrscheinlich das ist, so gewiß ist es doch auch, daß man von den meisten nichts als die kurze Geschichte anführen kann: der Sohn folgte auf seinen Vater, regierte bald länger bald kürzer, nicht sonderlich löblich, und starb und ward beygesetzt in die Katakomben zu seinen Vätern. Seine Mutter hieß so oder so und war eine Königstochter. Was aber mehr von ihm zu sagen ist, siehe, das ist geschrieben in der Chronik der Pharaone von Mizraim, und — hier könnt ihr seine Geschichte wohl selbst nachlesen.

Wichtiger als das scheinen mir zwey Völker zu seyn, deren Geschichte genau mit der Geschichte unseres Vaterlandes und unter sich so verwebt ist, daß man oft ungewiß wird, welchem Volke dieser oder jeder König zuzuschreiben ist; eben so ist es mit Handlungen und Gesetzen.

Das erste Volk begriff eigentlich mehrere Völkerstämme, die bald aus Arabien, bald aus Aethiopien Mizraim überfielen und die Einwohner bekriegten. Aber dann, war ihnen dieses gelungen,

war auch nichts vor ihnen gesichert. Die Pharaone wurden dethronisirt und umgebracht, die Städte verbrannt, die Tempel beraubt und zerstört und mit den alten Einwohnern aufs grausamste verfahren, die Männer wurden zum Theil ermordet, zum Theil mit Weib und Kindern verkauft.

Eigentlich waren es Nomaden, die anfangs nur um Weideplätze für ihr Vieh mit den Einwohnern stritten, nachher sich vereinigten, weiter um sich griffen, und zuletzt sogar Pharaone aus ihren eigenen Mitteln über die eroberten Theile des Landes setzten.

Der erste hieß Salatis. Er residirte zu Memphis, und suchte von d aus seine Macht zu vergrößern und sich gegen Ueberfälle zu verwahren. Zu dem Ende legte er feste Städte an, und versah sie mit starken Besatzungen. Um die Assyrer, ein mächtiges Volk, zu verhindern, daß es ihn nicht überfallen könnte, bauete er das verfallene Abaris an der östlichen Seite des Flusses Bubastis in der saitischen Landschaft wieder auf, umgab sie mit einer starken Mauer und legte vier und zwanzig tausend Krieger hinein. Gewöhnlich reiste er zur

Zeit

Zeit der Ernte dahin, ließ das Getraide in dazu erbauten Vorrathshäusern aufschütten, entrichtete seinen Soldaten den Sold und übte sie dann in den Waffen. Auf diese Art erhielt er sich immer furchtbar genug, so daß es weder Einheimische noch Fremde wagten ihn aus seinen unrechtmäßigen Besitzungen zu verdrängen.

Diesem Salatis oder auch Saites folgten nach einander, Beon, Apachnas, Staan, Archles und Aphobis, die, wie er, sich es ebenfalls eifrigst angelegen seyn ließen, die alten Einwohner zu unterdrücken, und ihre Gewalt zu begründen.

Ihre Nachfolger waren schon minder glücklich. Doch wußten sich diese Hyksos, wie sie genannt werden, eine lange Reihe von Jahren, man giebt über fünf hundert an, bald in dieser bald in einer andern Provinz des Reichs zu behaupten. Die Ursache hat man in der unter Menes erwähnten Theilung und der Uneinigkeit der Fürsten zu suchen. Wenn einer angegriffen wurde, so glaubte der Nachbar nicht verpflichtet zu seyn, ihm beyzustehen. Er verließ sich darauf, daß noch ein großer Theil der Ländereyen von dem

Angegriffenen, zwischen seinem Lande und dem Feinde befindlich wären, daß dieser erst mit Blute müßte erkauft werden, und daß bis dahin der Feind von seinem Vorhaben abstehen könnte; auch dachte er, ist es ja wohl noch Zeit genug zu den Waffen zu greifen, wenn sich die Gefahr der Gränze nähert. Daß seine Grundsätze nicht die besten waren, giebt der Erfolg zu erkennen. Denn er sah den Feind oft noch früher als es ihm lieb war, und für sich allein zu schwach zu widerstehen, mußte er sich sehr bald ein Schicksal gefallen lassen, das ihn wohl schwerlich würde betroffen haben, wenn er mit seinem Nachbar gleiche Sache zur Vertheidigung des Vaterlandes gemacht hätte.

Die übrigen Dynastien, auf eben die Art geschwächt, hatten es entweder auch bald mit diesem mächtigen Feinde zu thun, oder sie unterlagen einem benachbarten Auflaurer, und ihren Unterthanen blieb keine andere Wahl übrig, als sich zu den übrigen Flüchtlingen ihres Vaterlandes in die westliche Wüste zu begeben, und da so lange ein mühseliges Leben zu führen, bis günstigere Umstände es ihnen möglich machten, sich ihrer vorigen Besitzungen wieder zu bemächtigen.

So, zum Beyspiel, als die Einwohner der memphitischen Dynastie unter den Nachfolgern des Salatis geängstigt wurden, machten sich die Aethiopier das diospolitanische Gebiet unterwürfig, nöthigten die Landesbewohner ihre alten Wohnsitze zu verlassen und errichteten ein eigenes Königreich. Unter ihren Beherrschern zeichnete sich vorzüglich Nitokris, ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit und seltnen Gaben des Geistes aus. Um den Tod ihres Bruders, der vor ihr regiert hatte, und von dem Anführer eines Heers einheimischer Flüchtlinge war umgebracht worden, zu rächen, erdachte sie folgende List. Sie ließ ein sehr prächtiges Gebäude unter der Erde verfertigen und einen Kanal von dem Strom aus mitten durch dasselbe hinführen. Jedoch versah sie den Kanal mit Schleusen, so daß derselbe nicht anders als auf ihr Geheiß durchhinfließen konnte. Wie alles nach ihren Wünschen ausgeführt war, so ordnete sie ein prächtiges Gastmahl an, ließ, unter der Aeußerung alles Vergangene zu vergessen und sich in Friedens- und Freundschaftstraktaten einzulassen, die vornehmsten Beleidiger ihres Bruders einladen, und als diese beysammen

und gutes Muthes waren, die gegen den Strom befindlichen Schleusen öffnen und sie so alle ersäufen. Als das Volk erfuhr, wie treulos und grausam man seine Anführer behandelt hatte, so versammelte es sich schnell, griff zu den Waffen, und stürmte auf die Residenz los. Allein die Königinn war schon an einen festen Ort entwichen, und ihre Rathgeber, die wohl wußten, wie leicht ein Volk, das keinen Mann von weisen und festen Grundsätzen an seiner Spitze hat, zu zerstreuen oder zur Ruhe zu verweisen ist, stillten die Wuth des Volks. Dieses verlangte nun seine Königinn zu sehen. Sie erschien. Ihre Pracht und Schönheit bezauberte alle. Sie hielt eine Rede, brachte Entschuldigungen wegen der Mordthat vor, sprach von löblicher Regierung, von künftigen glücklichen Zeiten. Das Volk hielt sich für den fehlenden Theil, fühlte sich innigst gerührt über die Großmuth, die Herablassung, die Liebe seiner Beherrscherinn, und rief einmahl um das andere: Es lebe Nitokris! Heil unserer Gebieterinn! und ließ sich dann von ihr noch lange unmenschlich beherrschen.

Das zweyte Volk, das anfangs sich viele Verdienste um unser Vaterland erworben hatte, in der Folge aber nicht wenig von den Hyksos gedrückt wurde, waren die Nachkommen eines Chaldäischen Nomaden, Namens Ibrahim. Eine Theurung nöthigte ihn, sich nach Mizraim zu begeben. Er wurde auf das gastfreundschaftlichste von einem unserer Pharaone aufgenommen und nicht weniger wegen seiner Weisheit, als seine Frau wegen ihrer Schönheit allgemein bewundert. Da diese für seine Schwester ausgegeben wurde, so gelüstete es Pharao, sie in sein Serail zu führen. Indeß aber hatte Ibrahim sich schon den Priestern, deren Freund er geworden war, entdeckt, diese machten Pharao Vorstellungen und der gab ihm nicht nur seine Frau wieder, sondern machte ihm auch noch ein ansehnliches Geschenk von Vieh, Gold und Silber und befahl seinen Leuten, daß sie ihn mit allem, was er hatte, sicher über die Gränze leiteten.

In der Folge wurde ein Urenkel dieses Mannes von seinen Brüdern hieher verkauft. Dieser mußte viel und mancherley erdulden, bis er endlich das Glück hatte, sich in der Gunst eines Pha-

rao festzusetzen. Dieser erhob ihn zum ersten Diener seines Landes, nachdem er gelegentlich die Einsicht des jungen Mannes hatte prüfen können. Und wie wohl er daran that, geben die Anstalten zu erkennen, die der neue Minister zum Besten des Landes getroffen hatte. Denn dieser erwarb sich das Verdienst um unsern Staat, daß er ihm seine innern Quellen zur Erhaltung und Beförderung seines Wohlstandes entdeckte. Er ließ Kanäle graben, Vorrathshäuser erbauen und darin die Früchte sammeln, die das künstlich befruchtete Land nun in Menge hervorbrachte. Die wohlthätigen Folgen zeigten sich bald. Nach einem Zeitraum von etwa sieben Jahren, erfolgte allgemeiner Mißwachs in allen umliegenden Ländern, und eine erschreckliche Theurung. Aber Mizraim hatte Ueberfluß an Getreide; es konnten sogar Ausländer damit versorgt werden. Unter den fremden Käufern, die sich in Menge nach den Vorrathshäusern des Statthalters hinzudrängten, befanden sich auch seine Brüder. Er erkannte sie sogleich, aber ihn kannten sie nicht mehr. Doch gab der Befehl des Statthalters, daß sie das nächstemahl ihren jüngsten Bruder mitbringen

und bis dahin einen als Geisel zurücklassen müßten, bald zu erkennen, daß sein Andenken noch nicht aus ihren Seelen entschwunden war, und, daß sie sogar die That bereueten; denn, sprachen sie unter einander: das haben wir an unserm Bruder verschuldet. Sie zogen hin, brachten das Getreide nach Hause, fanden ihr Geld wieder, berichteten die Vorfallenheiten ihrem Vater, dieser klagte und wollte seinen jüngsten Sohn, den leiblichen Bruder des Statthalters und den noch einzigen männlichen Erben einer liebenswürdigen Gattinn nicht ziehen lassen; dennoch mußte ers, da das Getreide verzehrt war und die Noth größer wurde, zugeben. Der Statthalter gab sich nun alle Mühe seine Halbbrüder dahin zu bringen, daß sie allein wieder zu ihrem Vater zurückreisen und ihm ihren jüngsten Bruder überlassen möchten. Aber umsonst. Beherzt trat einer von den Brüdern hervor und redete den Statthalter mit folgenden Worten an. Gefällt dirs, so lege mich in Fesseln; aber den Jüngling laß ziehen mit seinen Brüdern. Ich bin für ihn Bürge geworden. Bringe ich dir ihn nicht wieder, mein Vater, sprach ich, so will ich mein Lebenlang die Schuld

tragen, von meinen Händen sollst du ihn fordern. Wenn ich nun heim käme zu deinem Knechte, meinem Vater, und der Jüngling käme nicht mit uns, so wirds geschehen, wenn er siehet, daß der Jüngling nicht da ist, daß er vor Jammer stirbt; denn seine Seele hanget an des Jünglings Seele; so würden wir die grauen Haare deines Knechts, unsers Vaters, mit Herzeleid in die Grube bringen. Darum bey allem, was dir heilig ist, beschwöre ich dich, laß mich, deinen Knecht, hier bleiben an meines Bruders Statt, und ihn mit seinen Brüdern nach Hause ziehen; ich will, sonst durch das Vorrecht der Geburt edel und frey, jetzt dein Sclave seyn. Ich kann unmöglich nach Hause gehen ohne meinen Bruder mitzunehmen. Ewiger Vorwurf würde mein Inneres foltern, wenn ich es mit ansehen müßte, wie mein Vater jammerte, duldete, und ach, dem Schmerz über den neuen Verlust unterliegen müßte.

Länger konnte der Statthalter die Rede nicht anhören. Ich bin, sprach er, und eine Thräne glänzte in dem Auge, als er es sprach, euer Bruder! euer einst von euch verkannter, mißhandelter Bruder! Aber seyd deß unbekümmert, und

denket nicht daß ich darum zürne. Der Regierer unserer Schicksale wollte es so. Um euer Leben, das Leben meines Vaters und eurer Kinder zu erretten, hat er mich vor euch her gesandt. Nun hat mich Pharao zum Herrn über sein Haus und zum Fürsten über ganz Mizraim gesetzt. Eilet und verkündigt diese Nachricht meinem Vater und nöthigt ihn, daß er mit euch hieher ziehe. Er soll in der Nähe bey mir wohnen. Ich will ihm Raämses, eine glückliche Landschaft, so wie sie sich vom Sihor über On und Pithom längs an dem nordöstlichen Gebirge hinzieht, einräumen. Noch lange wird schreckliche Theurung die Völker schwer drücken; aber hier will ich meinen Vater versorgen mit seinem ganzen Hause: säumt also nicht lange und bringet ihn zu mir. Dann umarmte er seine Brüder einen nach dem andern und alle mischten ihre Thränen in die seinigen. Hierauf versorgte er sie mit Wagen und nöthigem Vorrath auf die Reise hin und her, auch beschenkte er sie noch mit Geld und Kleidern und ließ sie von sich.

Ihr könnt euch leicht vorstellen, wie der Vater diese Nachricht, daß sein längst als todt be-

weinter Sohn noch lebe, werde aufgenommen haben. Es hielte schwer ihn von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Als er aber die Güter sahe und die Wagen, die ihm waren geschickt worden, da ward sein Geist wieder lebendig. Da sprach er: ich habe genug daß mein Sohn noch lebet, ich will hingehen und ihn sehen, ehe denn ich sterbe.

Der Statthalter fuhr seinem Vater bis nach Pithom entgegen. Es war ein herzerschütternder Auftritt als Vater und Sohn nach langer Trennung nun zum erstenmal sich wieder erblickten, sie umhalseten sich, sie weinten laut. Dann stellte der Statthalter seinen Vater und einige seiner Brüder Pharao vor. Dieser nahm sie gastfreundschaftlich auf und bestätigte alles, was der Sohn in Hinsicht seines Vaters und seiner Brüder angeordnet hatte.

In Raamses wuchs diese Familie, die bey ihrer Ankunft, das Haus des Statthalters mit eingeschlossen, aus siebenzig Seelen bestand, bald zu einem großen und mächtigen Volke auf. Anfangs und eine lange Zeit lebten sie ungehindert

und frey. In der Folge und besonders unter dem Hyksos verkannte man die Verdienste ihrer Vorfahren, auch war man wegen ihres schnellen Anwuchses und ihrer Stärke besorgt, sie wurden also mit Frondiensten belastet und ihrer Vermehrung Einhalt zu thun, ergieng der schreckliche Befehl, daß man alle ihre neugebornen Söhne ins Wasser werfen sollte. Das Volk seufzte und sehnte sich nach einem Manne, der Muth genug hätte, sich an die Spitze zu stellen, um sich dann auf irgend eine Art von dem drückenden Joche ihrer Feinde zu befreyen.

„Aber woher sollte dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Einheimischen; denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmahl verstand, und sich gewiß nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines bessern Schicksals eben so unfähig als unwürdig scheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger; denn was hat die Unmenschlichkeit der Hyksos im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem fremden Volke gemacht? Das roheste, das bösartigste, daß verworfenste Volk der

Erde, durch eine dreyhundertjährige Vernachläßigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen durch eine so lange anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Thier herunter gestoßen. Wie sollte aus einer so verwahrloßten Menschenrasse ein freyer Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sclavenpöbel Ansehen, einem so lange gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über seine verfeinerte Unterdrücker verschafte?"

„Hier muß uns die große Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem

ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebohrnen Inländer fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für das gedrängte Volk, um sich zu seinem Erretter aufzuwerfen. Einem aus der Mitte der Geängstigten mußte es an Geist und Kraft zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also der Regierer menschlicher Schicksale. Er nahm einen Unterdrückten, entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk und verschaffte ihm den Genuß der Weisheit von Mizraim; und so wurde ein Mann, den die Geburt zum Sclaven bestimmte, der aber frey erzogen ward, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam."

„Eine Mutter aus dem geplagten Volke hatte ihren neugebornen Sohn drey Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freystatt bey sich zu gewähren. Die Noth gab ihr *eine* List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hat-

te, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Tochter des Pharao vorbeykam und wo es dieser also in die Augen fallen mußte. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und, wer wünscht nicht, daß die Geschichte ihren Namen uns aufbewahrt hätte? Da ihr der Knabe gefiel, so beschloß sie ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erboth sich, ihm eine ebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum zweytenmahl erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in seine zarte Seele zu pflanzen."

„Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo

es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal seines Volks zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Tochter des Pharao wieder, und überließ ihr nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Prinzessin adoptirte ihn, und gab ihm den Namen Moscheh, weil er aus dem Wasser gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sclavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes, der Sohn einer Pharaonstochter, und als solcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Pharaone genossen. Die Priester, zu deren Orden er in eben den Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung und unterrichteten ihn in aller Weisheit, die das ausschließende Eigenthum ihres Standes war."

„Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bey den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit seinem

Volk ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu seyn, worunter es seufzen mußte."

„Die Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volks erinnerte ihn, daß auch er zu ihnen gehöre, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Jemehr er anfieng sich selbst zu fühlen, desto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören."

„Einst sah er einen Hebräer, so wurde sein Volk nach einem Stammvater gleiches Namens genannt, unter den Streichen eines Fronvogts mißhandelt; dieser Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Fronvogt. Bald wird die That ruchtbar, sein Leben ist in Gefahr, er muß Mizraim meiden, und flieht nach der arabischen Wüste."

„Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Mizraim recht beurtheilen wollen, so müssen wir ihn durch seine

Ein-

Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation, und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste."

„Die Urkunde läßt ihn die Schaafe eines arabischen Beduinen hüten. Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Mizraim zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menschenbeherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie schwer mußte er seine Seele verwunden!"

„In dem Kleide eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemahls mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eignes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht

in seiner Brust, und ein heftiger Trieb zu handeln und sich hervorzuthun gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz."

„Alles, was er in langen Jahren gesammelt, alles, was er schönes und großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal, diese Wüste soll nicht die Gränze seiner Thätigkeit werden, zu etwas Großem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift was ihr am nächsten liegt, die Parthey der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Mizraim wäre er ein Höfling, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: ich will dieses Volk erlösen."

Und er unternahm das große Werk und vollführte es glücklich. Seine Weisheit wußte unbe-

schreiblichen Hindernissen zu begegnen, sein Muth alle Gefahren zu besiegen. Er führte sein Volk nach der Gegend, die er unlängst verlassen hatte, nach der arabischen Wüste. Den Pharao reuete es bald, daß er so viele Arbeiter hatte ziehen lassen, er jagte ihnen nach, fand aber seinen Untergang im rothen Meer.

In der Wüste gab Moscheh seinem Volk Gesetze, traf eine gute bürgerliche Einrichtung, und errichtete für das höchste Wesen einen besondern Dienst, dann führte er sie gegen einige benachbarte Völker an, entwarf ihnen noch einen Plan, wie sie Palästina, worauf sie Ansprüche machten, erobern und sich darin theilen sollten, und starb, als dieses geschehen war, bald hernach. Seine Thaten werden ihn der Nachwelt unsterblich erhalten. Aber, wo man ihn rühmen wird, wird man auch der Weisheit unseres Ordens, der er allein Bildung, Einsicht, Freyheitssinn, und überhaupt seine ganze Größe verdankt, erwähnen. Er beschrieb selbst seine Thaten; ihr könnt sie in unserer Sprache lesen.

Der Ausgang dieses Volks soll sich unter Amosis zugetragen haben. Es ist dieses einer von

den Königen, die sich noch immer bis dahin in einer kleinen Gegend zu behaupten gewußt haben. Seine Nachfolger aber dachten schon ernstlicher auf die Wiedereroberung ihres väterlichen Erbtheils. Mispʰragmutosis, oder Amosis der zweyte, machte sich Meister von mehrern Provinzen, welche die Hyksos bisher inne gehabt hatten, sein Sohn Thethmosis aber vertrieb sie völlig.

Von der Zeit an wird der eigenthümliche Charakter unserer Nation wieder sichtbar. Die Priester fingen allmählich wieder an, ihre Wahrheiten, die sie bisher vor Menschen, die keinen sonderlichen Gebrauch davon zu machen wußten, unter Mysterien und Hieroglyphen begraben hatten, ans Tageslicht zu bringen. Die Epopten erhalten den vorigen Einfluß wieder, den Pharao und das Volk nach weisen Gesetzen zu regieren. Und Künste und Wissenschaften sieht man wieder aufblühen. Eine Triebfeder, Beabsichtigung des Wohlstandes vom Ganzen, leitet die Handlungen jedes Individuums. Die Pharaone regieren löblich, und das Volk erfreut sich ihrer Gerechtigkeitspflege, und ist ungestört bey dem Genuß der Früchte seines Erwerbs und seines Landes. Und wel-

che Herrschertugenden in der Person des jetzigen Pharao vereinigt sind, werdet ihr selbst noch in der Nähe zu beobachten Gelegenheit finden.

Hier endigte der Geschichtsforscher seine Erzählung von der Geschichte seines Vaterlandes. Dann aber führte er die Jünglinge zu den benachbarten Völkern. Es hingen zu dem Ende große Platten in dem Zimmer, wo der Unterricht ertheilt wurde, rings an den Wänden herum, auf. Auf diesen waren abwechselnd hier auf der einen das benachbarte Land mit seinen Städten, seinen Hauptflüssen, Gebirgen und angränzenden Meeren, und auf der andern alle Begebenheiten und alle Namen, die die Jünglinge merken sollten, in chronologischer Ordnung, groß und sehr in die Augen fallend, gezeichnet. Den Beschluß dieser Reihe von Platten, worauf die Reiche der damahls bekannten Welt neben einander zu sehen war, machte eine vorzüglich große Platte aus. Auf derselben war das Hauptsächlichste aus allen in gehöriger Ordnung angebracht. Zu ihr wurden die Jünglinge geführt, wenn man ihnen zeigen wollte, wie ein Reich an das andere gränzte, was die Flüsse und die Gebirge für einen Gang nehmen, und wie

die Meere die Länder umfließen. Auch war sie geschickt, dem Gedächtniß der Jünglinge bey der Wiederholung der Geschichte oder der Geographie eines Landes zu Hülfe zu kommen. Der Lehrer selbst bediente sich ihrer. Schnell durchwandert er dabey mit seinen Zöglingen die Zeiten und Völker, die Geschichte der Erde und des Menschen. Jetzt führt er sie, die horchenden Schüler, auf den schönen Schauplatz einer großen glücklichen Natur, eines gesegneten Welttheils, in Zeiten, deren Andenken uns durch so mancherley Sagen reizend wird. Hier stellt er ihnen dar das göttliche Poem, das die Erdeschöpfung besang, und ihr Sinnbild in dem aufsteigenden Morgen zeigte. Dann zaubert er sie durch die magische Kraft poetischer Sagen auf den glücklichen Wohnsitz des erstgeschaffenen Menschenpaares; läßt sie sehen die erste Unschuld; den Menschen in der vertraulichen Gesellschaft seiner ersten Lehrer und Freunde, der Thiere des Hauses; die erste feierliche Verehrung der Gottheit im Angesichte der aufgehenden Sonne auf den Höhen der Berge; läßt sie hören über alles die fernen Gerüchte der Vorwelt, über die ersten Erfindungen der Kleider, Opfer, Wohnun-

gen, Viehzucht, des Feuers, der Metalle, Musik, Schiffahrt, Sternkunde, Sprache und Schrift; hören den ersten seelenvollen Klang der Saiten glücklicher Schäfer, und in der einfachsten Sprache die Töne der alten Unschuld. Dann führt er sie mit den zerstreuten Stämmen und ersten Abentheurern hier hin und dort hin, jetzt näher nach Süden, dann weiter nach dem Abendland. Auf dieser Reise lehrt er sie Entdeckungen machen, mit jeder Entdeckung ein neues Land, ein neues Menschengeschlecht kennen. So kamen sie über die ganze Erde; so leitete sie Erd- und Menschenbeschreibung von Pol zu Pol, von einem Ende der Erde zum andern, und zeigte ihnen allenthalben, bei einer ungezählten Mannigfaltigkeit, eine Einheit, wie der ewige Himmel der alles umgiebt; ein Geheimniß göttlicher Gedanken, wogegen unsere ganze Kunst und Weisheit zu Nichts wird; das Zeichen des Wesens, vor dem die ganze Welt ist, wie ein Tropfen des Morgenthaues, der auf die Erde fällt.

Menschlich für den Menschen, alle Kräfte seiner Seele in sanfter Harmonie befriedigend, zeigte die Geschichte der Erde und ihrer Bewohner den

jungen Weltbürgern ihre Welt; voll Kenntniß und Liebe alles Schönen und Großen der Natur, die unser aller Mutter ist, und nicht ungerecht gegen den großen Menschengeist, der auch der Geist der Natur und sie selbst ist, aus eigener Kraft gleichsam eine neue Natur aus den Trümmern der alten erbaute. Sie erhob ihre Seelen zu den Sternen, die so einfach, fest geordnet und immer gleich, das Bild der Ewigkeit und eine unendliche Schöpfung zeigen; sie schiffte mit ihnen durch dieses Meer von Welten, wo auch sie, zwar im Punkt des Augenblicks gegen das große zahlenlose Ganze, doch nicht verloren sind. Sie führte sie wieder hinab auf ihre Berge und ihre Thäler, und leitete sie auch hier durch manche grauenvolle Wüste, durch manches irdische Paradies in die Werkstätte der Kräfte, in Höhen und in Tiefen, deren Steig kein Vogel erkannt, und keines Geyers Auge je gesehen hat. Sie zeigte ihnen auch hier den oben und unten und in der Tiefe gleich allgegenwärtigen Geist, im Kleinsten und Größten eben so sichtbar, jedem so innig nahe, so unendlich groß, daß auch ein Grashalm sie zur Liebe, Dankbarkeit und Anbetung hinreißen konnte; sie

führte sie durch die lebendige Welt der Thiere, wo jedes in seiner Kraft und Individualität so reich, frey und glücklich ist; sie zeigte ihnen Ihn selbst im Menschen, dem Abdrucke seines Wesens, dem fernen Schatten seiner Kräfte; und in demselben ihren Bruder, in dem sie sich selbst erkannten. Unter ihrer Leitung fühlten sie allenthalben das regelloseste Wesenmeer, in welchem sich der menschliche Geist verwirrt, das mit ungemeßner Kraft sich auf ihn drängt, seinen Blick verhüllt, ihn zu erdrücken scheint — und doch dabey eine Einheit, ein Ganzes, wo kein Maaß von Größe ist, wo auch das kleinste Geschöpf sich als einen unzertrennlichen Theil erblickt — — die große Natur, in welcher wir leben, uns regen und sind.

Dieses Bild, es stellte ihnen die edle Harmonie aller Kräfte und den Wechseleindruck der Natur und Kunst in einem lebendigen Gemählde, voll der raschesten Züge, dar, wie erweiterte es nicht den Blick der Jünglinge! Die Geschichte des Menschen und der Erde, die Welt mit allen sich nähernden und entfernten Auftritten dünkte ihnen ein schönes Ganze zu seyn; jeden Zug, so bizarr er scheint, betrachteten sie als eine eigene Idee des

göttlichen Verstandes; mit Allen fühlten sie sich gleich, dachten in jedem Menschen ihren Bruder, in jedem Geschöpf eine Kraft, die aus dem gleichen Urquell aller Kräfte mit ihnen geflossen, und jedes, selbst das geringste und widrigste schien ihnen ein harmonischer Ton in der großen, volltönenden Laute der Natur.

Gern möchten wir jetzt unsere Leser noch in die Stunden des philosophischen Unterrichts führen und zeigen, wie weit es die Jünglinge im praktischen Fache der philosophischen und mathematischen Wissenschaften gebracht haben. Allein um nicht zu weitläuftig zu werden, eilen wir zu dem Beschluß des Unterrichts. Der philosophische Lehrer gab hier noch Aufschlüsse zu höheren Wissenschaften.

Bisher, sprach er in den letzten Stunden der Unterweisung, hat man euch, geliebte Jünglinge, mit der Geschichte unsers Vaterlandes und seiner Beherrscher bekannt zu machen gesucht. Wenn ihr aufmerksam gewesen seyd, so werdet ihr viel Nützliches und Lehrreiches darin gefunden haben,

und ich sollte denken, daß das Bild weiser und tugendhafter Menschen bleibende Eindrücke auf euch müsse gemacht haben, welche, wenn ihr sie öfters erneuert, vermögend sind, euch, so viel es euer künftiges Verhältniß erlaubt, zur rühmlichen Nachahmung in Hervorbringung edler Gesinnungen und Handlungen anzureizen. Zugleich habt ihr eine möglichst vollständige Kenntniß der Naturgeschichte unsers Vaterlandes und seiner Rechte, so wie der Rechte der Menschheit überhaupt erhalten. Nebenbei hat man euch in aller Weisheit, die uns eigen ist zu unterrichten, mit allen Künsten und Wissenschaften bekannt zu machen gesucht. Man verschaffte euch Gelegenheit, von eurer Kenntniß in der niedern und höhern Rechenkunst, in der Geometrie, in der Physik und Arzeneikunde gehörigen Gebrauch zu machen, man geleitete euch des Nachts in eure Gärten und zeigte euch den gestirnten Himmel, den Auf- und Untergang der Planeten und die Stellung und Bewegung der Fixsterne. Man führte euch in die Werkstätten der Künstler, der Maler, Bildhauer, Mechaniker und Bauverständigen überhaupt. Man lehrte euch die sogenannte profane und heilige

Schrift, die Hieroglyphen und überhaupt alle Wissenschaften, deren Einfluß im menschlichen Leben allzusichtbar ist, als daß man sich nicht beeifern sollte, aufs genaueste mit ihnen bekannt zu werden. Es wird nun weiter nichts fehlen, um euch als brauchbare Menschen und nützliche Mitglieder des Staats zu zeigen, als daß ihr fürs künftige eine gute Anwendung von dem Erlernten zu machen sucht. Und möchtet ihrs doch wohl merken: ohne diese Anwendung nützt alle unsere Kenntniß nichts. Alle unser Wissen, wie viel und wie gut es auch sonst sey, bleibt todte Kenntniß, wenn es keinen Einfluß aufs praktische Leben hat. Es gleicht der Kraft, die nicht angewendet wird, dem Gut, das der Geizige in seine Kisten verschließt und weder weisen Gebrauch für sich noch die Welt davon macht. Damit euch diese Wahrheit um so heiliger werde, so scheint es mir nöthig zu seyn, euch jetzt den Weg zur Begründung höherer Verpflichtung zu bahnen.

Wißt demnach, daß alle Gebote, die das Sittengesetz in uns uns auferlegt, und welche auf nichts anders, als auf unsere Vervollkommnung und Würdigkeit zur Glückseligkeit zielen, ihr zu-

gleich anzusehen habt, als Gebote desjenigen Wesens, das der Urheber dieses Gesetzes und unser Schöpfer, Erhalter und Regierer unserer Schicksale ist. Es erkennen zwar alle Menschen diese Wahrheit, allein in Absicht auf die Befolgung derselben weichen sie so von einander ab, daß bei vielen noch kaum unmerkliche Spuren zu finden sind. Zum Beweise mag die sogenannte Religion unsers Volks dienen.

Sobald der sinnlichvernünftige Mensch im Stande war, seine Kräfte zu gebrauchen, sobald er auf den Standpunkt Rücksicht nahm, worauf er sich befand, und die Gegenstände, welche ihn umgaben, etwas genauer kennen lernte, sobald mußte ihn auch der Gedanke: woher das alles? warum so und nicht anders? auf einen weisen Urheber schließen lassen. Allein nicht alle waren dieser Betrachtung fähig; und selbst bei denen, die es waren, konnte die Frage nicht immer auf die beste Art gelöst werden. Daher gab es der Götter viele, gab es für diese Gottheiten eben so mannigfaltige Symbole.

Die meisten, die sich nicht über die gewöhnliche Anschauung mit ihren Begriffen hinauswag-

ten, blieben bei den Gegenständen, von denen sie besondere Vortheile erwarteten, oder Schaden und Nachtheil befürchteten, stehen, fielen vor ihnen nieder und beteten an. Andere, die außer dem Menschen nichts erhabneres sich denken konnten, und dabei eine Versetzung der Verstorbenen in die Sterne, die Luft oder die Unterwelt, sogar in Thiere und Pflanzen wähnten, dachten sich menschliche Schutzgeister, wählten die besten und weisesten ihrer Vorfahren dazu aus und brachten ihnen Opfer und Gebete.

Um andere an ihrer vermeintlichen Gottheit Antheil nehmen zu lassen, sprach man viel von der Sonne, dem Mond oder irgend einem andern Stern, worin der verstorbene Heilige seine Wohnung soll aufgeschlagen haben, oder um ihnen Begriffe von diesen gepriesenen Gottheiten beizubringen, nahm man seine Zuflucht zu Vergleichungen, die ihnen einleuchtend waren; erklärte sich gegen den Ländner, daß das Wesen, das er verehren müsse, noch weit die Stärke des Thieres, womit er seine Felder pflüge oder seine Lasten tragen lasse, übertreffe; gab dem Schiffer zu erkennen, daß es mächtiger als alle Thiere des Flusses wäre;

sagte dem Jäger, daß es weit wachsamer für das Wohl seiner Lieblinge wäre, als seine getreuen Hunde, und weit thätiger als die Katze, die sogar zur Nachtzeit jage. Diese faßten das Gesagte leicht auf, blieben aber oft bei dem Bilde nur allein stehen und vergaßen zuletzt wohl gar, daß es ihnen nur als Gleichniß war gegeben worden.

So entstand der sogenannte Thierdienst und die Verehrung der Gestirne. Die Verschiedenheit der Symbole verwirrte die Begriffe von den Originalien, sie wurden nun vervielfältigt und nicht selten eins für das andere gesetzt. Doch wir zeigen das am besten durch einige Beispiele.

Jedermann erkennt eine lebendigmachende Kraft, die durch unendliche Gradationen in der ganzen Natur sich wirksam erzeigt. Unsere Weisen nannten sie Ammon. Diesen Ammon dem unkultivirten Menschenverstande begreiflich zu machen, sprach man: er gleicht an Würde und Macht dem Osiris, der nun in der Sonne seine Wohnung aufgeschlagen hat. So wurden Osiris und Sonne Symbole des Ammons. Der Enkel konnte diese Hieroglyphe nicht mehr entziffern, er vergaß den Ammon und erkannte bald den Osiris als

den mächtigsten Schutzgeist, dem er Ruhe und Glückseligkeit zu verdanken hätte, oder verehrte die Sonne als das Wesen, durch dessen wohlthätigen Einfluß die Welt regiert und erhalten wird.

Indessen war die Sonne für manche noch zu blendend, ihre Augen wurden verfinstert, je genauer sie sie betrachten wollten; der Dienst selbst war zur heißesten Jahreszeit in einem ohnehin nicht gar gemäßigten Clima zu beschwerlich; man verlangte ihn leichter, der Gottheit näher, das Symbol für die Gewerbe passender und begreiflicher. Man sah sich also genöthiget, vom Sonnenhimmel durch die Luft zur Erde zu kommen, und die Kräfte der Gottheit durch die in denselben aufgefundenen entsprechenden Kräfte zu bezeichnen.

Betrachte, hieß es, den Falken in hoher Luft; scharf ist sein Blick, gleich den Stralen der Sonne umfaßt er eine beträchtliche Weite, selbst der kleinste Gegenstand auf der Erde und der Oberfläche des Wassers entgeht ihm nicht, und pfeilschnell, gelüstets ihm darnach, stürzt der Vogel aus hoher Luft auf ihn herab. Fürwahr ein Bild,

wo-

wodurch aufs vollkommenste die Scharfsichtigkeit, Geschwindigkeit und andere wesentliche Eigenschaften der Sonne oder des Osiris können dargestellt werden.

Siehe den Widder, sprach man zu dem Hirten, welch ein nützliches Thier er ist, er giebt uns seine Wolle und sein Fell zur Bedeckung und sein Fleisch zur Speise; von Ammon oder Osiris haben wir uns ähnlichen und weit größern Nutzen zu versprechen; er ernährt und erhält alles, was da ist. Gedenke sein, wenn du deine Schaafe schierst und deine Widder schlachtest. Der Hirt befolgte es; der Nachkömmling ahmte nach; der späte Enkel blieb bei dem Widder stehen und fühlte sich beglückt und gesegnet, wenn er seine Götter auf die beste Weide führen konnte, sie feine Wolle und schweres Fett ansetzen sah.

Der Handwerker sollte ebenfalls an dieser vermeintlichen Gottheit Antheil nehmen, zugleich aber auch das Ursprüngliche mit beibehalten. Man ließ also Steinmetze oder Zimmerleute aus seiner Innung kommen, gab ihnen den Gedanken zu einem Menschenbilde mit einem Widderkopf an,

und stellte dieses Bild in seine Wohnung oder in seine Tempel auf.

Aber auch der Landmann sollte zur Verehrung des Ammon gelangen können. Bei ihnen mußten Gleichnisse vom Pfluge genommen werden. Und was war fähiger, die Stärke und Herrscherkraft des Gottes zu bezeichnen, als der Stier, der Mann der Heerde. Wie er, erklärte man dem Hirten, wirft Ammon seine Feinde zu Boden; wie er und schrecklicher brüllet sein Donner, wenn er seine Stimme in hoher Luft hören läßt; wie majestätisch, wie furchtbar mächtig erscheint er da; wie horcht alles auf, steht erschrocken still und betet ehrfurchtsvoll an. Dein Stier sey dir Bild seiner Stärke und immerwährender Beweis seiner zu fürchtenden Größe. Osiris ist der Erfinder des Getreides, der Stier hat ihm sowohl bei der Saat, als auch überhaupt bei dem ganzen Nutzen, den der Ackerbau gewährt, die vorzüglichsten Dienste geleistet. Sein Blick ermuntere dich zum Dank seines Herrn deines Gebieters und Vaters.

Heilig war dem Ländner diese Lehre. Aber schon der Sohn vermochte es nicht, sie seinem

Sohne getreu zu überliefern. Was Wunder, wenn der Enkel den Stier für seinen Gott hielt! Er wußte ja nicht, daß er durch ihn zu einem höhern Wesen sollte geführt werden. Und wie mächtig dieser Glaube wirkte, sieht man daraus, daß der Stierdienst fast durchgehends in Mizraim anerkannt ist, daß fast in jedem Hause entweder ein goldnes, oder silbernes, oder hölzernes Stierbildchen zu finden ist, ja daß sogar zu On und Memphis lebendige Stiere auf eben die Art gepflegt werden, als das Champse zu Onabi.

Der zu On ist unter dem Namen Mnevis bekannt; er ist schwarz von Farbe und wird von einem Chor der Priester aus der niedern Classe eben so sorgfältig bedient, als seine übrigen Götterkameraden in den andern großen Städten unsers Vaterlandes. Jedoch ist die Ehrerbietung, die man ihm erzeigt, gering gegen der, die dem Apis erwiesen wird.

Dieser mußte ein Kalb von einer solchen Kuh seyn, die nicht mehr kalben und bloß von dem Donner trächtig werden konnte! Die Kennzeichen, wodurch er sich von andern unterscheiden mußte, sind folgende: er ist schwarz, einen vier=

eckigen weißen Flecken vor dem Kopfe ausgenommen; auf seinem Rücken hat er die Gestalt eines Adlers, am Schwanze einen doppelten Streif Haare und unter der Zunge einen Knoten in Gestalt eines Käfers.

Es werden dem Apis andere Ochsen geopfert. Die Diener desselben sind aber so genau in der Wahl der Opfer, daß sie jeden Stier, woran sich nur ein schwarzes Haar befindet, für unrein halten. Sie stellen deswegen jedesmahl, so oft ein Opfer gebracht wird, eine sorgfältige Untersuchung an, betrachten Zunge und Schwanz noch besonders, und binden dann erst, wenn ihnen alles rein und natürlich geschienen hat, einen Lappen um die Hörner, versiegeln denselben mit ihrem Pettschaft und lassen ihn hierauf wegbringen und in eignen Behältern bewahren.

Kommt die zum Opfer bestimmte Zeit, so werden aus den mit solchen Siegeln bezeichneten Stieren einige nach Gefallen zum Schlachtopfer auserlesen; wer einen unbezeichneten hätte vorbringen wollen, wäre getödtet worden; diese werden vor den Opferaltar gebracht und geschlachtet. Auf dem Altar brennt ein Feuer, in dasselbe wird

Wein und Blut vom Schlachtthiere gegossen. Nachdem dem Thiere die Haut abgezogen worden, so wird ihm der Kopf, wobei der Opfernde seine Hand darauf legt, unter der Verwünschung abgehauen: alles Uebel, das den, der jetzt opfert, treffen sollte, müsse auf den Kopf dieses Thieres kommen; darauf wird der Kopf in den Fluß geworfen, etwas vom Fett und Fleisch auf dem Altare verbrannt und der Rest von den Priestern gespeist oder verkauft.

Der Tod des Apis verursacht unter seinen Verehrern ein lautes Wehklagen. Dies dauert so lange, bis die Priester, die sich deswegen Mühe geben, ein Kalb mit eben den Kennzeichen gefunden haben. Dann wird die Trauer abgelegt und ein allgemeines Freudenfest ausgeschrieben. Der neue Stier wird erst nach Sihorara gebracht, daselbst vierzig Tage lang gefüttert und nur den Weibern, welche ihm mit entblößten Schenkeln ihre Ehrerbietung bezeugen, zur Schau ausgestellt, welche Ehre, ich weiß nicht, soll ich sagen den Frauen oder dem Gotte nachmals nie widerfährt.

Nach Verfließung der vierzig Tage bringen die Priester unter lautem Jubel ihre Gottheit in die vergoldete Kajüte einer zur Abfahrt bereit liegenden Gondel, segeln nach Memphis zu und begeben sich in den Tempelbezirk des Hephästus, ihrem alten Wohnsitze, und erwarten nun für ihren neuen Gott eben die zahlreichen Opfer, die der blinde Aberglaube dem nunmehr prächtig beerdigten herbeigeführt hat.

Unter solchen mannigfaltigen Gestalten wird Ammon oder Osiris in unserm Vaterlande verehrt. Als Ursache des Stierdienstes wird noch besonders bemerkt, daß die Seele des Osiris in einen solchen Ochsen gefahren sey und beständig bei dem Abschiede eines jeden Apis in den, der seine Stelle vertritt, fortwandere. Andere aber sagen, es geschehe solches, weil Isis, nach Ermordung des Osiris von Typhon, die Glieder desselben in eine hölzerne Kuh gelegt, dieselbe dann mit feiner Leinewand umhüllt, und in den Tempel einer gewissen Stadt, die daher Bubastis sey genannt worden, aufbewahrt hätte.

Daß man zu On eben einen solchen Stierdienst hat, kömmt entweder daher, weil ehedem

Mizraim, wie bei der Geschichte desselben angegeben wurde, in mehrere Dynastien war eingetheilt gewesen, und dann bey der Wiedervereinigung keine unter den beyden Städten die Ehre die Nationalgottheit der andern überlassen wollte; oder auch daher, weil die eine von beyden Städten fremdem Joche unterworfen war, dadurch keine Gemeinschaft mit der andern hatte, und also bedacht war, eine eigene Gottheit zu unterhalten.

Noch gehört in die Reihe dieser Verehrungen der Dienst, welcher dem Ammon hier in Diospoli erwiesen wird. Es wird ihm nämlich zur Zeit des Jahres, als Osiris vor seinem Bruder Typhon fiel, ein Fest von zwölf Tagen gefeyert. Man fängt das Fest mit Geheul und Wehklagen an, trägt in Procession und tiefer Trauer eine Todtenbahre bis an das Ufer des Sihors, besprengt die Bahre daselbst mit Wasser, und ruft mit plötzlichem Uebergang von der Traurigkeit zur Freude ohne Unterlaß: Osiris, der verlorne, ist wieder gefunden worden. Zu gleicher Zeit wird ein Widder geschlachtet, ihm das Fell abgestreift, und über das Bild des Osiris geworfen. Darauf wird die Statue des Herkules vor denselben gebracht, dem Bock

bey der Gelegenheit von jeglichem Anwesenden ein Schlag gegeben, und sodann in einem geweihten Sarge begraben. Dieses soll zum Andenken folgender Begebenheit, die sich zwischen beyden Gottheiten zugetragen habe, geschehen.

Herkules, giebt man vor, sey einst begierig gewesen den Osiris zu sprechen, sey aber, weil sich der Gott nicht gern von ihm wollte sehen lassen, mit seiner Bitte abgewiesen worden. Doch hätte Osiris endlich den ungestümen Bitten nachgegeben, habe aber, damit er nicht in seiner wahren Gestalt gesehen werde, erst einem Widder die Haut mit dem Kopfe abgenommen, sich damit bekleidet, und in dieser Gestalt dem Herkules gezeigt.

So groß die Ehrerbietung war, die man in der Folge dem Osiris erzeigte, so glaubte man doch Ursache zu haben, seiner Gemahlin keine geringere zu beweisen. Denn auch sie hatte ja einst gleichen Antheil an der Regierung über Mizraim, und ihre Verdienste um ihr Vaterland sind, wo sie nicht gar die des Osiris aufwiegen, doch wenigstens den seinigen gleich; und thronte Osiris in der Sonne, so hatte sie ihre Wohnung in dem Monde oder dem Hundssterne, und beyde haben eben

so großen Einfluß auf die Erhaltung des Wohlstandes von unserm Vaterlande als jene.

Aber eben diese Vorstellung ward nun auch Ursache, daß bey den Nachkommen die vaterländischen Gottheiten wieder um seinige vermehrt wurden. Denn diese sahen Mond und Hundsstern, den Sihor, und selbst die Erde, wodurch Isis zuweilen vorgestellt wurde, nicht mehr für Bilder dieser Göttin, sondern für Gottheiten selbst an. Und auf wie vielerley Art diese Gottheit noch vervielfältigt wurde, zeigen die Sinnbilder an, die man von ihr zu machen pflegt. Wenn man sie hier in der Gestalt einer Frau mit Kuhhörnern auf dem Kopfe und in der Rechten das Sistrum, eine Art von Zimbel, in der Linken aber einen Krug haltend, verehrt, so fällt man dort vor einem ihr geweihten Schiffe nieder, oder küßt die Büste, die anderswo voll von weiblichen Brüsten zur Schau aufgestellt wird, oder den jungen Orus, dem die Mutterbrust gereicht wird. Der größte Haufe glaubt genug gethan zu haben, so bald er diese äußerliche Pflicht erfüllt hat. Nur ein kleiner Theil geht in Gedanken etwas weiter, denkt sich bey den Hörnern auf dem Kopfe das Ab- und

Zunehmen des Mondes, beym Sistrum die unaufhörliche Bewegung der Elemente, beym Kruge die Fruchtbarkeit des Sihors, und bey den vollen Brüsten die Allernährerin, die große Mutter, Natur. Es ist nicht zu leugnen, daß diese etwas mehr aufgefaßt haben, aber enthüllt ist ihnen die Hieroglyphe noch nicht.

Gleich ihrem Gemahl wurden auch der Isis zu Ehren Feste angestellt. Die Feyer derselben wird so begangen: Der Tag zuvor, ehe das Fest seinen Anfang nimmt, muß mit Fasten und andern sogenannten heiligen Ceremonien zugebracht werden. Am Morgen des Festtages wird nach verrichtetem Gebethe ein Stier geschlachtet. Diesem werden die Gedärme ausgenommen, die Beine, der Hals mit den Schultern und der hintere Theil abgehauen; zu dem Fett aber und den übrigen innern Theilen, Brod, Honig, Rosinen, Feigen, Weihrauch, Mirrhen und anderes Rauchwerk hinzugefügt, und so der hohle Leib ausgefüllt, darauf das Schlachtopfer mit Oel begossen und über das Feuer gelegt. Die Opfernde müssen nüchtern seyn, und sich, so lange das Opfer auf dem Opferaltar liegt, beständig an ihre Brust schlagen. War

das Opfer von dem Feuer verzehrt, so hatten sie die Erlaubniß, die zuvor abgesonderten Theile zu genießen.

Das Thier, welches zu dem Opfer ersehen wird, muß männlichen Geschlechts, alt oder jung ist gleich viel, und ohne Fehler seyn. Das Vieh vom weiblichen Geschlechte ist der Isis heilig, und darf nicht geopfert werden. Daher kommt es auch, daß viele unsrer Landsleute dergleichen Geschöpfen die meiste Ehre erzeigen, und diejenigen verachten, die es nicht eben so halten. Wenn eine Kuh stirbt wird sie in den Fluß geworfen; die Ochsen hingegen werden vor der Stadt begraben; doch läßt man die Hörner desselben über der Erde hervorragen. Ist das Fleisch in Verwesung übergegangen, so werden die Knochen hervorgesucht und nach der Insel Prosopitis in Delta gebracht, und daselbst abermals feyerlich begraben. Aehnliche Gebräuche beobachtet man gegen jede Thiere, die man zu schlachten Bedenken trägt.

An einem andern Feste, welches aber nach einiger Vorgeben, eben so dem Osiris als der Isis zu Ehren gefeyert wird, werden Schweine geopfert. Man erwählt hierzu die Zeit des Vollmondes.

Ist das Thier geschlachtet, so wird die Schwanzspitze, die Milz und das Fett in das Darmnetz gesteckt, und so zusammen mit heiligem Feuer verbrennt, das übrige aber essen die Opfernden mit eintretendem Neumonde. Zur andern Zeit würde diese Kost ihnen sündlich dünken, denn da werden die Schweine für unreine Thiere gehalten. Wer kein Schwein bringen kann, opfert ein Stück Teig, in der Gestalt eines Schweines. Uebrigens wird dieses Fest sowohl von Männern als Weibern feyerlichst begangen. Doch halten die Weiber einen besondern Umgang, wobey sie eine kleine Statue, die besonders wegen des Phallus, der so groß als der ganze Körper und so eingerichtet ist, daß er nach Gutbefinden bewegt werden kann, herumtragen, und dem Osiris zu Ehren unter Voraustretung eines Flötenspielers Loblieder singen.

Das bisherige giebt uns zu erkennen, daß von unsern Landsleuten Sonne, Mond, und die Kraft, die alles belebt, personificirt und göttlich verehrt wurden. Es führt uns aber auch zugleich auf eine Reihe Untergötter, die im Grunde, wiewohl unter andern Namen das nämliche sagen

wollen, ob sie gleich von vielen für besondere Gottheiten ausgegeben werden.

Indeß entdeckte man in der Natur mehrere Kräfte, eben so wesentliche Elemente, und sogar immerwährendes Entgegenstreben. Um auch diesen sich gefällig zu erzeigen und ihrer Gunst sich zu versichern oder ihrer Rache zu entgehen, so erhob man sie ebenfalls zu Gottheiten, brachte ihnen Opfer und kniete vor ihnen nieder. So verehrte man das Feuer unter dem Namen Phtha, die Luft unter dem Namen Neithe, das Wasser, eigentlich das Meer, unter dem Namen Typhon. Selbst Künste und Wissenschaften, oder die Weisheit, die sie schuf, wurden personificiret. So ehrt man in Thoyth den Forscher tiefer Geheimnisse, das Urbild des menschlichen Verstandes, und in der Neithe die göttliche Weisheit; so ehrt man die Bubastis als Erfinderin der Jagd, den Serapis als Erfinder der Meßkunst, als Beobachter des Steigens und Fallens des Sihors insbesondere, und als den Gott der Heilkunst; so den Anubis wegen seiner Wachsamkeit und als Erfinder der Künste und Wissenschaften überhaupt, den Harpokrates als den Gott der Verschwiegenheit

und die langsame Bewegung der Sonne um die Wintersonnenwende; den Orus als Ueberwinder des Typhon, und eben daher als Princip des moralischen Guten, das mit dem Princip des Bösen, dem Typhon, auf unserer Erde im Kampfe liegt, und es nicht ausrottet, wenn es gleich die Oberhand über dasselbe gewinnt, ja man betrachtet ihn als die stärker leuchtende und erwärmende Kraft der Sonne um die Zeit der Sommersonnenwende; so ehrt man den Kanopus als Besieger des chaldäischen Feuergottes, oder denkt ihn sich als die befruchtende Sihorskraft, oder, mit etwas veränderten Begriff, als die stets schwangere, stets fruchtbare Natur; so denkt man sich unter Athor die Nacht, das Chaos, aus der Cneph, der Schöpfer, die Welt hervorgehen hieß, die nachher dem Phtha, dem Ordner und Regent der Welt, zur Regierung anvertraut wurde; so wurde Mendes von den Hirten, Arveris von den Kriegern vorzüglich verehrt.

Jeder dieser Götter hat seine ihm geheiligten Thiere, die als Hieroglyphen den Menschen vor Augen gestellt sind, damit sie beständig an die Gottheit möchten erinnert und zu ihrer Verehrung an-

gefeuert werden. Dahin gehören außer den angeführten Stieren und Falken, der Wolf als Vertheidiger des Vaterlandes, die Katze als Sinnbild des Mondes und Liebling der Bubastis, die Ziege als Bild der Bevölkerung, der Hund als Wächter und Repräsentant des Anubis, der Ibis als Reiniger der Felder, das Ichneumon als Feind vom Champse, und wie wir auf unserer Reise vernommen haben das Champse selbst, nebst den Fischen Oxirinchus und Lepidotus, den Landthieren, Bären, Schlangen und den Vögeln, Geier, Habichte, Ibisse und Störche. Ja sogar Pflanzen wurden als Symbole der Gottheit in Ehren gehalten.

Es würde gut seyn, wenn über dem Schein das Wesen nicht vergessen, und die Sache nicht bis zur Ausschweifung getrieben würde. Allein was für Uebel daraus entstehen, und bisher wirklich daraus erfolgt sind, kann euch nicht nur der Auftritt zu Phthonthie mit einem Einwohner von Ombi, sondern auch die Uebersicht der Städte unseres Vaterlandes begreiflich machen, die nach irgend einem der gedachten Symbole der Gottheiten sind genannt worden. Ihrer ist eine beträchtliche

Anzahl. Und jede derselben lebt mit der andern, wo nicht in offenbarem Streite, doch in einem gewissen Mißverständniß, in geheimer Feindschaft. So entstand schon öfters Streit zwischen den Einwohnern von Heracleopolis, die den Ichneumon verehren, und den von Arsinoe, die dem Champse göttliche Ehre erzeigen; so ist eingewurzelte Feindschaft zwischen den Bürgern von Oxyrinchus und Kynopolis, weil dort der Hund und hier der Fisch, die entgegengesetzte Gottheiten geopfert und gegessen werden. Und welche nachtheilige Folgen öfters für einen Unschuldigen oder einen Fremden aus der Unbekanntschaft mit diesem groben Fetischismus erwachsen können, läßt sich leicht denken. Denn zertritt er unbedachtsamer Weise eine Bulbe von Lauch oder Knoblauch, so wird er mit Blicken betrachtet, welche Zorn und Rachbegierde verrathen, oder hat er gar das Unglück eine zu bestrafende naschhafte Katze durch einen unbedachtsamen Streich zu erlegen, so kann er sein Leben vor den mörderischen Anfällen ihrer Verehrer nur durch die Flucht retten.

Hier entstehen nun die zwey Fragen: woher leitet diese Verschiedenheit der Gottheiten ihren

ren Ursprung? und dann, warum wird sie geduldet?

Die Beantwortung der ersten ergiebt sich schon aus der Darstellung der Geschichte, so wie ich sie euch vorgetragen habe, von selbst. Nämlich aus den verschiedenen Sinnbildern, Namen und Arten der Verehrung von einerley Göttern, auch feyerlichen Begehung besonderer Wohlthaten derselben in verschiedenen Städten und zu verschiedenen Zeiten, ist allmählich manche Vervielfältigung der Götter selbst entstanden. Welche große Menge noch ohne Grund dadurch von vielen vergrößert wurde, daß sie die manchen Gottheiten gewidmete, und entweder zu ihrem Dienste oder zur sinnbildlichen Vorstellung geheiligte Dinge mit den eigentlichen Gottheiten verwechselt haben. Indessen geben andere auch folgende Ursache an.

Die Pharaone selbst waren es, behaupten sie, die diese Verschiedenheit des Gottesdienstes veranstaltet haben. Da sie bemerkten, daß ihre Unterthanen zu Empörungen sehr geneigt seyen, so hätten sie jeder Landschaft die Verehrung eines besondern Thieres auferlegt, eben so hätten sie es

mit den verschiedenen Arten von Nahrungsmitteln gemacht. Dadurch seyen Landschaften gegen Landschaften erbittert worden, hätte eine Stadt die andere, wegen der Verschiedenheit der Gottheit und der Speise ihrer Einwohner, verachtet; die Pharaone aber hätten dadurch so viel gewonnen, daß niemals die benachbarten Landschaften mit einander gemeine Sache gemacht hätten, und, wenn also auch hier und da eine Empörung entstanden wäre, so sey sie sogleich in der Geburt wieder erstickt worden; indem selbst der benachbarte Distrikt aufmerksam auf die Unternehmungen des andern gewesen wäre, und im Fall es zu offenbaren Feindseligkeiten gekommen seyn würde, auf Seiten des Pharao gestanden, und mit ihm die Waffen gegen die rebellischen Unterthanen ergriffen hätte.

Beruhte dieser so scheinbare Grund auf etwas mehr als bloßer Sage, so ergäbe sich leicht daraus die Beantwortung der zweyten Frage. Denn es ließ sich denken, daß die folgenden Pharaone eben eine solche Staatsklugheit besäßen, und die nämlichen Maaßregeln ergriffen hätten. Allein das Mährchen klingt zu abgeschmackt, als daß der

Vernünftige ihm einigen Glauben beymessen könnte; zumahl da es bekannte Sache ist, daß unsere Pharaone nicht willkührlich das Volk beherrschen, sondern nach weisen Gesetzen, die aufs Wohl des Ganzen und aller seiner Theile zielen, regieren.

Eben so ungegründet ist der Vorwurf, den man den Eingeweihten in unsere heiligsten Geheimnisse zu machen pflegt, und der darin besteht, daß sie ihren Vortheil darin suchten, das Volk immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Abgrund zu stürzen; und daß selbst das Institut, welches Erkenntniß der Wahrheit erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, allmählich anfing, das kräftigste Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienstes auszuarten; ja, daß Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer gespannt zu erhalten, es für gut fänden, immer länger mit dem Aufschlusse, der alle falsche Erwartungen auf immer aufheben müßte, zurück zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerley Vorspiegelungen und Kunstgriffe zu erschweren; und daß so zuletzt der Schlüs-

sel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren sich ganz verlieren, und nun diese für die Idee selbst, die sie anfangs umhüllen sollten, genommen werden müßten.

Die Wahrheit mag in der Mitte liegen. Die vorgetragene Lehre ist einmal Volksglaube. So sehr sich dieser in manchen Stücken zu entfernen scheint, so trifft er doch wieder in so vielen Berührungspunkten so genau zusammen, daß man wohl sieht, es ist ein Gebäude, das sich nicht so leicht in seinen Grundvesten erschüttern läßt. Wollten Pharaone oder Epopten es wagen, hier und da Lücken einzureißen, so würde zwar das Ganze geschändet, aber nie zernichtet werden können; im Gegentheil würden sie den Fanatismus gegen sich bewafnen, und sich selbst einer tollen Menge zum Schlachtopfer Preis geben. Es war also weise gehandelt von jenen Pharaonen, die, da die Sache ohne Zugrundrichtung des Ganzen nicht mehr zu ändern war, die bürgerliche Verfassung so innigst mit dem Volksglauben verknüpften, und dergestalt auf ihn begründeten, daß der, welcher es in der Folge hätte wagen wollen, jenen zu stürzen, zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staats-

gebäude getragen wurde, hätte zernichten müssen; und es war weise gehandelt von allen ihren Nachfolgern, die niemahls, um in Glaubenssachen Aenderungen zu treffen, Gewalt brauchten, sondern einem jeden hierin seine freye Meynung ließen, und nur dahin arbeiteten, daß die äußerlichen Handlungen wohlthätigen Einfluß in die Sicherheit und Beförderung des Wohls vom Staate hatten.

Eben so ist das kluge Verfahren der Epopten zu rühmen, die den Besitz höherer Wahrheiten in geheimnißvolle Bilder und Hieroglyphen einhüllten, ihnen erst ein mysteriöses Ansehen, und dann diesen Mysterien eine sinnliche Außenseite gaben; Denn so wurde das Volk, welches daraus auf eine Gemeinschaft des Glaubens schloße, getäuscht, und der Besitzer höherer Wahrheit konnte ungestört des Genusses von seinem gefundenen Schatze sich erfreuen. Hätten sie es wagen wollen, ihren Glauben laut und öffentlich zu predigen, so hätten sie sich nur dann Eingang versprechen können, wenn sie vorher die hergebrachten Götter des Staats würden gestürzt, und in ihrer lächerlichen Blöße dargestellt haben. Nun ließ sich aber leicht

voraussehen, daß das nicht so schlechterdings zu thun sey, und gesetzt auch, daß es geglückt hätte, so konnte man doch nicht hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Glauben lächerlich machte, auch sogleich fähig seyn würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Weil indeß mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen einer versteckten, als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen, so scheint der Vorwurf, den unsere Epopten dadurch, daß sie unter zwey Uebeln das geringere wählten, von einigen sich zugezogen haben, selbst durch die Nothwendigkeit entschuldigt zu seyn.

Und wie, wenn nun sogar den Volkspriestern, welchen eben so gut, wie dem Laien, der Zutritt ins Allerheiligste, ihrer eingesogenen und schwer zu bestreitenden Vorurtheile wegen, versagt ist, es für gut befunden haben, Sachen, von denen sie wußten, daß sie, ungeachtet ihres heilsamen Einflusses auf Leben und Gesundheit, doch nicht geachtet, nicht heilig genug geschätzt wurden, ein religiöses Ansehen zu geben, und sie nun um so eher ihren Zweck erreichten, und ihrer Pflicht, die

sie zugleich als Aerzte oder Vorsteher hatten, nach ihrer besten Ueberzeugung ein Genüge leisten konnten? Wie, sollten sie deswegen zu tadeln seyn? Ich glaube nicht. Um euch selbst urtheilen zu lassen, will ich das Gesagte durch ein Beyspiel zu erläutern suchen.

Der Sihor, dieser allbefeuchtende, göttliche Strom, ist in unserm Lande, wo oft viele Monate, ja ganze Jahre lang kein Regentropfen fällt, der einzige Wasserschatz seiner durstigen, von der empfindlichsten Sonnenhitze ausgetrockneten Anwohner. Der ganze Fetischism oder doch ein großer Theil der Volksmythologie und Hieroglyphik, denn auch der niedern Priesterklasse ist eine gewisse, aber von der den Besitzern erhabener Weisheit verschiedene Mysterienanstalt eigen, dreht sich daher bloß um ihn, als eine der sichtbarsten und wohlthätigsten aller Nationalgottheiten. Einheimische und Auswärtige, Junge und Alte, sind unerschöpflich in Lobpreisungen des Wassers, womit der Sihor das Land und seine Einwohner tränkt. Man schreibt ihm allgemein eine befruchtende und selbst auf die fast unglaubliche Bevölkerung des Landes mächtig einwirkende Kraft zu.

Nichts geht, so rühmen Wanderer von nah und fern, über die Süßigkeit und den lieblichen Geschmack dieses Flußwassers. Leute, die unter veränderten Umständen ihre Wohnung an dem Ufer des Sihors verlassen und sie in einer entfernten Gegend aufschlagen, können sich nicht zufrieden geben, wenn sie nicht zuweilen diesen Göttertrank frisch und in erster Güte erhalten. Wer einmahl davon getrunken hat, trinkt gewiß auch zum zweytenmahle davon. Man erzählt sogar, daß einst ein alter Pharao die Götter angeflehet hätte, daß sie ihn nicht möchten sterben lassen, um nur stets davon trinken zu können. Viele Menschen finden es so wohlschmeckend, daß sie Salz lecken, um immer wieder aufs neue trinken zu können. Unsre Landsleute, wenn sie nach entfernten Gegenden reisen, seufzen nach nichts so sehr, als nach ihrem Flusse. Wir werden bald wieder Wasser des Sihors trinken! dies drückt die süßeste Hoffnung ihrer Wiederkehr ins Vaterland aus.

Und in der That, wer anderes Wasser geschmeckt hat, der weiß auch, daß dieses Flußwasser eine ganz eigene Lieblichkeit hat. Wer es das

erstemahl trinkt, schwört darauf, daß es mit etwas angemacht sey. Was der Wein unter den übrigen Getränken ist, das ist das Sihorswasser unter den Wassern. Manchem schmeckt es überaus süße. Auf jeden Fall aber ist es außerordentlich gesund, und man kann ohne alle Unbequemlichkeit so viel davon genießen, als man bei keinem andern Wasser wagen dürfte. Es sind Personen bekannt, die täglich drei Eimer davon trinken, ohne im geringsten dadurch belästiget zu werden. Im Sommer, wo die Haut beständig offen ist, verdünstet es in kurzer Zeit durch die Schweißlöcher. Im Winter geht es eben so schnell durch die natürlichen Wege ab, und verursacht auch da keine Unbequemlichkeit.

Bei allen diesen verdienten Lobsprüchen dürfen wir aber doch auch die einzige Unannehmlichkeit nicht verschweigen, der dieses Wasser fast das ganze Jahr über ausgesetzt ist. Es ist, wie bekannt, gewöhnlich so schleimicht und unrein, daß es ohne eine gewisse Zubereitung und Abklärung wo nicht auf den Gaumen, doch auf das Auge des Trinkers einen sehr widrigen und ekelhaften Eindruck macht. Dagegen mußte Rath geschafft wer-

den. Und wer konnte den eher ertheilen, als die seit den ältesten Zeiten alles beherrschende Priesterklasse?

Diese Priester sind zugleich Aerzte und Gesundheitspfleger des Volks. Ihnen lag es also ob, Mittel zu ersinnen, wodurch sie zu ihrem Zweck gelangen konnten. Verstanden sie sich dabei auf die Kunst, zu ihren Vorschriften zugleich die triftigsten Bewegungsgründe an die Hand zu geben, so war es um so besser. Da sie besonders auf Reinlichkeit und Auswahl der Nahrungsmittel ein sehr strenges Augenmerk hatten, so glaubten sie, würden von dem großen Haufen gewisse auf hiesiges Clima und Lebensart sehr weise berechnete Gesundheitsregeln am ersten befolgt werden, wenn sie sie zu heiligen Vorschriften und unverbrüchlichen Ritualgesetzen des Gottesdienstes zu erheben suchten. Der Erfolg entsprach dem Entwurfe völlig. Dies zeigte ihnen den Weg, den sie betreten müßten, wenn sie ihre Lehre über die Reinigung des mit einem fetten Schlamme geschwängerten Flußwassers befolgt wissen wollten.

Sie verfertigten also zuerst einen gemeinen Filtrirtopf, dann bezeichneten sie ihn mit allerlei Fi-

guren, und gaben ihm einen Deckel mit einem Menschengesichte, um dessen Stirne sich der Kelch einer Lotusblume erhebt, bemahlten ihn sodann und brachten ihn mit der Bemerkung zum Vorschein: daß dieses den Gott vorstelle, der die Kunst verstände, das trübe Wasser des Sihors rein zu machen; und es sey der Wille des Gottes, daß jeder, der sein Wasser trinken wolle, es auf die Art trinken müsse, wie es durch ihn gegeben werde.

Auf unglaubliche Weise wurde der Topf in größter Geschwindigkeit vervielfältigt. Einem Volke, dem es Religionsvorschrift ist, monatlich einmahl zu vomiren und zu purgiren, dem salzige Speisen, Aussatz und allerlei Hautkrankheiten befördernde Zwiebeln zu genießen, durch heilige Priestersagen zu einem Verbrechen gegen die Götter gemacht wird; einem solchen Volke konnte auch die zur Gesundheit und Reinlichkeit so wesentlich nöthige Reinigung und Durchseigung des Flußwassers, die die Trinker sonst so oft aus bloßer Trägheit würden unterlassen haben, dadurch am besten von den Priestern empfohlen werden, wenn man in die Maschine, den Topf oder Krug

durch welche diese Säuberung geschah, geradezu etwas Religiöses und dem plumpsinnigen Glauben des Volks Auffallendes zu legen wußte. Es war also gewiß ein recht artiges Stück von Priesterklugheit, daß man dem hierzu gewöhnlichen Filtrirkruge einen hieroglyphischen Deckel, den Kopf eines einheimischen Idols und das Symbol des fruchtbaren Sihors selbst, die schöne Lotusblume, aufsetzte, und so einem Hausrathe, dessen Besitz Reinlichkeit und Gesundheit jedem Wassertrinker wünschenswerth machte, auch noch die Empfehlung der Religiosität zu verschaffen wußte. Denn nun wurde der unentbehrliche Filtrirtopf ein noch unentbehrlicherer Hausgötze.

Das Material dieser Filtrirtöpfe ist theils der eigentliche Filtrirstein, eine Art von Sandstein, die in der östlichen Gegend unsers Vaterlandes gegen das rothe Meer hin gebrochen werden, theils ein Artefact, eine Art von halbgebrannten thönernen Gefäßen. Letztere werden vorzüglich in dem sogenannten Delta, an dem Arme des Sihors, den man den kanobischen nennt, und bei der Stadt Kanobus selbst fabrizirt. Natürlicher Weise bekamen sie nun selbst von dem Fabrikorte

ihre Benennung. Man nannte sie Kanoben, weil sie in der Stadt gleiches Namens verfertigt wurden.

Um indeß der Sache mehr Gewicht und ein ehrwürdigeres Ansehen zu geben, wußte die Priesterpolitik einen weit höhern Ursprung, sowohl für die Benennung als die Heiligkeit dieser Gefäße, durch heilige Sagen zu verbreiten. Kanobus, so erzählten sie, war des Osiris Steuermann. Nach seinem Tode ward er in einen Fixstern der ersten Größe, welcher seitdem seinen Namen führt, versetzt. Eben so erhielten die Gegend und die Stadt, wo seine Seele zu den Unsterblichen überging, nach ihm ihre Namen. Nach seinem Tode offenbarte er den Priestern, wie er verehrt seyn wollte. Und zum Beweise, wie sehr er es verdiene, gaben sie folgendes Beispiel an.

Die Chaldäer zogen einst mit ihrem Fetisch, dem Feuer, von Volk zu Volk, und überall, wo sie hinkamen, verzehrte dieser Gott die Bilder und Fetische der übrigen Nationalgötter. Als diese Feuerapostel auch nach Mizraim kamen, stopften die Priester auf Eingebung des Gottes, wie sie sagen, die Löcher an dem beschriebenen Fil-

trinkkruge, oder ihrem neuen Gotte, den sie dem Volke empfehlen wollten, mit Wachs aus, überstrichen denselben mit rother Farbe, damit man das Wachs nicht entdecken konnte, füllten ihn dann mit Wasser an, und stellten ihn nun mit dem Feuergotte der Chaldäer zusammen; dies war kaum geschehen, so eröffneten sich die Löcher und unter ängstlichem Geschrei erlosch der sonst sieggewohnte Feuergott unter dem vorhin weniger geachteten Wassergotte.

Wir glauben daher auch, daß dieser Kanobus nichts anders sey, als der Repräsentant der Nationalgottheit, des Sihors. Aber das Wasser müsse erst durch den Kanobus gehen, um fremde Götter zu überwältigen, und dem Sihorsbewohner erst recht ehrwürdig und wohlthätig zu werden. Genug, aus diesem Beispiele lernen wir, wie die Götter für das Wohl vervielfältiget wurden und wie selbst Aberglauben und Volkswahn beitragen muß, um gute Absichten zu befördern.

Ich muß hier noch einer andern Art gedenken, wodurch die Volkspriester ihre Absichten bei

dem Volke zu erreichen suchten. Es waren dieses die sogenannten Orakel, deren verschiedene in unserm Vaterlande aufgezählt werden. Ihr Ursprung ist schon in den ältesten Zeiten des Menschengeschlechts zu suchen. Neubegierde und besonders das Verlangen, das Künftige voraus wissen zu wollen, waren hauptsächlich die Gelegenheit, wodurch der Leichtgläubige sich selbst hinterging, oder von andern hintergangen wurde. Sie haben ihren Ursprung in der Furcht und der Hoffnung, den zwei großen Tyrannen, die das menschliche Leben beherrschen. Und leicht mußte es den Volkspriestern werden, diese Aeußerungen zu einer reichhaltigen Quelle ihres Lebensgenusses, ihrer Habsucht, ihres Ehrgeizes, oder auch, wenn sie anders Sinn dafür hatten, ihres Bestrebens, allgemeines Wohl zu befördern, beizeiten zu machen. Sie durften nur vorgeben, daß sie alle Veränderungen der Natur, Ursache und Wirkung, von jeher sorgfältig bemerkt hätten, daß sie sich hinlängliche Kenntnisse von den Sternen des Himmels verschafft hätten, und nun im Stande wären, ihren Einfluß auf das sicherste zu berechnen; durften nur sagen, daß sich die Götter selbst zu den Menschen

herablieẞen und ihnen bald im Traume, bald durch ein Gesichte oder durch andere sonderbare Erscheinungen zu erkennen gäben, was sie zu hoffen oder zu befürchten hätten; durften nur behaupten, daß sie als eigentliche Diener der Gottheit in einem besondern Verhältnisse mit derselben stünden, und ihnen daher ihr Wille am ersten geoffenbaret würde.

Wirklich war dies das Raisonnement, das die Priester, um die Glaubwürdigkeit der Orakelsprüche zu vergrößern, vorbrachten. Alles Große und Erhabene, philosophirten sie, ist göttlich. Was aber ist größer und erhabener, als der Sternenhimmel über uns, zahlenlos ist das Heer; groß der Einfluß von den bekannten. Vieles haben unsere Vorfahren schon hierin erkannt und gethan, mehr noch werden die finden und thun können, die ihre Fußstapfen betreten. Schon ist das Zeitmaaß der Bewegung eines jeden Planeten bestimmt, und das Jahr in Monate, Tage und Stunden abgetheilt. Den periodischen Umlauf der Sonne machte man zum Maaßstabe der Jahre und den des Mondes zum Maaße der Monate. Unsere Väter aber gingen mit ihren Erfindungen

noch

noch weiter. Sie theilten den Himmel mit all seinen Planeten und Fixsternen in zwölf Theile ab, durch welche jene sich bewegen, und jede dieser Abtheilungen wurde gleichsam einem lebendigen Wesen zur Wohnung angewiesen, indem sie sich die in denselben befindlichen Sterne zusammengenommen unter verschiedenen Bildern oder Gestalten von Seegeschöpfen, Menschen, Vögeln, wilden und zahmen Thieren vorstellten. Hieraus erklärt sich auch, ein abermahliger Grund der Vervielfältigung von Gottheiten, der Ursprung von der gottesdienstlichen Verehrung der heiligen Thiere sowohl, als auch das Divinationsvermögen derselben.

Aber wodurch wird dieses Vermögen auf Menschen und Thiere übergetragen? Die Sterne, antworten die Priester hierauf, gehen zwar für sich ihren Gang am hohen Himmel dahin, aber nebenher hat ihre Bewegung doch Einfluß auf alle unsere Angelegenheiten. Wie? Sehen wir nicht öfters, daß die schnelle Bewegung eines Pferdes oder Vogels oder Menschen sogar Steine erschüttert? Treiben die Winde nicht Spreu oder andre so leichte Dinge da oder dorthin, ohne dadurch in

ihrem Laufe gestört zu werden? Und wir können glauben, das Umdrehen der Sterne sollte nichts hervorbringen? Aus dem kleinsten Feuer fließt etwas zu uns über, wiewohl das Feuer nicht unsertwegen brennt und sich wenig darum bekümmert, ob wir warm oder kalt haben: und von den Sternen allein sollte nicht der geringste Einfluß zu uns kommen? Weswegen hätten doch sonst die Gottheiten diese Wohnungen erwählt? Und wozu sonst die Kräfte für solche Wahrnehmungen?

„Es ist denn doch unläugbar, daß in der menschlichen Natur ein Sensorium für unsichtbare, abwesende, entfernte, künftige, zufällige Dinge für eigentliche Bilder und sinnreiche Symbole solcher Dinge liegt; ein Sensorium, das unter gewissen Berührungen höherer Wesen, unter gewissen geheimen Influenzen in Bewegung gesetzt, und zur Wahrnehmung solcher Dinge, welche durch kein anderes Sensorium wahrgenommen werden können, gestimmt werden kann. Wer dieses läugnen will, oder den als einen Fanatiker, Unphilosophen, Unsinnigen zu prostituiren sucht, der diese Art göttlicher Influenz respektirt, würde nicht

ruhig, leidenschaftlos, wie Männern, Philosophen, Aerzten, Priestern geziemt, handeln."

Natürlich ist diese Gabe nicht in allen Menschen. Aber sie ist da. Schon manche unläugbare Beispiele von Sterbenden unter euch, bisweilen von euren Kindern, nicht weniger von außerordentlichen Ahndungen sprechen dafür. In jenem jugendlichen Alter der Welt, wo die kindliche Seele noch so viel offener war, die Stimme der Natur und die tiefste Regung der Seele zu vernehmen, in heiligen, finstern Hainen und göttlich feyerlichen Nächten, deren Dunkel die Seele ganz in sich selbst zurückzieht, an schönen Quellen in geheimnißvollen Höhlen, überall, wo sich der Geist der Natur größer und majestätischer zeigte — sollte es unmöglich seyn, daß unter diesen begeisternden Umständen, wenn auch Gebet dazu kam, in diesen einfachen Naturmenschen auch diese Weissagungskraft sich enthüllte? daß, so begeistert, sie in gewissem Sinn menschliche Göttersprüche geoffenbart? Und weswegen sollten sie dem, der sich in ähnliche Situationen zu versetzen weiß, vorenthalten werden? Und wir Priester, Diener der Gottheit, fasten, beten wir nicht, erheben

wir nicht beständig die Seele zu höhern Empfindungen, wandeln wir nicht öfters im schauerlichen Dunkel des Wohnsitzes der Gottheit, fühlen mit ganzer Seele unsere Verwandtschaft mit ihr, und wir sollten ihre Stimme nicht vernehmen können, ihrer Erscheinung nicht gewürdigt werden? Dann müßte noch kein Götterspruch geschehen, keines Orakels Infallibilität durch Erfahrung bestätigt worden seyn. Seyd ihr doch weit mehr in tausend wider einander streitenden Gedanken so zerstreut, daß ihr auch nicht einmahl mehr an euch selbst Glauben habt; seyd ihr doch von der Einfalt der Natur so weit zurückgekommen, daß eure Väter, sollte es ihnen vergönnt seyn, euer jetziges Thun und Lassen mit leiblichen Augen anzusehen, euch schwerlich für ihre Kinder erkennen würden, und doch fühlen selbst unter euch gewisse ausgezeichnete Menschen in Ahndungen und Träumen diese Divinationskraft oft sehr lebhaft, wenn in einsamen Stunden die Seele auf Augenblicke wieder zu sich selbst kommt, und größere, herrlichere Gedanken wie Sterne in ihm aufsteigen. Im Geräusche der Geschäfte muß freilich dieser hohe Ton unseres

Geistes, der nur in's Große und Einfache geht, verstummen."

„Und wie, wenn wir nun einsehen, wenn Geschichte und Erfahrung es laut bezeugen, daß die Völker zu ihrer politischen und moralischen Bildung die Stimme Gottes bedürfen? Wie, können wir es auch da noch bezweifeln, daß ihr Schall sich in der ganzen Welt verbreitet hat? Wäre nicht jeder Zweifel eine Verläugnung der Güte und des Wohlwollens vom Weltbeherrscher? — Nein, die Gottheit spricht und handelt mit jedem Volke nach seiner Fassungskraft. Auch wir liegen unter ihrem liebevollen Auge; auch zu uns spricht sie durch ihre Diener und ihre Orakel."

So sprechen die Priester des Volks von dieser Sache. Wir wollen uns erst die Wohnsitze der Orakel bemerken und dann hören, was Vernunft und unpartheiische Wahrnehmung dazu sagen.

Das älteste unter allen Orakeln, das jene Priester den inländischen Gottheiten zuschreiben, ist das des Ammons in Lybien. Woher es seinen Ursprung leite, werdet ihr euch aus der Geschichte des Osiris zu erinnern wissen. Indeß schien den

Priestern diese Entstehungsart noch nicht wunderbar genug; sie schmückten sie deswegen durch folgende Sage aus.

„Einst raubten die Hyksos zwei Priesterinnen aus dem Tempel des Ammon in Großdiospoli; eine verkauften sie nach Lybien; die andere brachten sie nach Dodona. Allein die Gottheit verließ ihre Lieblinge nicht. Sie begabte sie mit dem Divinationsvermögen, und seit der Zeit sind an beiden Orten die berühmtesten Orakel."

Andere gehen gar so weit, daß sie aus den Jungfrauen schwarze Tauben machen, die von Diospoli aus die eine da- die andere dorthin geflogen wären, sich auf hohe Buchen gesetzt und mit menschlicher Stimme sich so hätten vernehmen lassen: Hier, Priester, auf dieser Stelle baut dem Ammon einen Tempel auf, leiht mir dann in dem Allerheiligsten euer Ohr, und verkündigt die Göttersprüche, die ich euch hinterbringen werde. Die Priester gehorchten, und das Volk strömte schaarenweis hinzu und ließ sich weissagen.

Außerdem sind die Orakel des Herkules, des Orus, der Neithe, der Bubastis, des Arves und Ammons hier in Diospoli berühmt.

Vor allen andern ist der Latona ihres in der Stadt Buti in großem Ansehen. Die Stadt liegt zwischen dem westlichen großen Arm des Sihors und dem thermutischen Fluß; man kommt zu ihr, wenn man vom Meer durch die sebennytische Mündung den Sihorsarm herauffährt. Der Tempel, worin die Orakel gegeben werden, ist ein sehr großes Gebäude; das bewundernswürdigste aber ist die darin befindliche Kapelle. Sie besteht nur aus einem einzigen Steine, den man aushauen ließ, und hat doch, genau gemessen, eine Höhe von vierzig Ellen und eben eine solche Länge und Breite. Statt der Decke aber liegt ein anderer Stein darauf, der nicht weniger als vier Ellen dick ist. Eben so merkwürdig ist die einst schwimmende Insel Chammis, welche neben der Stadt Buti in einem See gleiches Namens liegt. Latona soll auf derselben die ihr von der Isis anvertrauten Kinder, den Orus und die Bubastis, gegen die Mordsucht des Typhon verborgen gehalten haben. Wunderdinge genug, durch deren ausgeschmückte Beschreibung es den Priestern leicht wurde, eine große Menge leichtgläubiger Menschen herbeizuführen.

Aber auch die Orakel der heiligen Thiere dürfen wir nicht vergessen; denn auch diese sind mit dem Divinationsvermögen begabt. Und warum sollten sie es nicht? Sind sie doch Repräsentanten irgend einer Gottheit. Man betrachte den Apis, die Ziege, den Löwen und das Champse, und man wird bald finden, wie geschickt sie sind, übersinnliche Eigenschaften uns zu entziffern.

Die Art, sie zu fragen, ist verschieden. Bald führt man sie in den Vorhof, und giebt dann acht, in welches von beyden Zimmern, die für sie zurecht gemacht sind, sie hineingehen. Begeben sie sich in das zur Rechten, so ists eine gute Vorbedeutung; gehen sie in das zur Linken, so ists eine böse Anzeige. Bald hält man ihnen Futter vor, und schließt aus der Annehmung oder Verweigerung desselben auf eine vortheilhafte oder nachtheilige Antwort. Oder auch, man hält nach verrichtetem Opfer und dargebrachtem Geschenke sein Gesicht vor das Symbol der Gottheit, verstopft darauf mit beyden Händen die Ohren, geht so zum Tempel heraus, und hält dann da die erste gehörte Rede für die verlangte göttliche Antwort.

Daß auch die Volkspriester noch die Kunst verstehen, aus dem Geschrey der Thiere, aus dem Fluge der Vögel, den Eingeweiden der Schlachtopfer, dem Auf- und Niedergang der Sterne und der Konstellation überhaupt, zu weissagen, Nativitäten zu stellen, und andere Geheimnisse der Gottheit zu offenbaren, versteht sich von selbst. Indeß wird es Zeit seyn, uns die Frage zu erörtern: wie der vernünftige, unbefangene Mann diese sogenannten Orakel anzusehen hat.

Hier haben wir vor allen Dingen zu bemerken, daß die Vernunft das höchste und wichtigste Geschenk ist, womit die Gottheit den Menschen begaben konnte. Durch sie sind wir in Stand gesetzt, zu denken, zu prüfen, zu untersuchen mit eigensinniger Strenge; durch sie können wir erkennen, was allen und jedem unentbehrlich ist. Ist aber das, wie sich denn jeder Unbefangene von der Wahrheit des Gesagten leicht überzeugen kann, so sehen wir ja zugleich ein, wie thöricht der Wunsch sey, daß die Gottheit dem eigenen Gebrauche der Vernunft selbst zu Hülfe kommen möchte; daß sie bey all der Kraft, die der Mensch besitzt, bey allem Lichte seiner Erkenntniß, u

bey aller Stärke der Gründe für Wahrheit, doch noch Kraft und Stärke ihm erst verleihen, Beystand und Licht ihm gewähren, und Gründe und Bestätigung ertheilen soll.

„Aber es giebt doch so viele Sachen, die ausser den Gränzen der menschlichen Wahrheit und Gewißheit liegen?“ Gut, diese lassen wir liegen; sie sind mir nicht nothwendig, ja sie müssen mir schlechterdings zu meiner Vervollkommung und Glückseligkeit unentbehrlich seyn, denn sonst, das darf ich sicher zu dem, der mich in der Hinsicht ins Daseyn rief, hoffen, würden sie mir bekannt gemacht worden seyn.

„Aber der Zweifel beym menschlichen Denken giebt es doch so viele? Und dann wäre es ja doch vielleicht besser, wenn wir einiges Licht bey den dunkeln Aussichten in die Zukunft aufgesteckt hätten, wir könnten dann über viele Sachen uns schon zum voraus freuen, und selbst manchen Unannehmlichkeiten so begegnen, daß wir ihren widrigen Einfluß, wo nicht gänzlich zerstören, doch wenigstens mindern könnten?“ Freylich ein Scheingut für Menschen, die sich nicht ihrer gegebenen Stunden zu erfreuen wissen, die nur nach

abwesenden Vergnügen haschen, und das in Händen habende mißkennen; nur wegen künftiger trauriger Ereignisse fürchten, und den Augenblick, der jetzt ihr ist, nicht zu ihrem Besten anzuwenden verstehen. Der Weise denkt: Nicht planenlos hüllt künftiger Zeiten Erfolg der Weltenbeherrscher in dunkle Nacht. Genieß die Gegenwart; das übrige fährt dahin, dem Strome gleich, der nun ruhig in seinem Bette zum Mittelmeere hinfließt, und nun, wenn hochschwangere Wolken am Amidamidgebirge sich ihrer Last entladen und seine Wasser aufschwellen, abgespühlte Felsenstücke und ausgerissene Bäume und Heerden und Häuser, nicht ohne Geheul der Berge und des nahen Waldes mit sich fortwälzt. Nur der ist frey und vergnügt, der jeden Abend sagen kann: heute hab ich gelebt! Morgen mag des Weltalls Beherrscher den Himmel mit schwarzer Wolke bedecken, oder mit reinem Sonnenlichte erhellen; doch wird er nicht umschaffen, was einmal geschehen ist, noch ergänzen, was die flüchtige Stunde geraubt hat. Das Glück über verworrenes Geschick erfreut, und hartnäckig ungewöhnliches Spiel zu spielen, ändert unsichere Würden; bald ist es mir, bald

nem andern günstig. Ich lob es, wenn es bleibt; schlägt es aber die schnellen Schwingen, so nehm es seine Gabe, durch meine Tugend leb' ich glücklich bey unverschuldeter Armuth. — Und noch ist ihm vieles unbekannt, was ihm vor Augen liegt; hier sucht er seine Wißbegierde zu beschäftigen, seine Einsichten zu bereichern und seine Kräfte zu üben, und da bleibt ihm keine Zeit übrig, die er durch Chimären vertändeln könnte.

Doch wir beleuchten das angeregte Divinationsvermögen etwas genauer. Wodurch wird es in den Priestern aufgeregt? Wie wir aus ihrem Munde vernommen haben, meistens durch Träume.

„Daß es Ahnungsträume, vorherbedeutende, entweder klar anzeigende, oder sinnbildlich voraus warnende Träume gebe; daß sich in der menschlichen Natur überhaupt eine Kraft befinde, sich besonders im Schlafe gewisse Künftigkeiten oder Entferntheiten, unter mancherley Gestalten vorzustellen — welche Kraft sich bisweilen unter gewissen Umständen ganz oder halb entwickelt und äußert; das kann nur der läugnen, der alle Geschichten aller Zeiten und Völker, alle alten und neuen Erzählungen der mannigfaltigsten Charak-

tere, der verschiedensten glaubwürdigsten Geschichtschreiber, Gelehrter und Ungelehrter läugnet. Nur die enormste Frechheit oder die unnatürlichste Hartnäckigkeit kann sagen: alle diese hunderttausend Geschichten und Erzählungen sind geradezu falsch, erdichtet, oder abergläubische Phantasie. Träume sind Berührungen des Fingers der Gottheit; zwar die niedrigste Stufe der Offenbarung, aber doch eine Stufe auf welcher die Priester, die Repräsentanten der Gottheit stehen."

Fast sollte man hier fragen: schlaf' ich, oder wach' ich? Ist das, was ich höre, ein Traum, oder eine wahre Geschichte? Mir wenigstens kommt es so vor, als wenn, im Fall ich geträumt hätte, mir nun Erklärung müßte gegeben werden, ob die Gottheit wirklich mit mir gesprochen hätte, oder ob der Traum nur ein Spiel meiner Phantasie gewesen wäre. Ist aber das, so kann mich auch niemand überzeugen, daß ihm im Schlafe die Gottheit erschienen ist. Und wenn die Träume bey allen Nationen und zu allen Zeiten noch so verehrt, so wirksam gewesen wären, und wenn auch mein Vater und meine Lehrer behaupteten: daß die Seele eines Weissagers, der mit eröffne

tem Aug Orakel spricht, und Göttersprüche hört, der Erscheinungen mächtiger Geister sieht, und niederstürzt und sieht mit offenem Blick, und der, wenn er sich wachend solcher Entzückungen fähig glaubt, noch mehr in ruhigem Schlafe zu Göttergesichten tauglich wäre; ich kann ihnen nicht glauben. Und wenn Tausende sich glücklich schätzten; wenn sie nur mit der äußersten Fingerspitze eines sie warnenden oder Warnung lehrenden Genius berührt würden, ich würde wegen des Undanks gegen das, was ich schon habe, mich als das verworfenste Geschöpf erkennen müssen, wenn ich fähig wäre, auch nur den leisesten Wunsch in der Hinsicht zu wagen.

„Aber in dem Menschen liegt ein Sensorium für solche Dinge; dieses wird vom übersinnlichen Wesen berührt; es entsteht dann in dem Priester eine Ideenreihe, wodurch ihm zwar unmittelbar, aber dennoch in der natürlichsten Ordnung die Geheimnisse aufgedeckt werden."

Auch hier möchte man fragen: wie, giebt es auch Menschen, die wachend träumen? Denn das heißt doch wohl nichts anders als geträumt: vorzugeben, daß durch eine erregte Ideenreihe die

Götterschlüsse bekannt gemacht werden, und doch nicht im Stande zu seyn, eine so entstandene Reihe der Gedanken von einer anders entstandenen zu unterscheiden, nicht angeben zu können, wie ein Dritter oder auch der Träumer selbst schwärmerische Gefühle von einer wirklichen Eingebung charakteristisch absondern möge.

Doch die Priester haben auch Visionen; die Götter oder ihre Diener erscheinen ihnen leibhaftig; und wie, schlafend oder wachend? Insgemein heißt es: ich schlummerte auf meinem Ruhebette, am Fuße des Altars, oder im heiligen Hayne, oder auf bemoostem Steine an der Silberquelle, da sah ich mit halb offenen Augen die himmlische — Schönheit daher schweben, sie berührte mein Ohr und ich hörte — unaussprechliche Worte. Ungereimte Worte, hätte er sagen sollen, die kein Vernünftiger fassen kann, bringe ich vor. Denn dem Priester einen Sinn um ein übersinnliches Wesen zu erblicken, ihm Gewißheit, daß das, was sich seinen Sinnen darstellt, gerade das Wesen sey, welches er vor sich zu haben wähnt, ihm die Kenntniß es noch nicht erblickt, in der Natur noch nichts ihm ähnliches gesehen zu haben, und

es doch zu wissen, daß es das Geglaubte sey; fasse das, wer es kann, ich vermag es nicht. Mir wollen die Worte des Priesters nichts anders sagen, als, ich warf mich mit den schwermüthigen Gedanken nieder, oder ich suchte mich mit den süssen Gedanken in den Schlummer zu wiegen, und da spielte mir meine Phantasie folgenden Streich.

Eben so ists mit der eigentlichen Stimme der Gottheit. Und eben so leicht läßt sich die Ungültigkeit aller übrigen Göttersprüche beweisen, sie mögen nun vom Stier oder vom Widder, vom Kind, Mann oder Greis, dem Gange oder den Eingeweiden der Thiere hergenommen seyn. Denn man bemerke nur dies einzige, und man wird, um überzeugt zu werden, wie mißlich es um die Infallibilität dieser Göttersprüche steht, nicht mehr begehren. Die Priester vernahmen meistentheils bloß räthselhafte Worte oder sahen bloß symbolische, sinnbildliche Gestalten. Wie sie es empfangen, so geben sie es wieder. In dieser Gestalt aber war es nicht zu gebrauchen, es war unlesbare Hieroglyphe. Wollte man Gebrauch davon machen, so mußte der Sinn zuvor enträthselt, die Stimme der Gottheit gedeutet werden.

Wer

Wer sollte das thun? Ein Dritter. Wie konnte der, wenn er nicht initiirt war, wissen, was die vermeinte heilige Sprache sagen wollte; und war er in dem Priesterorden, dem das Geheimniß anvertraut war, wie konnte der, an den die Stimme geschah, wissen, ob man ihm auch die wahre Erklärung gäbe, oder ob nicht alles vielmehr verabredeter Betrug wäre? War er aber einmal in seinen Schlüssen so weit gekommen, so mußte er auch fühlen, daß es nothwendig sey, das Orakel erst der Prüfung der Vernunft zu unterwerfen. Und was hatte er nun dabey gewonnen? Etwa einen höhern Grad von Ueberzeugung erhalten? Wie kann das überzeugen, was erste Ursache des Zweifelns wird? das belehren, was durch den Gedanken: wenn die Gottheit will, daß ich mehr hören und sehen soll, als sie mir hier auf natürlichem Wege lesbar und hörbar gemacht hat, und warum in einer solchen Sprache und ausschließsungsweise den Priestern, widersinnig und unnatürlich scheint?

Freylich ist das Volk nicht gewohnt, auf die Art zu schließen. Das wußten die Priester, und

wenn sie ihren Zweck erreichten, was fragten sie nach dem Räsonnement der vernünftigen Welt.

„Allein, führen die Volkspriester als letzten Beweis für die Glaubwürdigkeit der Orakel an, es mögen der leeren Phantasien und der erdichteten Träume so viel seyn, als man will; dadurch werden die wahren, erweislichen so wenig unwahr und unerweislich, als durch hunderttausend falsche Münzen die ächten unächt werden. Vielmehr setzt die Menge der falschen eine Menge wahrer voraus, ohne welche wahre die falschen nie hätten in Umlauf kommen können. Dem Menschen muß auch jedes falsche, erdichtete, betrügliche Phänomen nicht nur als Effekt menschlicher Kraft und Erfindungskunst, von seiner physischen und psychischen Seite wichtig, ja ehrwürdig seyn, sondern auch deswegen, weil jedes etwas Wahres, Aechtes, Originelles voraussetzt. Was nicht ist, wird nicht nachgeahmt. Jede unächte Münze setzt ächte voraus, jede Kopie ein Original. Auch die falschen Orakel konnten nicht anders als nach der Analogie von wahren erdichtet werden, und wenigstens sind sie ein Beweis, daß schon in den ältesten Zeiten die Weisen die Stimme des Räson-

nements allein zur Belehrung des Volkes für unzulänglich gehalten haben, wenn nicht die Autorität einer göttlichen Offenbarung dasselbe bestätigt."

Man merke doch, wie künstlich! Münzen und Träume, Erfindung und Nachahmung, sinnliche und übersinnliche, welche Combination, wie passend, wie einleuchtend! Gerade, als wenn nicht schon vor der Entstehung der Orakel wäre geträumt worden, und man nun nicht auch den gegenseitigen Schluß machen könnte, ja, machen müßte, daß die Orakel auf die gewöhnliche Traumgesichte wären gegründet worden; und gerade, als wenn es nun jedem möglich wäre, die zuverläßigsten Unterscheidungszeichen zwischen einem göttlichen Traume und einem Spiel der Phantasie genau anzugeben; und gerade als wenn die Verfertigung der Münzen, das Monopol der Großen, und das nach Gefallen verkauft, verschenkt, benutzt oder nicht benutzt werden kann, einen Beweis für eine Sache abgeben könnte, die in keines Menschen Gewalt steht, wovon man keinen Begriff hat, und die ihrer Natur nach weder vom Menschen veräußert noch angenommen werden

kann, und doch vergeblich nach Gefallen wirklich kann erhalten und benutzt werden.

Doch wozu weitläuftige Demonstrationen! Wir kennen ja selbst die Quellen, aus welchen den Orakeln Nahrung zugeführt wird. Während wir ihrer, so wie dem Aberglauben überhaupt im Heiligthume spotten, sehen wir uns leider in die Nothwendigkeit versetzt, nachzuahmen und Beyfall zu geben. Denn, noch ehe wir den Bau, woran wir arbeiten, zu einer gewissen Höhe aufgeführt hatten, war es mit jenen schon so weit gekommen, daß es gefährlich schien öffentlich zu arbeiten. Man mußte im Aeußern sogar ein entgegengesetztes Betragen annehmen. Es nicht thun wollen, hieße gegen die Landesreligion sündigen, und alles das, was dem Volke heilig und ehrwürdig ist, verspotten, und sich also den Haß und die Verfolgung aller zuziehen. Es war also vernünftig gehandelt, für wahr zu halten, beyzuwohnen, Gottheiten zu erkennen und zu opfern. Und wie nützlich dadurch auf der andern Seite für das Allgemeine gesorgt ist, könnt ihr euch aus dem Einfluß erklären, den wir uns auf die Orakel, und dadurch auf das Volk zu verschaffen wußten.

Da es nicht möglich war, diese Popanzen des Volks zu zertrümmern, so sorgten wir, daß sie wenigstens nicht zu fürchten waren. Wir liefern ihnen insgeheim ihre weisesten, jedoch nur für unser Interesse getreue Diener. Diese sind gemeiniglich die Hörer und Dolmetscher von der göttlichen Stimme. Einer Stimme, die, wenn sie Sachen von Wichtigkeit betrifft, nirgends anders als im Staatsrathe, wo Pharao den Vorsitz hat, und der Oberpriester und einige Epopten beysitzen, gegeben wird; und woher das Orakel sie durch geheime Kanäle erhält und bekannt macht. Sinds alltägliche Begebenheiten, worüber um Rath gefragt wird, so wird es des Priesters, aus dessen Munde das Volk Göttersprüche zu hören glaubt, eigener Einsicht überlassen, was und wie er antworten will. Um den Gedanken an eine geheime Verbindung zu verbannen, giebt zwar auch der Orakelpriester öfters seine Stimme sogleich, aber sie ist gewöhnlich so dunkel und räthselhaft, daß die Fragenden nicht selten an das Orakel wieder zurückkehren müssen, um sich eine Erklärung darüber geben zu lassen; und bis dahin ist dem Priester schon längst von seinen Vorstehern bekannt

gemacht worden, was und wie er erklären soll. Doch ist in den meisten Fällen auch das nicht einmal nöthig; denn wir selbst sind es meistentheils, die durch einen, und zwar öffentlichen Kanal fragen, und durch einen andern, einen heimlichen Kanal antworten lassen.

Wozu aber, möchtet ihr wohl fragen, diese Umschweife? Der Grund hiervon liegt in der Verblendung und in dem Eigensinne der zu beherrschenden Menge. Ohne Orakel ist das Volk weder zu etwas Nützlichen zu bewegen, noch vor Schaden und Nachtheil zu bewahren. Es geschieht, und kann daher nichts geschehen ohne den Rath der Orakel. Man zieht, und muß sie zu Rathe ziehen, nicht nur bey großen Unternehmungen, sondern sogar in geringfügigen Angelegenheiten der Privatpersonen. Es mag um Krieg oder um Frieden, um Stiftung einer Stadt, um Abwendung eines Unglücks, um Vorbeugung allgemeiner Noth, um Einführung neuer oder Verbesserung alter Gesetze, um Veränderung der Verfassung des Staats oder sonstiger Reformen zu thun seyn, so nimmt und muß man seine Zuflucht zum Orakel nehmen. Seine Antwort hat ein

höheres Ansehen, als die Gesetze oder die gesetzgebende Gewalt; es entscheidet mehr als Furcht vor der Strafe oder Hoffnung zur Belohnung nach gegebenen Gesetzen. Es ist also das einzige Mittel, wodurch die Herrscher die Völker können in Bewegung setzen. Der über den natürlichen Gang der Dinge unaufgeklärte Mensch glaubt ihrer nicht entbehren zu können. Will er sich verehlichen, eine Reise unternehmen, eine Sache von Wichtigkeit angreifen, oder ist er von einer gefährlichen Krankheit befallen, so geht er hin und befragt das Orakel. Das Orakel muß ihm die Stunde angeben, in der die Mutter sein Kind entwöhnen soll, muß ihm seine Freunde bestimmen, seine Feinde bezeichnen, seine Lust und Unlust beschreiben. Und wie groß der Einfluß der Orakel in das Betragen des Volks ist, ist eine zu bekannte Sache, als daß ich nöthig hätte, die Zeit mit deren Aufzählung zu verderben. Den Orakeln sind alle die großen, unerwarteten, in ihrer Art einzigen Begebenheiten zuzuschreiben, die die Geschichte uns aufbewahrte. Revolutionen und alle Veränderungen, wodurch Staaten und Regierungsformen oft plötzlich umgekehrt wurden, und die man

weder der Staatskunst noch der Gewalt der Waffen beylegen kann, leiten ihre Ursache bloß von den Orakeln her. Sie hatten sogar selbst Einfluß in die Ausführung dieser Begebenheiten. Sie brachten die Ungewißheit hinein, welche man daselbst mit Erstaunen bemerkt. Ihnen müssen ebenfalls die neuen Gottesdienste zugeschrieben werden, welche zu verschiedenen Zeiten eingeführet wurden.

Aus dem allen ergiebt es sich, daß die Orakel Jahrhunderte hindurch der Dummheit und dem Eigensinne der Völker, und, welches ebenfalls nicht darf übersehen werden, den Intriguen herrschsüchtiger und eigennütziger Volkspriester ihre Fortdauer zu verdanken hatten; daß sie zum Theil aus dem nehmlichen Grunde noch müssen geduldet werden; daß aber jetzt zum Nachtheil des Allgemeinen nichts mehr von ihnen zu befürchten ist, weil sie, wie ich so eben anzeigte, unter der Leitung vernünftiger Männer stehen. Damit aber ihr schädlicher Einfluß nach und nach ganz möge gehemmt werden, so ist es Pflicht für jeden Weisen, mit daran arbeiten zu helfen, daß das Volk nach und nach von seinem Irrthume geheilt und

eines bessern belehrt werde; keinesweges aber ihm ins Angesicht zu spotten, oder gar, wenn es in seiner Macht stünde, der Sache auf einmahl eine andere Gestalt geben zu wollen; weil alsdann zu befürchten ist, daß nur Uebel ärger gemacht würde. Sind unsere Einsichten heller, unsere Begriffe gereinigter, wohl uns, wenn das uns fähig macht, uns immer mehr zu vervollkommnen. Wir werden nicht allein für uns selbst uns dieser Arbeit zu erfreuen haben, sondern auch mit Vergnügen am Ende herrlichen Einfluß auf allgemeine Gesinnungen davon bemerken können.

Hier wäre es nun wohl Zeit, euch zu sagen, was wir denn dagegen Besseres haben. Allein theils ist das schon durch die Art des Unterrichts im Allgemeinen geschehen, theils es ganz deutlich in der Geschichte des Osiris bei dem Auftritte auf der Insel Isis euch bekannt gemacht worden. Ihr habt nun noch drei Tage vor euch, dann, seyd ihr in der Prüfung wohl bestanden, werdet ihr in unsere Geheimnisse eingeweiht. Denkt also über den bisher ertheilten Unterricht fleißig nach, und bereitet euch, zu einer höhern Stufe der Mensch

heit empor gehoben zu werden, durch Nachdenken und Enthaltsamkeit würdig vor.

Mit Anbruch des dritten Tages wurde ein Theil der Jünglinge, dreihundert und vierzig an der Zahl, denn zur Feierlichkeit waren fünf Tage bestimmt und beschlossen, an jedem Tage eine gleich große Anzahl einzuweihen, von ihren Lehrern, Hermes an ihrer Spitze, Paar und Paar in zwei langen Reihen durch den Garten vor dem Erziehungshause nach einem Tempel, der außerhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe lag, zugeführt. Die feierliche Stille, mit der der Zug begann, die zwischen hohen Bergen hereinbrechenden ersten feurigen Strahlen der aufgehenden Sonne, das neue Leben, das dann in der Sphäre durch alle Geschöpfe sich thätig bewies, das Rauschen des Sihors, die ahndungsvolle Erwartung höherer Aufschlüsse, und vor allen die durch Wort und That erkannte väterliche Liebe der Lehrer, die sie begleiteten, das verschaffte eine solche Stimmung der Gemüther bei allen Jünglingen ohne Ausnahme, daß sie fähig gewesen wären, jede Blume und jedes ent-

legene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahndeten Höhern Geist an den Busen zu drücken.

Der Weg zu dem Heiligen, wohin sie sollten gebracht werden, war kurz und angenehm. Aber die Art, nach der sie geführt wurden, erregte eben die Gefühle, die auf eine höchst unnatürliche Art bei dem aufgeregt werden, der unter keiner andern Bedingung als durch Fasten und Reinigen, durch Feuer- und Wasserproben zur Anschauung gelangen kann.

Natur und Vernunft, hatte Hermes vor dem Ausgange gesprochen, muß unsere Schritte leiten. Mit ernster Ueberlegung bei kaltem Blute müssen wir den Weg der Wahrheit betreten. Jede Handlung, die fähig wäre, unsere Phantasie zu erhizzen, oder auf irgend eine andere Art uns Zwang auflegen könnte, muß als zweckwidrig vermieden werden. Anders geht der Weise, anders der Schwärmer. Auf dem stillen Pfade leiten wir die uns durch Erbrecht, mehr noch durch Erziehung und Drang und Gefühl für Wahrheit und Tugend angehören; durch Umschweife und alle Schrecknisse der Elemente, so weit sie in unserer Gewalt stehen, den Fremden. Es ist nöthig zu

wissen, ob ihn Neubegierde oder Streben nach Wahrheit uns zugeführt hat, und ob er so schädliches oder nützliches Mitglied werde. Und schon hat es die Erfahrung bezeugt, daß keiner der ersten die Probe besteht, und nur der Freund der Wahrheit alle Schwierigkeiten überwindet, und unsern Gesetzen, ist er einmahl ins Heiligthum gekommen, geschworne Treue auf ewig hält. Ihr seyd durch Erziehung und Bildung unser, und eure bisher bewiesene Aufmerksamkeit auf unsere Lehre, eure hervorleuchtenden Eigenschaften, eure Grundsätze, eure Liebe zu uns und zur Wahrheit, euer Streben nach Vervollkommnung sind uns hinlängliche Beweise, daß ihr werth seyd, in den Tempel der Gottheit, die wir verehren, eingeführt zu werden. Wir betreten nun den Weg dahin. Die Reise ist, wofern ihr anders für Menschenwohl und Menschenbestimmung belebt seyd, euch unentbehrlich. Wer Sinn dafür hat, folge meinen Tritten."

Jetzt kamen sie zu der ersten Pforte, durch die man in den Vorhof des Tempel tritt. Sie ist von rothem, sauber polirten Granit aufgeführt; zu beiden Seiten stehen Statüen in mehr als Le-

bensgröße von weißem Marmor auf einem ziemlich hohen Fußgestell von einer Art Granit, die aus kleinen Kieseln zusammengesetzt ist. Vor ihnen liegt das Bild der denkbaren Größe, der mächtige Sphinx. Er ist aus den mächtigsten Thieren, dem Adler, dem Löwen, dem Stiere und dem mächtigsten unter allen, dem Menschen, zusammengesetzt und erweckt nicht weniger durch diese Art der Composition, als auch durch die ungeheure Größe, zu der er aufgeführt ist, Bewunderung und Erstaunen. In dem Vorhof erblickt man mehrere Symbole, die an der Wand, welche rings um den Tempel geht, und an der Säulenreihe, die einen großen Kreuzgang bildet, eingegraben sind. Am merkwürdigsten sind der Zirkel, den eine Schlange, welche die Spitze ihres Schwanzes im Munde hat, formirt, das Trigon mit Maaßstab und Senkbley, eine Lade, welche von Priestern getragen wird, und große Räder, welche so angebracht und bemahlt sind, daß sie durch das auffallende Sonnenlicht beständig sich umzudrehen scheinen.

Dies, sagten die Lehrer, ist die sinnliche Außenseite, die auch der Profane sehen darf. Man

hat mit Fleiß diese Symbole zu ihrem Schmucke gewählt. Sie sagen viel, aber nicht alles. Wer Erklärung verlangt, dem wird sie gegeben. Es sind Sinnbilder der Welt, der Geister, der Weisheit, Wahrheit und Ewigkeit. Wird dann der Wunsch in jemand rege, Schüler zu werden, dann kommts zur Probe, und, hat er diese glücklich überstanden, zur Weihe.

Nun wird die Thüre des Tempels eröffnet; die Gesellschaft geht in der nehmlichen Ordnung, in der sie angekommen war, in den Tempel hinein, aber — die Thür wird wieder verschlossen, und der Verfasser denkt sich mit seinen Lesern in einem großen Schauspielhause, in dem ein schönes neues oder beliebtes altes Stück soll aufgeführt werden. Der Anschlagezettel war der Grund, daß sich eine große Gesellschaft versammelte. Die Rollen schienen gut vertheilt, die Dekorationen treflich und kostbar, die Musik, sprach man laut, muß bezaubernd, die Vorstellung über allen Ausdruck gut und natürlich seyn. Die Absicht erhöht die Erwartung. Es ist ein vaterländisches Stück, das an dem Geburtstage des guten Königs soll gegeben werden. Der Eintritt ins Schauspielhaus

stimmt die Gemüther zu höhern Erwartungen. Es ist auf das prächtigste illuminirt, die Loge des Königs auf das Kostbarste ausgeschmückt, ein neuer Vorhang heftet aller Augen dahin, wo bald Aug' und Ohr aufs angenehmste sollen belustiget werden. Mit Vergnügen weilt das wonnetrunkene Aug' auf dem fürtreflichen Gemählde. Vierzehn große Kähne nebst einer Fähre sind auf einem großen Wasser in Bereitschaft gesetzt. In der Mitte jedes Kahns weht auf dem Mast eine Flagge mit dem Wappen und dem Namenszuge des Königs in rosenrothem Taffent. Außerdem stellt der Mast eine unten zehen und oben einen Schuh breite Pyramide vor und auf der Kajüte ist eine dergleichen Pyramide von dreißig Fuß Höhe angebracht. In der Spitze des Mastbaums nächst der Flagge ist ein Medaillon mit einem Buchstaben, so daß die Buchstaben: es lebe der König! sich in sämtlichen Masten grün und transparent präsentiren. Neben einigen großen Fahrzeugen befindet sich noch ein kleines ohne Mast mit einem Verdeck. In der Mitte dieser Flotte erhebt sich auf einem überaus großen Kahne ein prächtiger Tempel. Die Kuppel desselben ruht auf acht korinthischen Säu-

len, und oben im Frontispice gießt eine Göttin ihre Opferschaale auf einen Altar aus. Ueber ihn schweben zwei Genien im blauen Gewölk, die eine Krone halten und auf beiden Seiten ein Füllhorn voll Blumen und reifen Aehren im schönsten Kolorit zeigen. Neben den acht Säulen sind rechts und links die Trophäen des Königs mit Lorbeern umwunden. Am Fußgestelle des Tempels hebt sich die Flußgöttin aus dem Wasser empor, Grazie ist auf ihrem Gesichte, den Mund hat sie zum Fragen geöffnet. Vor dem Tempel her fluthet Charon in einem schwarzen Nachen, sein Haupt geschoren und mit Palmen umwunden. Seine Hände regieren ein übergroßes Ruder, und er macht die Pantomime, den König, der sich ihm in einer keinen Gondel naht, über den Styx in den Tempel der Unsterblichkeit zu führen. Der Himmel ist ein reines Azur und der Mond durch sogenannten Haidenrauch verdunkelt. — Nun beginnt ein rasches Allegro einer Symphonie mit Trompeten und Pauken und Violinen, dieses löset sich nach und nach in das sanfteste Adagio auf und schließt mit einem rauschenden Presto. Dann erlöschen die Lichter, der Vorhang wird aufgezogen;

gen; Alles ist voll gespannter Erwartung und — getäuscht findet sich alles! Die Person, die die Hauptrolle zu spielen hatte, ist krank; sie läßt durch mich die versammelte Menge um Verzeihung bitten, und, falls der Arzt sie nicht mit leeren Hoffnungen hinterhalte, versichern, daß das, was heute nicht geschehen konnte, morgen unfehlbar geschehen soll; ist der Inhalt eines kleinen kurzweiligen Prologs, der die Zuschauer es schon beinahe vergessen ließ, daß sie um Zeit und Geld waren betrogen worden.

Indeß wäre es dem Verfasser, wenn er nicht Wahrheit lehren wollte, leicht, die entstandene Lücke vielleicht sogar zum Vergnügen manches Lesers auszufüllen. Er dürfte nur hier eben das Rituale beobachten lassen, das schon anderswo, mit welchem Grunde von Wahrscheinlichkeit ist ungewiß, mit vielen Umständen bezeichnet und angegeben wurde. Oder er dürfte nur die erste beste Geheimniß ausplaudernde, zur Beherzigung bei gegenwärtigen Zeitläuften herausgegebene Schrift zur Hand nehmen, und die darin enthaltene Beschreibung von der Einweihung eines Priesters oder des Rituals bei der Aufnahme in den Regen-

tengrad hersetzen und glauben, er hätte genug gethan; und der Leser wird die Sache leicht, natürlich, glaubwürdig finden. Da indessen Geheimnisse auszuplaudern nicht Jedermanns Sache ist, so liefern wir hierüber den Brief eines Eingeweihten an einen entfernten Bruder im Auszuge.

„Diesmahl, Bruder, machte die Aufnahme neuer Mitglieder einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Ich weiß aber nicht, soll ich es der Menge der nach Wahrheit dürstenden oder gewissen höhern Ahndungen zuschreiben. So viel ist gewiß, daß ich mich besonders gerührt fühlte, als Rhamses erschien. Der Jüngling hat so etwas Großes in seinem Gesichte und in seinem Benehmen, daß man ganz unwillkührlich zu seiner Bewunderung hingerissen wird. Wie ein Anführer schritt er vor seinen Kameraden daher; frey und ungezwungen und mit einem hellen, alles durchspähenden Blick und dennoch mit einer Miene, die ungeheuchelte Ehrfurcht sehen ließ, naht er sich dem Orte der Weihe. Sollten mich meine Ahndungen nicht hintergehen, so habe ich große Dinge gelesen; sah ich einen Mann der ersten Größe, so weise als mächtig, so heilig als gerecht,

und, sinkt der Stolz der männlichraschen Jahre, das vollkommenste Bild wahrer Menschenwürde, das Muster der Bestimmung seines künftigen Verhältnisses. Er schießt auf wie ein Baum, der weit nach Abend und Morgen, nach Mitternacht und Mittag seine Aeste ausbreitet, aber dann erst, wenn Zeit und Ungewitter und ein heißhungeriger Wurm, der im Innern nagt, die geilen Auswüchse in etwas hemmen, die herrlichsten Früchte trägt. Lussaq, der ihm zunächst stand, hat mir weniger gefallen. Seine Miene war nicht ganz heiter; sein Auge verkündete Trübsinn oder Meineid."

„Hermes bezeugte öffentlich vor dem Oberpriester und der ganzen Versammlung das bisherige Wohlverhalten der Lehrer und der Schüler. Bei der Prüfung konnte man kaum die Prüfenden von den Geprüften unterscheiden. Es kam mir vor, als befänd' ich mich mitten in einem Zirkel von lauter Weisen, die sich mit einander über den großen Lebenszweck der Menschheit unterredeten. Die Jünglinge alle erhielten jeder ein linnenes Gewand und Sandalien von Papyrus. Drauf nahten sie sich ehrfurchtsvoll Paar und

Paar dem Altar und schwuren in die Hand des Oberpriesters den Eid der Treue. Rhamses und Lussaq waren die ersten. Als sie den Kuß der Weihe vom Oberpriester erhielten, wischte sich Pharao, der, ohne daß es jedoch die Jünglinge wußten, selbst zugegen war, heimlich eine Thräne von den Wangen, die seinen Augen entflossen war. Und so gab es, daß ich es kurz mache, der herzerschütternden Auftritte mehrere."

„Tiefer aber als jemahls rührte mich die Rede des Oberpriesters an die neuen Mitglieder. Nur einige Züge will ich dir daraus mittheilen und es deiner Einbildungskraft überlassen, ihnen die Gedankenreihe und die Stärke des Redners, die ich unmöglich im Schreiben so geben kann, zu ersetzen."

„Geendigt wär also die Bahn, auf der ihr zu einer höhern Stufe der Menschheit durch unsere Leitung geführt wurdet. Künftig bleibt ihr euch eurer eignen Führung überlassen. Ich würde schaudern ob all den verführerischen Wegen, die euch bald links bald rechts von dem Ziele, das ihr nach unsern Wünschen erreichen sollet, abführen können, wenn ich nicht schon eine gewisse Festig-

keit in eurem Charakter bemerkte, und ihr es nicht eben so gut wüßtet, als ich, daß unsere Wünsche auf nichts anders als eure und eurer Brüder Vervollkommnung und Würdigung höhern Glückes abzweckten. O möchten sie euch immer heilig seyn diese Wünsche! Ich füge väterliche Ermahnungen und freundschaftliche Bitten hinzu. Vergesset nie, zu welcher Stunde und an welchem Orte sie euch von euren euch mit Liebe und Wohlwollen zugethanen Lehrern gegeben wurden. Es ist die Stunde, da ihr für würdig erkannt wurdet, aus dem Jünglingskreise in die Gesellschaft der Männer zu treten, und zwar der Männer, denen so Weisheit und Tugend heilig sind, als sie wegen ihrer anerkannten Liebe zur Wahrheit, wegen ihres Strebens für das Wohl des Staats und wegen der klugen Rathschläge und den weisen Lehren, die sie Pharao und dem Volke ertheilen, geachtet sind; es ist die Stunde, in der euch eine kurze Uebersicht des Weges, den man euch bisher führte, gezeigt hat, und wo ihr selbst fühltet, welche herrliche Vortheile euch erwarten, wenn ihr ferner diesen Weg gehet und vollendet; die Stunde ist es, wo ihr eine gute Probe nach meinem und

meiner Brüder Gefallen und eurer eigenen Zufriedenheit von euren erlangten Kenntnissen abgelegt habt; die Stunde, wo ihr hehr und theuer euch verpflichtetet, nach gegebener Anweisung euch ins künftige zu betragen. Denkt oft an das Feierliche dieser Stunde! Aber auch die Heiligkeit des Orts, wo ihr euer Gelübde gabt, vergesset nie! Es ist der Ort, wo sie ihn errichten den feierlichen Bund die Brüder. — Hier ist alles einfach, kunstlos alles um uns her. Hier soll der Geist sich mit sich selbst beschäftigen; soll über Seyn, Wirklichkeit und Bestimmung ernsthaft nachdenken; soll sie fassen, so wie Geister sie fassen können, die großen Ideen von Freiheit, Unsterblichkeit und ihm dem Namenlosen. — Er war, ist, wird seyn! ist alles, was wir von ihm wissen; seinen Schleier hob noch kein Sterblicher. Doch erkennbar wird's jeder Gerechte fühlen, daß er, der Unaussprechliche, gerecht ist. Uebung der Gerechtigkeit sey euch stets heilige Pflicht. Sie sichert der Staaten Wohl und das Eigenthum, die Ruhe und die Zufriedenheit des Einzelnen. Von Gnade nur sprechen die Schwachen, von Barmherzigkeit die Tyrannen. Liebe liegt nicht in des Weisen Plan,

seine Tugenden sind Heiligkeit und Gerechtigkeit, durch sie nähert er sich dem unnennbaren Urbilde und wirkt auch dann noch, wenn alle Erscheinungen seinem Aug' entschwinden, mit immer neuer, immer erhöhter Kraft unter zahlloser Wesen Menge, wo zwar Wirkung und Gegenwirkung gedenkbar, aber nirgends ein Anfang noch ein Ende zu finden ist. Dies ist das große Problem, das hier gegeben und gelöset wird; dies die wahre Anschauung, zu der wir die unsrigen gelangen lassen."

„Steil ist der Pfad; zahlenlos das Heer der Hindernisse; schwer der Kampf, den der Geist, zum Zweck zu gelangen, mit der Sinnlichkeit beginnen muß. Indeß wird es schon genug seyn, wenn ihr erst nur reinen Willen zeigt. Reines Wollen überwindet alle Schwierigkeiten. Die wahre Weisheit geht von eigenem reinen, unverdorbenen Gefühl aus, bildet sich an der Betrachtung des Ganges der Welt, der Geschichte des menschlichen Herzens und der Wege der Vorsicht mit jedem einzelnen Menschen und dem ganzen Geschlechte bleibt in der Sphäre der menschlichen Wissenschaft, der wahren Praxis und sucht

nur das wahrhaft Wichtige und Wissenswürdige: was uns nehmlich über unsere wahre Bestimmung in dieser und jeder künftigen Lebensperiode aufklärt, was uns nicht bloß gelehrter, sondern weiser, heiliger und höhern Glückes würdiger macht; was uns hier lebendig, geschäftig und klug in unserer Arbeit, starkmüthig in jedem Leiden, mäßig in Freuden, gerecht gegen andere, ähnlicher dem heiligsten und gerechtesten Urbilde selbst macht; und vom künftigen Seyn uns so viel lehrt, daß wir erkennen, wir sterben mit dem Tode des Leibes nicht ganz; — Sphinxe werden versinken, Pyramiden zerstört, Obelisken zertrümmert werden, selbst dieses ehrwürdige Gebäude wird mit der Zeit verfallen: aber unser Geist lebt und blickt vielleicht mit Gleichmuth aus höhern Regionen in die Ruinen der ehemaligen Schule seiner Weisheit. Blickt öfters zu dieser Würde auf, und der Gedanke wird euch stets neu beleben mit gestärkter Treue und getrostem Muthe die Pflichten zu üben, die euch würdig machen, in die Gesellschaft vollkommenerer Heiligen und Gerechten aufgenommen zu werden."

„Was hat der Mensch von all seiner Arbeit unter der Sonne, wenn er nicht einer ruhigen Anschauung sich erfreuen kann, und was kann er besseres mit sich nehmen, komme er auch hin, wo er wolle, als das frohe Bewußtseyn, seinen Stand in der Welt gekannt, seine Pflichten so gut verrichtet zu haben, als es menschliche Kraft vermag; und wenn nicht etwas, das ihn und manche Jahrhunderte überlebt, so doch ein würdiges Beispiel seinen Mitbürgern hinterlassen zu haben? Ohne dieses geht er aus der Welt, als wäre er nie da gewesen; das traurigste Gefühl für edle Menschen! aber mit diesem hat er sich eines höhern Postens in einem weitern Reiche des Weltalls würdig gemacht. Auf diesem Pfade wandelten die größten Weisen; diese und keine andere Weisheit finden wir auch hier."

„Muß es euch doch freuen, den Weg in Gesellschaft machen zu können! Wie mancher wagts einsam durch Klippen und Dornen hinauf zu ringen; aber nur zu bald bebt er erschrocken zurück, oder wankt in Klüften zwischen Ideen und Empfindungen, Gedanke und That, Vorsatz und Vollführung; er bietet seine ganze Kraft auf, um

den Gipfel, wo Weisheit und Wahrheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit die Sieger bekränzen, zu ersteigen; aber umsonst! Er wird oft dann noch, hebt ihn nicht ein guter Genius auf den Händen empor, wenn er schon niederknieen und anbethen wollte, verkannt, zurückgestoßen, in den Abgrund geschleudert, und — muß von neuem beginnen. Nicht so ihr. Ihr reist in einer Gesellschaft, die sich freut euch zu Gefährten zu haben; die mit vereinten Kräften euch unterstützt, anfeuert, emporhebt. Habt ihr nur Zutrauen und Muth und Entschlossenheit genug den Brüdern jederzeit euer Herz zu eröffnen und ihre Hände zu ergreifen, so wird euch keine Lust zur Ausschweifung, keine trübe Aussicht zur Muthlosigkeit, keine Gefahr zur Verzweifelung hinreißen; ihr werdet unverdrossen eurer Bestimmung gemäß arbeiten, und am Abend eures Lebens mit unendlicher Wollust die schönsten Worte aussprechen können: es ist vollendet! und keine Nacht, kein Grau'n des Todes wird euch rauben die Freude des Geistes, genährt durch den Gedanken: freyer, mächtiger werd' ich nun wirken und genießen Seligkeit der Vollendeten.“

„Geht nun hin und säet edeln Samen! Einst zählen wir mit Jauchzen eure glänzenden Garben! freuen uns des schönen Bundes, den wir heute in der Hinsicht Hand in Hand feyerlichst errichteten; betreten dann die neue Bahn mit erhöhter neuer Kraft und singen, allen Sphären hörbar, lauten Dank dem Namenlosen, der es uns hier an Sinn und Kraft nicht fehlen ließ. — Es sey so!"

Die Jünglinge wurden nun entlassen. Aber was nun in der wirklichen Welt anfangen, war der erste Gedanke, der ihnen Sorgen verursachte. Doch die das Werk angefangen hatten, wollten es auch vollführen. Eure Bestimmung, hieß es, ist, nun dem Staate, dem ihr eure Erhaltung und Erziehung zu verdanken habt, ein jeglicher nach seinen Kräften zu nützen. Zu Memphis wird einem jeden seine künftige Rolle zuerkannt werden. Schickt euch deswegen zur Reise dahin an. Ein jeder hat Erlaubniß dieselbe entweder für sich allein, oder in Gesellschaft mehrerer seiner Kameraden, und mit oder ohne Lehrer anzutreten. We

gen Unterhalt und Nachtlager dürft ihr euch keinen unnöthigen Kummer machen. Es ist an alle Vorsteher der Städte und Dörfer der Befehl ergangen, daß sie sorgen sollen, damit es euch an Unterhalt und Bequemlichkeit nicht fehle. Man hat aber auch zu euch das gute Zutrauen, daß ihr diese Freyheit nicht mißbrauchen werdet. Und damit den Leuten eure Ankunft um so weniger beschwerlich werde, so wünschet man, daß an jedem Tage nur funfzig bis sechzig, und diese wieder in kleinern Gesellschaften auf verschiedenen Wegen ihre Reise antreten möchten. Berathschlagt euch hierüber, und wenn ihr euch vertheilt und entschieden habt, welche von euch in Gesellschaft reisen sollen, so meldet euch bey dem Direktor, der dann das weitere besorgen wird. Noch ist aber zu bemerken, daß man es gern sieht, wenn jeder sein Tagebuch hält, und darin die Merkwürdigkeiten seiner Reise aufzeichnet; es könnte leicht seyn, daß es in der Residenz gefordert würde.

Für die Jünglinge, unter welchen Rhamses sich befand, ward der zwölfte Tag zur Abreise bestimmt. Unter diesen erwählte er denn vorzüglich diejenigen zu seinen Begleitern, die mit ihm die

Reise zur See gemacht hatten. Auch bat er sich die nämlichen Lehrer aus.

Mittlerweile dachte er denn die Freyheit, die ihnen jetzt war ertheilt worden, auf die Art zu benutzen, daß er sich noch genauer mit den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt bekannt machen wollte. Er entdeckte sein Vorhaben einem seiner Kameraden, Namens Amenephes, der, was den Charakter betrifft, ihm am ähnlichsten war, und da er diesen bereitwillig fand, so wurde beschlossen, den darauf folgenden dritten Tag die Reise nach der Stadt zu unternehmen.

Indeß war Rhamses Hauptgedanke, den er bisher immer im Stillen gehegt hat, wieder einmal jenen Tempel zu sehen, wo ihn seine Kameraden, da er eben zur Erde sinken wollte, aufrecht erhalten hatten. Wie von ungefähr leitete er seinen Begleiter dahin. Da er wußte, daß der Auftritt vor einem metallenen Gegitter an dem hintersten Saale geschah, so eilte er alle die Hallen und Gemächer zur Seite vorbei, und gerade auf jenen Saal zu. Das Zeichen ihrer Priesterwürde verschaffte ihnen Zutritt. Sie wurden überall in dem Innern des Tempels herumgeführt. Was

sie am wenigsten hier suchten war ein Pallast, zu dem man über einen Hof ging, und der im Ganzen genommen, viel ähnliches mit ihrem Erziehungshause hatte. Auf ihr Befremden hierüber erhielten sie die Nachricht, daß der Pallast auch wirklich in der Absicht sey aufgeführt und bisher benutzt worden.

Der Dienst in dem Tempel, durch welchen ihr gekommen seyd, sagte ihre Begleiterin, eine alte Matrone, wird von heiligen Jungfrauen verrichtet. Allein das ist nur die sinnliche Außenseite, die dem Volke gezeigt wird und gezeigt werden muß, wenn unser Institut bestehen soll. Unser eigentliches Geschäfte geht aber hauptsächlich dahin, eine gewisse Anzahl junger Mädchen in allen weiblichen Kenntnissen, Sitten und Arbeiten zu unterrichten. Sie werden im sechsten Jahre aufgenommen. Damit es aber an Zöglingen nicht fehlen und es uns erlaubt seyn möge, sie aus allen Ständen und Ordnungen in dem ganzen Lande erwählen zu dürfen; so geben wir vor, daß sie von dem Gotte, dem wir dienen, zu Priesterinnen ersehen wären, und die Aeltern, welchen wir dann ihr Kind wegnehmen, wissen nichts ge-

gen einen solchen Befehl einzuwenden; sie freuen sich vielmehr, daß ihr Kind einer solchen Ehre gewürdigt wird. Hier, heißt es dann, lernt es acht Jahre, nachher muß es zwey Jahre dienen, alsdann aber erhält es, wenn es nicht bleiben und Unterricht ertheilen will, die Erlaubniß wieder auszutreten. Allein, Plan und Zweck, wornach hier nach Anleitung des Pharao und des Oberpriesters verfahren wird, zielen auf etwas ganz anders. Hauptsache ist die Erziehung solcher Mädchen, die dazu ersehen sind, dereinst, wofern anders ihre Bildung den Erwartungen gedachter Vorsteher entspricht, Gemahlinnen der Priester, der Diener und Lieblinge des Pharao zu werden. Insgemein werden bloß die Töchter aus den obern Ständen erwählt, doch macht man auch nicht selten eine Ausnahme, und nimmt Kinder aus der niedern Volksklasse auf. Man sieht bey deren Auswahl vorzüglich neben körperlicher Schönheit auf gute Anlage des Geistes. Ihr Aufenthalt und Unterricht dauert bis zum sechszehnten Jahre, selten über achtzehn. Gemeiniglich wird eine große Anzahl auf einmal nach der Residenz gebracht, wo sich denn Pharao bey großen Feyerlichkeiten das

Vergnügen macht, einen jeden seiner vornehmsten Diener, mit einer aus ihnen, die durchs Loos zuerkannt wird, zu beschenken. Man hat wenig Beispiele, daß ein Mann mit der Frau, die ihm auf die Art zugeführt wurde, wäre unzufrieden gewesen. Aber Charakter und Bildung unserer Zöglinge ist sich auch so ziemlich gleich.

Um den Rhamses und seinen Gefährten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, wurden einige Zimmer eröffnet. In einem jeglichen der drey erstern befand sich eine große Anzahl Mädchen von sechs bis acht Jahren. Hier, sagte die Führerin, wird die Aufmerksamkeit der Kinder rege gemacht, Gehorsam und Verlangen nach guten Kenntnissen beygebracht. So wie eins das achte Jahr erreicht hat, wird es entweder weiter befördert, oder auch seinen Aeltern wieder zurück geschickt, je nachdem man merken sollte, daß es entweder bey der Erziehung mit ihm zum Zweck zu kommen, oder alle Mühe und Arbeit umsonst wäre.

Während dieser Erzählung wurden ihnen andere Zimmer geöffnet. Hier, hieß es, bleiben sie bis zu Ende des zehnten Jahres. Man macht

hier den Anfang mit kleinen häuslichen Frauenzimmerarbeiten, lernt etwas von gemeiner Schrift, macht den Anfang im Rechnen, in der Geschichte und andern nützlichen Kenntnissen, die dazu geschickt sind, die jugendlichen Kräfte zu üben, ohne doch durch allzustarke Anstrengung zu ermüden. Ist die bestimmte Zeit vorüber, so kommen sie hieher in diese Zimmer. Der Unterricht, der hier gegeben wird, gründet sich auf den vorhergehenden; doch geht man etwas weiter und macht nun den Anfang mit Erlernung höherer Wissenschaften, in sofern sie dem weiblichen Geschlechte zu wissen nöthig sind. Man glaubt aber, daß sie von allem Wissenswürdigen wenigstens im allgemeinen einen ziemlich deutlichen Begriff haben müßten, und sucht daher von den Gesetzen und Rechten, und überhaupt der bürgerlichen Verfassung des Vaterlandes, von Physik, Geometrie, Kosmologie, Astronomie und dergleichen, so viel zu erlernen, daß man doch wenigstens, wenn in der Gesellschaft die Rede davon seyn sollte, wissen kann, wovon gesprochen wird.

Mit Ausgang des zwölften Jahres kommen unsere Zöglinge abermals eine Stufe höher. Der

Unterricht der vorhergehenden Klasse wird noch fortgesetzt, indeß doch mit mehr Rücksicht auf ihre künftige Bestimmung. Man zeigt ihnen deswegen hier nicht nur überhaupt an, daß sie Menschen sind, und lehrt sie Menschenwerth und Bestimmung schätzen, sondern macht sie auch besonders aufmerksam auf das Verhältniß, worin sie über kurz oder lang zu stehen kommen; sucht sie an gute Lebensart, Höflichkeit und Feinheit der Sitten im Umgange zu gewöhnen, ihren Geschmack für Künste und Wissenschaften zu beleben, und sie für Tugend und Ergebung in die höheren Beschlüsse ihres Schöpfers zu gewinnen, und um sie es fühlen zu lassen, welchen Einfluß die Tugend ins Glück des menschlichen Lebens überhaupt habe, so zeichnet man ihnen das häusliche Glück der Familien, so wie es durch Vernunft und gutes Betragen eines Weibes unendlich könne erhöht werden, mit den lebhaftesten Farben vor. Nebenbey läßt man sie in den Stunden der Erholung im Garten arbeiten, damit sie auch mit dieser für eine Haushaltung so nöthigen Wissenschaft bekannt werden; sollten sie es auch in der Folge nicht mehr nöthig haben, so hat es dann doch wenigstens den Nutzen,

daß sie selbst wissen und angeben können, was und wie viel zu thun sey, auch werden sie sich nie, wie man manchmal von vornehmen Damen hören muß, eine Beschimpfung der Art zuziehen, daß sie gegen ihre Untergebenen äußerten: einmal den großen Baum zu sehen, worauf so herrliche Melonen wachsen, oder das Thier zu kennen, von welchem die Baumwolle komme. Sie sind, hieß es, als die Thüren geöffnet wurden, jetzt wirklich im Garten beschäftigt, die Zimmer sind leer.

Mit dem Eintritt in das funfzehnte Jahr kommen unsere Zöglinge in einen Bau, der hier in der Nachbarschaft steht, und von diesem ganz abgesondert ist. Dort bleiben sie so lange bis ihre Bestimmung sie in die Welt ruft. Sie sind dort sich in so weit zwar allein überlassen, daß sie mit irgend einer nützlichen Arbeit nach Gefallen sich beschäftigen können, jedoch haben sie Führerinnen, die durch Einsichten und Erfahrung Ansehen genug haben, sie weise zu leiten.

Hier endete die Alte ihre Erzählung. Rhamses hätte es gerne gesehen, daß sie weiter geleitet würden; weil aber die Führerin den Weg wieder zurücknahm, so wollte er mit Bitten nicht lästig

scheinen. Indeß erheiterte sich sein Gesicht doch ungemein, da er hörte, daß es ihnen erlaubt wäre, den Tag und die Nacht über im Pallaste zu bleiben.

Während dem hatte die Alte die Jünglinge wieder bis zu den ersten Zimmern, worin sich die jüngsten Mädgen befanden, zurückgebracht, dann führte sie sie um eine Ecke herum, und eröffnete die erste Thüre. Hier, sagte sie, trefft ihr meinen Mann und meinen Schwager an; sie können über das, was ich erzählte, nähere Aufschlüsse geben. Tretet ein, ich will indeß nach der Küche gehen.

Es erklärte sich bald, daß den Männern, welche beyde schon tief in den Jahren und Epopten waren, die Direktion des Instituts war übertragen worden. Sie waren für ihr Alter noch sehr lebhaft, und schienen dem Rhamses überhaupt sowohl im Betragen als auch an Weisheit und Erfahrung viel ähnliches mit dem Hermes zu haben. Die beyden Jünglinge hörten mit Vergnügen ihrer weitläuftigen Erzählung über Anlage, Zweck und Nutzen ihres Instituts zu. Was sie aber am meisten bewunderten, war, daß die ganze

Einrichtung so viel ähnliches mit dem Plane hatte, nach dem sie waren erzogen worden. Doch befremdete sie einigermaßen die Erklärung, die die Alten von dem Nutzen ihrer Erziehung machten; sie glaubten, wo nicht etwas Nachtheiliges, doch wenigstens eine gewisse Eifersucht daraus zu erkennen.

Des Nachmittags führten die Männer ihre Gäste in den Garten. Auch hier bemerkten diese sowohl auf Anlage, als Größe und Eintheilung mit ihrem Gartenbau viele Gleichheit. Doch glaubten sie, es sich gestehen zu müssen: daß hier mehr Geschmack herrsche, daß das Schöne der Natur charakteristischer vorgestellt und durch eigene kunstlose Anordnungen der Scenen interessante Gegenstände mehr auf eine solche Art hervorgebracht seyen, daß das Gemüth des Beschauers gleich angenehm beschäftigt und belustigt werde. Sie verweilten lange; denn Naturschönheiten hatten Reize für die Jünglinge und die Alten. Endlich setzten sie sich in den Schatten eines kunstlosen Buschwerks nieder.

Was dünkt euch, fragte darauf einer von den Alten, von dieser Anlage?

Wir gestehen, antwortete Rhamses, es leuchtet überall Kunstfleiß hervor, und hat der Schluß seine Richtigkeit: daß das Werk den Meister lobe, so sind Kenntnisse und Gefühl für das Schöne und Angenehme dem Gärtner nicht abzusprechen.

Ich wünschte aber, äußerte der Alte, ein aufrichtiges Geständniß von Ja oder Nein über die Frage: ob nicht dieser Garten Vorzüge vor dem eurigen hat?

Nehmen wir, versetzte Rhamses hierauf, Rücksicht auf die schöne Natur, und sind über den Satz einig: daß dieselbe bey einer Gartenanlage zum Muster dienen müsse, so finde ich keinen Anstand es zu bekennen, daß ich, so weit mir das Original bekannt ist, noch keine getreuere Kopie kenne, als die, welche wir vor uns sehen. Ich erkenne hier kein einförmiges buntes Gemisch ohne Geschmack; die Gruppen sind schön geordnet, und stimmen mit dem Charakter und andern nahen Gegenständen überein; keine Parthie ist der andern ähnlich, keine steht der andern zu nahe; die Scenen sind so vertheilt und geordnet, daß sie mit der natürlichen Mahlerey übereinkommen; jede Lage, denn wir haben im Garten Berge und Thäler bemerkt,

hat ihre eigene Schönheiten; man findet täuschende Abwechselung des Freyen und des Verschlossenen, des Lichtes und des Schattens; kurz, ich erkenne ein harmonisches Naturgemählde, dem ich Bewunderung und Achtung nicht versagen kann.

Also machte die Natur, fragte der Alte, oder die größere Uebereinstimmung mit der Natur bey einem Kunstwerke größern Eindruck auf uns, als da, wo es nicht so ist?

Ich dächte nicht, erwiederte Rhamses, daß sich das bezweifeln ließe.

Und doch, sprach der Alte, wollte man mir vor einigen Stunden das nicht zugeben; sondern hat sogar das Gegentheil zu behaupten gesucht. Es war da, als ich den Satz zu bestreiten hatte, daß dem weiblichen Geschlechte mit Unrecht die Oberherrschaft über das männliche zukomme, indem sie weder mit gehöriger Macht noch sonstigen Eigenschaften begabt wären, wodurch sie dieselbe behaupten könnten. Schon ein Blick auf diesen Garten kann es meinen Freunden sagen, wie mächtig sie wirken können. Wir lernen daraus, daß sie die Kunst verstehen, sich nach den Gesetzen der

Natur zu bequemen. Und was wirkt mächtiger auf den sinnlichvernünftigen Menschen als die Natur? Dies fühlen wir so stark, daß sogar von dem größten Theile des Menschengeschlechts behauptet wird: daß wenn die Gottheit segnen oder strafen wolle, sie zu der Natur ihre Zuflucht nehmen müsse. Wollen wir Vernünftigere das nicht zugeben, so müssen wir doch so viel eingestehen, daß sie wenigstens die Gesetze der Natur zum allgemeinen Vortheil zu gebrauchen wisse. Daraus aber ergiebt es sich unläugbar, daß eben derjenige, der sich am besten darauf versteht, die Naturgesetze zu seinem Vortheile zu gebrauchen, Wirkungen hervorzubringen im Stande sey, die den der Gottheit am ähnlichsten sind; daß ihm also Macht, Weisheit und freyer Wille, lauter Eigenschaften, die wir der Gottheit im höchsten Grade zuschreiben, und zwar die menschmöglichst größte Macht und Weisheit nicht abzusprechen sey.

Doch außer dem Kunstfleiße, der Macht und Weisheit, treffen wir noch andere liebenswürdigere Eigenschaften an, die nicht weniger geschickt sind, andere nach Wohlgefallen zu lenken. Wenn wir aufmerksam sind, so giebt uns der Garten

auch neben Natureinfalt einen gewissen Grad von Sanftmuth, und, wenn ich so sagen soll, eine gewisse Sittsamkeit an, die wie die Unschuld der Grazie bezaubert. Freylich wollen diese Eigenschaften studiert seyn. Indeß zieht der Kenner, für den sie nicht unbemerkt bleiben, die Folge daraus: daß, wo diese Tugenden sich vorfinden, zugleich eine Stärke vorhanden seyn müsse, der zu widerstehen unmöglich sey. Doch ich dächte, wir machten die Anwendung von dem Bilde.

Wißt demnach, daß unsere erwachsene Zöglinge, Jungfrauen von vierzehen bis siebenzehen Jahren, die Schöpfer von dem Garten sind, dem ihr eure Bewunderung nicht versagen könnt. Alles Schöne, Große, Erhabene, Sanfte, Gefällige; alle Kunst und Natur, und der Verein zu dem Einzigen, daß man Kunst für Natur und Natur für Kunst hält, und alle die seltnen und liebenswürdigen Eigenschaften, die dazu erforderlich sind, und die jede einzelne Gruppe, so wie das majestätische Ganze mit großen Buchstaben aufgezeichnet hat, sind und bleiben Abdrücke ihrer schönen Seele. Und was lesen wir hier? Ich will nur zu einigen Worten den Kommentar liefern.

Das Ganze, welches wir hier sehen, stellt die Gärtner als Kenner dar. Es ist also nicht unmöglich, wie manche zu schließen gewohnt sind, daß die Weiber höhere Wissenschaften zu erlernen fähig sind. Nein überall, wo Genieflug und Kunstfleiß der Menschheit hinreicht, treffen wir Weibernamen an, die um den Preis ringen. Und Weiber sind zu sehr Kenner des menschlichen Herzens, als daß sie nicht wissen sollten, auch die verborgensten Falten desselben auszuspähen, Leidenschaften zu erregen oder dem Ausbruche derselben zuvor zu kommen. Sie wissen alles zu ihren Absichten zu lenken.

Die Kunst, die hier herrscht, hat Geduld und Standhaftigkeit erfordert. Eigenschaften, die derjenige besitzen muß, der zum Zweck gelangen will. Wer Plane entwirft, und nicht will, daß sie scheitern sollen, muß standhaft in der Ausführung seyn. Durch Geduld und Ausharren sind schon oft größere Kriegsheere zu Grunde gerichtet worden, als durch Sturmlauf und Schwerdtstreich. Auch die stärksten Feuer erlöschen endlich, und das undurchdringlichste Metall zehrt zuletzt der Rost auf, aber Beharrlichkeit und ausdauern-

der Muth besiegt alles. Und Weibergedult ist im Stande, auch aus dem unfruchtbarsten Boden Keime herauszulocken. Ihr beharrlicher Fleiß kann selbst dem Verkrüppelten, wo nicht eine schöne, so doch eine erträgliche Form geben, und wenn nicht Künstler, so doch Kunstverwandte bilden. Der Vorwurf, den manche Nationen ihren Weibern machen, daß sie Neuheit und Wechsel lieben, ist nicht ungerecht, aber nicht im Geschlechte, sondern im Druck, den sie veranlassen, liegt die Ursache davon. Das Ausdauern und Beharren ist gewiß weniger der Männer als ihre Sache, wenn der Gegenstand es verdient.

Durch das Ganze, das wir vor uns haben, herrscht Geschmack. Die Weiber sind fähig, in dem Felde des Schönen Thaten zu thun, werth der Unsterblichkeit. Schon ihr Auge, ihre Miene, die kleinste Bewegung spricht dafür. Und insgemein ist ihr Verstand geübter, ihre Empfindung geschärfter, ihre Phantasie reicher, ihr Charakter fester.

Das Ganze ist Abdruck einer lebendigen Sprache. Wer ist beredter, als das Weib? Sie redet noch, wenn sie schweigt; keiner ihrer Blick

ist sprachlos; ihre unartikulirten Ausdrücke der Leidenschaften, wodurch Menschen tief in das Herz der Menschen dringen, sind unüberwindlich. Und wer ist beredter als sie, wenn sie wirklich sprechen? Jene sprachlose Beredsamkeit kann weiter niemand als sie auf Worte bringen und übersetzen. Männer sagen nichts, wenn sie zu viel sagen, so wie man nichts beweiset, wenn man zu viel bewiesen hat. In den Worten der Weiber, auch wenn sie überfließen, liegt Absicht, Gewicht und Nachdruck. Auge und Sprache sind ein Herz und eine Seele, und Weiber haben nicht nur in ihren Blicken, in ihren Augen und auf ihrer Zunge Leben und Tod, Wohl und Wehe, sondern selbst ihr Hören ist von der äußersten Bedeutung. Sie hören anders als wir; und wer kann den Einfluß leugnen, den das Gehör auf unsere Rede behauptet.

Die Bewunderung, wozu uns der Garten hinreißt, zeigt von ihrer Ueberredungsgabe. Und in Wahrheit, Weiber sind äußerst lehrreich. Sie sind so große Lehrerinnen als Erzieherinnen. Wer Weiber bloß auf Gefühle und Empfindungen reducirt, kennt weder Gefühle noch Empfindungen,

noch die Weiber. Oder wie? lehrt das Herz etwa den Kopf? Verleihet das Gefühlsvermögen evidente Gefühle zum Vergleichen und zum Entscheiden? Stammt das moralische Gefühl, wenn es anders ein wirkliches Etwas seyn soll, nicht aus der Vernunft? Muß nicht der Kopf dem Herzen Grundsätze so eigen machen, daß es die Achtung für das Gesetz als Gewohnheit, als Gefühl ansieht? Das Herz, unbelehrt von der Vernunft, kann wenig oder nichts ausrichten; es muß geistisch gerichtet seyn. Wenn der Philosoph, der Wortführer der Vernunft, nicht wäre, was würde der Dichter, der sich nach dem Haufen richten und selbst zu Volksunarten sich herablassen muß, Gutes stiften? Der Dichter muß seine Weihe im Tempel der Vernunft erhalten und die süßesten Gefühle an Grundsätze knüpfen, wenn er unsterblich seyn will. Weiber verstehen jene Chemie, die man die höhere nennen könnte, Grundsätze in Gefühle aufzulösen, und das, was der theoretische Hexenmeister der Philosophie in schweren Worten ausdrückt, zur Leichtigkeit einer Gewohnheit zu bringen. Weiber haben Sitten, Männer Manieren: diese werden durch Erziehung erworben, durch

Nachahmung erlernt, durch Umgang mitgetheilt; jene hangen von Herz und Vernunft ab. — Wer kann Weibern jetzt ihre Flüchtigkeit übel deuten, wer ihrem Leben es verdenken, wenn es von ihm heißt: sie leben, als flögen sie davon. In der That, es wären der moralischen Karrikaturen weit weniger, wenn wir uns entschließen könnten, dem weiblichen Geschlechte einen größern Antheil an dem Unterricht und der Erziehung einzuräumen. Daß es ihnen an Gabe hierzu nicht fehle, kann einem jeden unser Institut sagen, denn hier werden alle Geschäfte der Erziehung von Weibern besorgt.

Eben diese Bewunderung, die die Betrachtung des Gartens in uns aufregt, zeigt von ihrer Gewalt zu herrschen. Das Weib hat Selbstliebe und die damit correspondirende Selbstständigkeit. Ist bürgerliche Gesellschaft denn etwas anders, als eine vergrößerte häusliche? oder sind sie etwa auch in der häuslichen Gesellschaft nicht an Ort und Stelle? Wo sind Privatgesellschaften, die in die Länge ohne Weiber sich halten könnten? Ihren Hauptreiz verdanken sie den Weibern, deren munterer, leichter Ton alles ins Geschick

bringt, und die schweren Gegenstände schmackhaft, anmuthig, gefällig und geläufig zu machen versteht. Sie finden zu den Gedanken des Mannes die schicklichsten Ausdrücke. Bei jeder Regel haben sie zehen Fälle bei der Hand, die jene bestärken oder widerlegen; ihre vom richtigsten Geschmack gebildete Einbildungskraft bringt in die abstraktesten Dinge eine lebendige Seele! Wir wollen viel wissen, die Weiber viel verstehen; wir wollen viel gedacht haben, die Weiber viel sagen und in Umlauf bringen. Sie protegiren gemeiniglich nicht Gelehrte, sondern die Gelehrsamkeit; weniger eitel in dieser Hinsicht als wir, legen sie es darauf an, weniger gelehrt als weise zu seyn; sie ehren den Witz, und bedienen sich seiner als der ihnen von Natur beigelegten Waffen, sich in Achtung zu setzen und darin zu erhalten. Durch Witz beleben sie ihre gesellschaftlichen Zirkel und halten jede Ungezogenheit ab; ihre gefällige Laune tingirt alles mit Wohlgefallen. Dem Pedanten schleifen sie den Rost ab, damit er erträglich werde. Nichts wird so wenig vergeben, als persönliches Verdienst, und nichts wird so gern von Damen in Schutz genommen, als eben dieses. Em-

pfindlichkeit ist innig mit Genie verbunden; in unserm Glücke liegt auch immer der Keim unseres Unglückes; und wie viel haben Damen zu thun, um hier alles zum besten zu kehren, zu ebenen und ins Gleichgewicht zu bringen! Ruhe und Ruhm sind selten gute Freunde; Damen versuchen die Sühne unter ihnen, und wissen sie zu vergleichen. Wenn Gelehrte Gedanken überschlagen, so wie man Blätter überschlägt, so füllen sie die Lücken und setzen alles in Verbindung. Ihre Aufmunterung erhält den verdienstvollen Mann aufrecht, wenn Knaben ihn einen Kahlkopf heißen; sie dekken ihn mit ihrer Aegide vor den feurigen Pfeilen des Neiders und Spötters, so daß die besten Männer an ihrer Hand die Stufe der verdienten Würde erstiegen, die sie ohne diese Engel der Stärkung gewiß nicht erreicht haben würden. In der Blüthe wären sie verwelkt, und noch ehe sie zur männlichen Stärke gelangt, würden sie, ohne weibliche Aufmunterung, ruhm- und lebenssatt dahin geschieden seyn. Und Weiber, die so wohlthätig in kleinen Gesellschaften sind, sollten es weniger in größern und im Staate seyn? Man lasse sie zu Staatsgeschäften, und wir werden finden,

den, daß sie nicht bloß zum Tische, zu Assembleen, sondern auch in Geschäfte die nehmliche Milde und Güte bringen werden, die sie überall, wo sie sind, verbreiten. Sie sind das Salz der Erde, das allem Geschmack giebt, das Licht, das überall erleuchtet, es mag als Mond des Hauswesens, oder als Sonne des Staates aufgehen. Nicht nur die angeborne Moral ihrer schönen Seelen; nicht nur ihre Herzenskunst, die feinsten Winkelzüge des menschlichen Empfindens zu erreichen; nicht nur ihr durchdringender Blick, der wie die Pfeile des Starken tödtet; sondern auch jene Eigenschaften, die uns die Kindheit so liebenswürdig machen, ihre edle Einfalt, ihre Güte des Herzens, ihre von aller Menschenfurcht entfernte Seele, ihr unbesorgtes Vertrauen auf den Regierer des Weltalls, und auf eine gerechte, eine gute Sache, würden die Staatsgeschäfte wiedergebären, und wir einen neuen Himmel und eine neue Erde des Staates sehen, wo Gerechtigkeit und Milde wohnten, und in einem neuen heiligen Leben wandeln.

Gut, sagte Rhamses, das laß ich alles gelten, ich gebe zu, daß ihre Uebersicht einen weiten

Raum umfasse, daß sie darin alles genau bemerken und solche Anordnungen treffen können, die allerdings in Erstaunen setzen; allein das ist dann doch noch nicht hinlänglich, Länder zu beherrschen; Menschen, Charaktere, Verhältnisse zu durchschauen; Gesetze zu geben, so wie sie das Locale und das Ganze erfordert; eine vom Grunde des Stammes bis in die äußersten Spitzen der sich ins Unendliche theilenden Zweige alles zu dirigirende Hand zu haben; die Seele der Armeen, das Leben der Landwirthschaft, der Geist der Policei zu seyn. Ich will zugeben, daß sie Einfluß auf ihre Männer haben, daß sie gute Lehrerinnen ihrer Kinder seyn können, daß sie einer Haushaltung vorzustehen wissen, daß sie es verstehen, manchen guten Rath zu ertheilen: aber das sind auch Sachen, die durchgehends alle, selbst bei Eingeschränktheit des Geistes, noch so ziemlich gut können geleistet werden. Und Kinder und Völker zu regieren, ist doch wohl nicht einerlei?

Und doch, versetzte der Alte, sollte ich denken, ist der große Einfluß sichtbar, den das weibliche Geschlecht zu allen Zeiten auf alle bürgerliche und Staatsangelegenheiten behauptet hat.

Wenn es auf große Plane ankam, die ausgeführt oder rückgängig gemacht werden sollten, waren es Weiber, welche die Hauptrolle übernahmen. Bei Weisen und Thoren, Regenten und Priestern, Staatsmännern und Orakeln waren sie wirklich geheime Räthe; sie gehörten jederzeit zum geheimen Ausschusse des Staatsraths, dessen Dekrete das Plenum bloß mit Curialien versah und dem es Sekretariendienste erwies. Nicht bloß mit dem klingenden Spiele und den fliegenden Fahnen ihres Witzes, nicht bloß durch den vermittelst der Ideenassociation verstärkten Vortrag wissen Weiber sich Eingang zu verschaffen; ihr zur Beurtheilung geschmeidiger Verstand vermag alles. Sie wissen, wo sie zu fordern und wo sie zu bitten haben, und Befehl und Bitte so einzuleiten, daß der Scharfsichtigste kaum zu entziffern weiß, welches von beiden er vor sich hat. Wie manchen Tyrannen von Minister, der mit den Thränen des Volks sein Spiel, und mit Glück und Unglück der Menschen Handel trieb, der alles drüber und drunter warf, wußten sie auf eine bessere Bahn zu lenken! Weiber halten den Faden, an dem die Kabinette geleitet werden: sie mischen die

Karten, mit denen die Excellenzen spielen; und so wie neue Hindernisse neue unberechnete Kräfte erzeugen, so gelangen sie oft vermittelst ihrer Schwachheit zum höhern Grade der Stärke.

Und wem ist es unbekannt, daß schon manches Weib den Scepter mit rascher, entschlossener Hand ergriff, und es mit so vieler Würde als Weisheit führte; daß selbst mehrere, welche die Geburt nicht für ein Diadem bestimmte, den Herrschertitel mit Ehren getragen. Es giebt Länder, die in ihren Regentenlisten eben so viele berühmte Namen des einen, als des andern Geschlechts aufführen. Bey allem, was durch Vernunft erklügelt, durch Dreistigkeit errungen, durch Witz erhascht, durch Gutmüthigkeit erreicht werden kann, wird die schöne Welt nicht zurückbleiben. Frage manche, wem sie ihr Glück verdanken, wer sie protegirt, vorgezogen, erhoben, den Pharaonen an die Seite gesetzt hat? Wenn sie aufrichtig sind, so werden sie ein Weib, oft gar nur die Zofe eines Weibes nennen. Wüßten wir, was in Kabinetten durch Weiber geschehen ist, wir würden über die interessantesten aller Spiele, die Täuschung der Imagination, erstaunen, wodurch

Weiber zu ihrem Zwecke kamen; wir würden die Kunst bewundern, mit welcher ein Weib oft den Faden einer Begebenheit anspann, den sie durch alle Schleichwege der Intrigue glücklich bis zum Ziel hinausführte.

Noch weniger aber sollte den Weibern untersagt seyn, an der innern Staatsverwaltung und Staatshaushaltung Theil zu nehmen, da ihnen schon längst bey uns die Herrschaft im Hause, und die Verwaltung ihres eigenen Hauswesens anvertraut ist, und sie bey diesem, ihnen zugefallenen Pflichttheile, selbst nach dem Zeugnisse der Männer, sich rühmlichst verhalten. Gewiß hätten wir alsdann weniger Tyrannen, die auf festem Grund und Boden Schiffbrüchige mit Lust arbeiten sehen, oder die des Spaßes wegen solchen, die mit den Fluthen ringen, unter Pauken- und Trompeten-Schall, vermittelst einer heilsamen Verordnung, Strohhalme zuwerfen; weniger Blutigel, die hier jeden Bissen finanzmäßig zuschneiden, und dort den Schweiß und das Blut der Unterthanen ohne Maaß und Ziel verschwenden; die sich Mühe geben, dem gemeinen Manne das Geld aus dem Säckel heraus zu rechnen, das aus seinem Vieh-

stande auf dem Wochenmarkte ihm zufiel, und womit er so eben zu dem nächsten Beckerladen gehen und ein Brod für seine hungerigen Kinder kaufen wollte; die zu rühmen wissen, wie sehr für das allgemeine Beste gesorgt sey, wenn der Bauer die Straßen durchs ganze Land gebaut hat, und nun, wenn er sie befährt, auch bezahlen müsse; die es verstehen, die fromme Miene als Sachwalter der Menschheit zu zeigen, unter deren allmächtigem Schutz Leben, Freyheit und Eigenthum der Bürger geschont und gesichert bleibt, und die doch mit kaltem Blute die Söhne der Bürger, woran ihr Leben hing, und was sie als ihr größtes Gut und ihr gerechtestes Eigenthum betrachteten, als Sklaven räuberischen Völkern verkauften; die ihre Administration, wie elende Feldherren ihre Einnahme, mit Plünderungen anfangen, und, um sich aus dem Gerede über neue Plackerey zu bringen, Redouten und Bälle, Diners und Soupers geben, oder auch ihr Raubgut zusammenpacken und, der ungerechten Händel müde! ihren Abschied begehren. Wir hätten alsdann weniger Großprahler und Meister, die gleich vom Himmel fallen, ob sie schon entweder Colporteurs

von alten abgetragenen Meynungen sind, welche sie wie ein Bettelkleid mit einem Flick von Sammet bereichern, oder aber, troz jenem Oberchirurgus, der sich dienst- und kunsteifrig dahin ausließ: hinter die Krankheit muß ich kommen, wenn auch das ganze Regiment darauf ginge! eine neue verzweifelte Kur nach der andern probiren, und das alles? um reiche Arme und arme Reiche zu machen. O wie viele hochgepriesene Schwachköpfe giebt es, die einen Stand auf Rechnung des andern in verhältnißwidrigen Cours bringen, damit der eine durch Uebermuth, und der andere durch Hungersnoth verderbe! wie viele, die nichts im Ganzen übersehen können, und denen es ein leichtes dünkt, aus Aethiopiern Scythen und aus Scythen Aethiopier zu fabriciren! wie viele Finanzblitzer, deren Aufblitz nur dazu dient, daß man das Schreckliche der Verderbensnacht mit Schauder erblicke. Das alles würde anders seyn, wenn den Weibern die Herrschaft überlassen wäre.

Wer dem weiblichen Geschlechte die Fähigkeit abspricht, das Ganze zu übersehen, Anordnungen für Königreiche zu treffen, sie im Großen auszuführen, weitaussehende Plane zu umfassen, und

kurz, ihre Begriffe bis zum Allgemeinen zu erheben, der verräth wenig Weltkenntniß, der schließt vom Alltäglichen auf ihre Fähigkeit. Nein, Stadt- und Landwirthschaft würde gewinnen, Rechtspflege würde nicht mehr heißen, so wie in manchen Ländern der Fall ist, im Orakelton unverständliche Formeln hersagen, die nur wirksam sind, weil auch neben der Wagschale das Schwert liegt, sondern die Bemühung die Partheyen über Recht und Unrecht zu belehren und zu überzeugen, die Heilkunde, selbst die Sitten würden vervollkommneter werden, wenn Weiber statt der Männer das Ruder in Händen hätten.

Doch ich kann meine Aussage durch eine wirkliche Geschichte bestätigen. In dem benachbarten Welttheile wohnt an dem Flusse Thermodon ein Volk, das von Weibern beherrscht wird. Man erzählt, daß dieses Volk einst von den Nachbarn wäre beunruhigt worden, die Männer hätten ihre Kräfte aufgebothen, um dem Feind das fernere Vordringen zu verwehren, hätten es aber doch nicht verhindern können; darauf hätten die Weiber zu den Waffen gegriffen, und den Feind nicht nur aus ihrem Lande verjagt, sondern auch noch

eine große Beute aus seinem eigenen ihm abgejagt. Nach dieser That wollten die Männer wieder herrschen. Allein eine, welche von vorzüglicher Stärke und Größe des Leibes war, maßte sich den königlichen Titel an, errichtete ein Heer von Weibern, übte dasselbe im Kriegsdienst, und nöthigte nicht nur die Männer sich über die Gränze des Landes zu begeben, und daselbst zu harren, bis sie begehrt würden, sondern überwand auch einige benachbarte Völker. Ihre Tapferkeit, so wie ihr Ruhm nahm immer zu, und so wie sie ein benachbartes Volk überwunden hatte, überzog sie allemal das nächst angränzende. Das Glück begünstigte ihre Unternehmungen; ihre Einsichten erweiterten sich; voll hohen Sinnes, Plane zu entwerfen und auszuführen und der Welt zu zeigen, was ein Weib vermag, nannte sie sich eine Tochter des Arives, gab das Gesetz, daß das neue männliche Geschlecht, das aus dem Umgange mit ihren verjagten Männern aufwachsen würde, zwar nicht mehr vertrieben werden, jedoch die unedlern Geschäfte, die Wollenarbeit und die sonstigen häuslichen weiblichen Verrichtungen nur in Zukunft treiben sollte; die Weiber aber erhob sie zur Vol

ziehung von Großthaten, wovon sonst nur die Männer zu prahlen gewohnt sind, und damit sie ungehindert den Bogen führen konnten, befahl sie, daß den Mädchen die rechte Brust ausgebrannt würde, woher sie den Namen Amazonen erhielten, die Scythen aber nannten sie Aeorpata, Männermörder, weil sie vorgaben: daß die Weiber auf Befehl ihrer Beherrscherin ihre Männer umgebracht hätten. Als die Königin ihre vermeintlichen Feinde überwunden hatte, baute sie am Ausflusse des Thermodon eine große Stadt, Namens Themiskyra, und in derselben eine berühmte Residenz. Sie war aber die erste, welche alle angränzenden Länder bis an den Tanais überwand, und bey ihren Kriegszügen streng auf gute Zucht und Ordnung gehalten hatte. Zuletzt fiel sie in einer Schlacht, nachdem sie zuvor mit ausnehmender Tapferkeit gestritten hatte.

Ihre Tochter folgte ihr in der Regierung, und bestrebte sich nicht allein, den Heldengeist ihrer Mutter nachzuahmen, sondern sie übertraf dieselbe auch noch in einzelnen Thaten. Sie ließ die jungen Mädchen von ihrer frühesten Kindheit an in der Jagd und täglich in allen Kriegsverrich-

tungen üben. Dem Arveris und der Bubastis ordnete sie prächtige Opfer an. In ihren Kriegszügen, die sie in das Land jenseit des Tanais machte, überwand sie alle Völker der Reihe nach, bis an Thracien. Von da kehrte sie mit vieler Beute wieder zurück in ihr Land, erbaute den vorgedachten Göttern prächtige Tempel, beherrschte ihre Unterthanen mit vieler Gelindigkeit, und erwarb sich allgemeine Liebe. Sie führte auch auf der andern Seite Krieg, eroberte einen großen Theil von Asien, und drang mit ihrer Macht bis an Syrien vor. Nach ihrem Tode war immer von Zeit zu Zeit die nächste Erbin Nachfolgerin auf dem Thron; alle regierten mit vieler Weisheit und Gerechtigkeit, und erweiterten die Macht und den Ruhm ihres Volks.

So lehrte uns also ein wirkliches Beyspiel, daß es nicht unmöglich ist, daß Weiber Staaten formen und erhalten könnten. Und, werden meine Freunde in Zukunft etwas vertrauter mit den Welthändeln werden, so kann ich hoffen, daß sie sich der heutigen Unterredung erinnern. Voritzt merke ich wohl, verdiene ich keinen Glauben. Aber so ist es durchgehends; der Mensch ist nu

gar zu frühe gewohnt, seine eigenen Aussichten zu eröffnen, seine Plane zu entwerfen, seine idealische Welt sich zu denken, und daher gern geneigt, den als einen Thoren zu verschreyen, der mit Unmöglichkeiten und dem gleichsam prädestinirten Gange der Dinge aus der wirklichen Welt zum Vorschein kommt. Zwar darf ich wohl kein so hartes Urtheil von meinen Freunden befürchten; man spricht nur im Allgemeinen davon; auch gebe ich gerne zu, daß ich partheyisch scheinen kann, und daß ich das, was ich vom Geschlechte überhaupt gesprochen habe, bloß auf unsere Zöglinge wolle gedeutet wissen: allein die Erfahrung, die schon manchen Punkt berichtigt hat, hoffe ich, wird auch mich über kurz oder lang rechtfertigen. Indeß bis dahin bleiben wir Freunde.

Als er das gesagt hatte, gab er zu verstehen, daß es Zeit wäre, wieder zurück zu kehren.

Des Abends wurden den Gästen ihre Schlafstellen in dem nächsten Zimmer neben den Alten angewiesen; ja es ging sogar einer derselben, so sehr sie sich es auch verbathen, mit. Wie leicht könnte ich, sprach er, als er sie einführte, durch

Nachläßigkeit Schuld auf mich laden, und ich möchte gern ehrlich begraben werden!

Lange suchten sie sich die Zeit mit lehrreichen Gesprächen zu verkürzen, bis endlich der alle Geschäfte und allen Kummer endigende Schlaf dem Alten und dem Amenephes die Augenlieder senkte. Rhamses allein wünschte ihn vergebens. Sein Geist war zu thätig, sein Gemüth zu voller Sorgen, als daß die dadurch entstandene Wallungen seines Blutes ihn hätten schlafen lassen. Gedankenschnell stellte ihm sein Gedächtniß so manchen sonderbaren Auftritt der Vergangenheit dar, zauberte ihm seine erhitzte Phantasie so manchen abwesenden Gegenstand vor, wobey er getäuscht nach Luftgestalten griff, dann vor Ermüdung schlummerte und plötzlich, wie durch die Erschütterung einer mächtigen Erscheinung wieder aufgeschreckt wurde. Hätte ihn die Ehrfurcht vor dem Alten nicht zurückgehalten, er hätte Thüren und Riegel erbrochen, und sich Luft im Freyen gemacht; aber so that er, wie schon mancher vor und nach ihm in ähnlicher Lage gethan hat, er dichtete. Und wenn es wahr ist, daß zur Vollkommenheit eines Gedichtes eine gewisse Art von

Begeisterung erfordert wird, so läßt sich es denken, daß jetzt von ihm die beste Arbeit der Art zu hoffen war. Nur Schade, daß wir es in unsere Sprache nicht naturgetreu überzutragen vermögen! Um also nichts halbes zu liefern, bemerken wir nur so viel, daß er, wie es bey Gedichten, unter ähnlichen Umständen verfaßt, gewöhnlich der Fall ist, zuletzt dem auf seine Lagerstätte hellleuchtenden Monde sein Leid klagte, und dann einschlief.

Aber was hatte er denn zu beklagen? Vielleicht daß er nicht wußte, wer seine Aeltern waren? Was er für Hoffnungen hegen dürfe? Ueber diese und alle andere Fragen, der man noch eine Menge auf die Art thun könnte, wissen wir, da uns die Urkunden verlassen, keine Auskunft zu geben. Einiges läßt uns wohl der Brief errathen, den er zwey Tage hernach an seinen Lehrer schrieb, und den wir also vollständig hier herzusetzen für Schuldigkeit halten.

„Unser Weg führte uns heute nordwestwärts vor die Stadt in die Katakomben. Ein schmaler Fußsteig brachte uns zwischen hohen Felsen in eine

geräumige, allenthalben mit hohen steilen Gebirgsfelsen umgebene Fläche. Ich erinnerte mich hier der Oasis auf der Insel Isis. Wirklich ist der Fleck, worauf wir standen, geschickt genug mit ihr verglichen zu werden; nur daß es hier an gehöriger Rundung und dort an Raum fehlen mag. Denn in dem unermeßlichen Flächenraum bey den Katakomben stößt man nicht selten auf sanfte Einbiegungen, wovon manche wohl die Oasis an Größe übertreffen mag. Indeß wird man bey dem Eingang, wo man diese Einbiegungen nicht gewahr wird, in keine geringe Verwunderung gesetzt, wenn man sich auf einmahl wie auf einer dem Anscheine nach zirkelrunden Erdfläche von hohen unübersteiglichen Bergen umgeben sieht. Wie es mir hier, stellte ich mir vor, zu Muthe war, so muß es dem seyn, der sich auf einem kleinen, unfruchtbaren Eilande befindet, und kein Schiff sieht, worauf er über die weite See der Gefahr, Hungers zu sterben, entfliegen könnte. Das Gemüth wird noch mehr betroffen, wenn man nun den ersten Blick nach den finstern Eingängen richtet, die ringsum in die Felsen gehauen sind, und dann die vielen Obelisken erblickt, de-

ren nicht selten zwei vor jedem Eingange stehen, und bei der ersten entfernten Ansicht riesenmäßige Menschen, denen man die Wache anvertrauet hätte, vorstellen. Als wir eine Zeitlang gedankenvoll am Eingange gestanden hatten, gingen wir nach der Gruft zu, die uns am nächsten war. Allein ein auffallendes Dunkel hinderte uns, hineinzugehen. Wir setzten deswegen unsern Weg nach der nächsten Grube fort. Hier fanden wir es ebenso. Indeß hatten die Inschriften auf den Obelisken zu viel Anzügliches für uns, als daß wir nicht nach allen, die wir vor uns sahen, hätten zugehen sollen. Die eine derselben, denn vor jeder Gruft stehen zwei, enthält insgemein den Namen des Königs, der hier beigesetzt ist, so wie die Namen seiner Vorfahren, so weit sie wahrscheinlich bekannt waren, und seiner Familie, sodann das Jahr und die Stunde seiner Geburt, seiner Gelangung zum Throne und seines Todes. Auf der andern aber war eine kurze Geschichte seiner Regierung, seiner Thaten, seines Reichthums, so wie seiner Weisheit und Tugend eingegraben. Erst an der dritten Einbiegung wurden wir im Hintergrunde eines kleinen Feuers gewahr,

wahr. Es war vor der Ruhestätte einiger Männer, die, wie wir nachher erfuhren, in den Grüften arbeiteten. Wir freuten uns nicht wenig, als wir dachten, hier eine Gelegenheit gefunden zu haben, wodurch wir in den Stand gesetzt würden, das Innere der Grabmähler zu sehen. Die Arbeiter bezeigten sich unsern Wünschen gemäß. Einer derselben zündete eine Fackel an, und diente uns zum Führer."

„Da es uns gleichgültig schien, in welche Gruft wir zuerst stiegen, so erwählten wir die nächstgelegene. Der Eingang, durch den man wie in den Schachten abwärts steigt, ist eine Oeffnung von zehn Fuß Weite, die Tiefe aber mag zwischen dreyßig bis vierzig Fuß betragen. Ist man bis an das Ende dieses Brunnens gekommen, so gehts jetzt einen geraden langen Gang in horizontaler Richtung hin. Mit dem Brunnen hat er gleiche Weite, aber in der Länge übertrifft er ihn wohl dreymal. Ist man etwa acht Schritte von dem Punkte an, wo er seinen Anfang nimmt, vorwärts gegangen, so stößt man auf eine Thür. Diese ist von Marmor und so künstlich angebracht und verschlossen, daß sie ein einziges Stück zu

seyn scheint. Wir gaben uns viele Mühe, sie zu eröffnen, aber vergebens. Als unser Führer inne wurde, daß unsere Versuche uns muthlos gemacht hatten, so ging er herzu, hob einen ins Gevierte fußgroßen Stein vom Boden, und trat mit einem Fuß in die durch den hinweggenommenen Stein entstandene Oefnung, und sogleich sprang die Thür in zwey Flügel mit entsetzlichem Krachen nach der innern Seite von einander. Ueber der Thüre ist ein Käfer in einem Zirkel, das Symbol der Sonne und der Gestirne, angebracht, und auf beyden Seiten ein sitzender Mensch ausgehauen. Nun gings einen langen Gang hin, der, nachdem wir abermals bey vierzig Fuß weiter gekommen waren, die Posten zu einer Thür hatte, aber nicht verschlossen war. Und solcher Abtheilungen trafen wir in gleicher Entfernung noch drey an, bis wir an das Zimmer kamen, wo das eigentliche Begräbniß war. Auf beyden Seiten dieses Ganges sind hieroglyphische Bilder angebracht, die erst die ganze Länge hindurch in verschiedene große, und dann abermahl herunterwärts in verschiedene kleinere Felder eingetheilt sind. So zieht, zum Beyspiele, oben hin eine Art eines großen Streifens, der

eine Einfassung vorstellt, dann kommt eine Abtheilung, die mit Mumien angefüllt ist, unter dieser mancherley hieroglyphische Figuren, die mit Strichen in verschiedene Felder abgetheilt sind. In der Decke sind Abbildungen von Menschen angebracht, die nach den Sternen, womit sie auf beyden Seiten umgeben sind, sich zu erheben scheinen."

„Diese langen Gänge, die schon ganz artige Säle vorstellen, führen nach einem Zimmer, welches auf den Seiten sich mehr ausbreitet, und genau ein regelmäßiges Viereck im Grundriß vorstellt. Die Wände darin sind ebenfalls mit hieroglyphischen Figuren, welche größtentheils Menschen, Falken und Stiere vorstellen, und von der Weisheit, Einsicht und Macht des hier ruhenden Pharao zeigen, ausgeschmückt. Mitten in diesem Zimmer steht der Sarg, der den Leichnam des Pharao verschließt. Er ist ein einziger rother Granit, beynahe neun Fuß hoch, zwölf Fuß lang und über sechs breit. Der Deckel ist so gemacht, daß er inwendig hineinpaßt. Es würde vielleicht schwer gehalten haben, denselben zu heben, wenigstens war es unnöthig; denn oben darauf befin-

det sich das Bild des Todten, wohl so natürlich ausgehauen als es thunlich war. Auch lieset man darunter in heiliger Schrift eine kurze Nachricht von dem königlichen Todten. Als wir glaubten alles sehenswürdige betrachtet zu haben, gingen wir wieder zurück."

„Auf dem Wege nach dem Ausgange war ich begierig, wie unser Begleiter die Thüre verschliessen würde. Denn da sie einwärts hing, und ich selbst auf der innern Seite weder Bande noch Riegel, noch sonst ein Verschließungswerk entdecken konnte, so schien es mir fast unmöglich zu seyn, daß man sie wieder zusammen bringen könnte, zumal da auch jeder Flügel nach innen zu so schwer abwärts hängt, daß unserer zwey nicht im Stande waren, einen aufzuheben. Indeß war ich kaum hervorgetreten, so fuhr sie eben so lärmend wieder zusammen, als sie aufgefahren war. Wie es zuging, kann ich nicht angeben. Wahrscheinlich begab sich unser Führer an das verborgene Druckwerk, während wir noch bey der Thüre beschäftigt waren. Wie mich dünkte, setzte er gerade bey unserm Heraustreten einen Stein in das Fußgestell rechter Hand, wenn man hineingeht, und das

macht mir es wahrscheinlich, daß hier die Maschiene versteckt seyn muß, durch welche die Thüre verschlossen wird, und die wohl eben so leicht in Bewegung zu setzen ist, als es möglich ist durch einen kleinen Druck unter dem Steine die Thüre zu eröffnen. Und da man weder auf der einen noch auf der andern Seite eine Art Riegel oder Schloß gewahr wird, so ist mit gutem Grunde zu vermuthen, daß jeder Flügel aus zwey übereinander liegenden Flächen mit hervorstehendem Rande bestehen muß, die mit den Seiten, auf der der Rand hervorsteht, gegen einander gelegt wurden, und so durchaus einen hohlen Raum haben, worin die Riegel zum Verschließen angebracht sind."

„Weil wir Anfangs glaubten, daß die Grabmähler alle nach einerley Maaß und Form ausgehauen wären, so wollten wir unsern Führer nicht weiter bemühen, sondern uns wieder auf den Rückweg machen. Als wir ihm aber auf seine Vorstellung, daß wir nur noch in eins steigen mögten, gefolgt waren, zeigte es sich bald, wie sehr wir uns in unserer Meynung betrogen hatten. Wir fanden hier fast durchgehends alles anders. Thüre, Statüen, Hieroglyphen, selbst die Form der

Gänge, der Zimmer und der Ruhestätte hatte nicht das geringste mit dem in dem vorhergehenden gemein. Dies erweckte bey uns den Entschluß, sie alle zu sehen. Da unser Führer sich leicht dazu verstand, so wurde der Vorsatz ausgeführt. Und ich muß gestehen, daß, ob wir uns gleich am Ende ziemlich ermüdet fühlten, und dabey äußerst hungerig und durstig waren, mich das Unternehmen doch nicht gereute. Da ich weiß, daß sie schon hinlängliche Kenntnisse davon haben, so enthalte ich mich selbst der Beschreibung von demjenigen, was mir am merkwürdigsten schien. Nur einen Umstand kann ich nicht unberührt lassen."

„Wir hatten nun sieben Grabmähler betrachtet, und alle mit seelenerhebenden großen feyerlichen Gedanken verlassen. Allein zuletzt werden uns auch die wichtigsten Dinge gleichgültig. Bey dem Eingang in das achte war mir es wirklich so; aber nicht mehr bey dem Ausgang. Wir verließen es mit Thränen in den Augen. Unser Führer, ein Mann, der schon tief in den Jahren ist, und, was man bey seiner Art von Menschen wohl selten antrifft, großen Verstand besitzt, und eine wahrhaft edle Denkungsart äuß-

sert, zeigte sich in dieser Grabstätte tief gerührt, und zwar so, daß er den Sarg küßte, und eine Thräne darauf fallen ließ. Sein verändertes Betragen war uns auffallend; denn bisher war er immer munter gewesen. Wir erkundigten uns wegen der Ursache. Ach, sagte er tiefseufzend, so oft ich diese Grabstätte betrete, muß ich weinen. Mein Vater und mein Großvater schon erzählten mir, daß hier der beste unter den Pharaonen, die jemahls gelebt hätten, begraben liege. Wenn sie anfingen, konnten sie seines Lobes nicht satt werden; sie rühmten dann viel von seiner Tugend und wie er ein so guter, liebenswürdiger, menschenfreundlicher Herr gewesen wäre; wie er alle seine Unterthanen als seine Kinder geliebt habe; keinen mit Wissen und Willen beleidigt; keinen weder mit Auflagen an Geld und Naturalien noch Frohndienste belästiget habe; wie er einen eingeschränkten Hofstaat, und überhaupt eine sehr mäßige Lebensart geführt, dabey seine Gemahlin treu geliebt und seine Kinder wohl erzogen und zu allen schönen Tugenden selbst angeführt habe; und wie er dem ganzen Lande durch nützliche Anstalten und Einrichtungen, die er treffen ließ, und der

sie eine Menge aufzählten, überaus wichtige Dienste geleistet habe. Er sey aber auch, setzten sie hinzu, dafür von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt und verehrt worden. Bey seinem Tode weinten sie alle wie Kinder, besangen dann mit lauter Stimme seine löbliche Regierung, gruben seine rühmlichen Thaten in diese Steine, und ließen diese Gruft, unstreitig die schönste unter allen, zur Ruhestätte für seinen Leichnam in den Felsen hauen. In seinem Leben, spricht man, habe er das nicht zugeben wollen, indem er es für ein abscheuliches Verbrechen gehalten, wenn ein Pharao während seiner ganzen Regierung an einem Werk arbeiten ließe, das ein immerwährender Zeuge seiner Eitelkeit und ein auffallender Beweis der verübten Tyranney an seinen Unterthanen wäre, und bei allen dem ihm, wenn er todt wäre, doch zu weiter nichts nützte; denn der Besitzer habe nicht die geringste Empfindung davon."

„Weil der Führer uns am Ende ziemlich ermüdet sahe, und glauben konnte, daß uns der Rückweg nach der Stadt vor einbrechender Nacht schwer fallen möchte, so ermunterte er uns mit ihm zu gehen und einmal eine Nacht im Freyen und

bey den Todten zuzubringen. Wir ließen uns seinen Vorschlag gern gefallen. Er führte uns darauf nach der Gegend zu, wo das Feuer gebrannt hatte; indeß war weder das Feuer noch irgend einer seiner Kameraden mehr zu sehen. Doch blieben wir wegen ihrer nicht lange in Ungewißheit. Denn kaum hatten wir das Ende der Einbiegung erreicht, so zog sich die schmale Fläche rechts herum und zeigte uns ein kleines Holzwerk, das sich bey dem ersten Anblick wie der schönste angelegte Lustgarten ausnahm. Darauf wurden wir nun zugeführt. In dem Buschwerk waren viele von Steinen, Erde und Baumzweigen aufgeführte Hütten angebracht, man sah einige Ziegen und zahmes Geflügel und fruchtbare Bäume von verschiedener Gattung, bey deren Anblick uns sogleich auch ohne Dolmetscher die Antwort auf die Frage gegeben wurde: woher nehmen wir Wasser oder Milch für unsern Durst und Speise für unsern Hunger?"

„Unser Führer geleitete uns bis vor das äußerste Ende des kleinen Gehölzes zu einem großen Feuer, wo noch zwanzig von seinen Kameraden herumlagen und hieß uns nun ebenfalls lagern.

Dann brachte er mildes Obst und Brod aus der Lotuspflanze und ein gebratenes Huhn, welches mit größtem Appetit von uns gespeist wurde. Hierauf setzte man sich in einen Kreis und unterhielt sich mit Gesprächen, deren Inhalt, wie leicht zu erachten ist, jetzt kein anderer war, als von Gräbern, von guten und bösen Pharaonen und von der Nichtigkeit aller menschlichen Größe. Ich war bloß Zuhörer; aber die Unterredung wirkte so stark auf mich, daß mir es hier zu eng wurde. Ich ging daher durch das Gehölze und ins Freie, kam darauf um die erste Ecke, dann um die zweite herum; indeß wurde es Nacht, aber das Sternenheer beleuchtete meinen Pfad, und nicht lange so kam der Mond hinter den Felsen herauf und erhellte die Gegend. Ich befand mich, als ich meine Augen wieder von ihm auf die Gegenstände richtete, die mir am nächsten waren, gerade vor dem Grabe des gepriesenen guten Pharao. Der Umstand war mir zu auffallend, als daß ich ihn hätte übersehen sollen. Ich war nicht vermögend, einen Fuß weiter fortzusetzen; ich setzte mich also auf den Stein, der an der Obeliske, der finstern Gruft gegenüber, lag, und ließ daselbst meinen

Gedanken freien Lauf. Wäre es mir möglich, einen vollständigen Entwurf von der Irre, worin ich herumschwebte, zu liefern, so könnte ich vielleicht meinem Freunde so viel Lehrreiches sagen, als ich mir nun, da ich die unterbrochene Gedankenreihe vergebens zu knüpfen suche, von ihm erbitten möchte."

„Ich sitze mitten im Thale des Todes. Rings um mich schwebt das Bild der Sterblichkeit. Alles, was mein Aug' erblickt, diese hohen Felsenmassen, diese Obelisken, diese dunkeln Klüfte sind Zeugen der Zerstörung. — Auch du, guter Pharao, gingst zu deiner Ruhe! So ruhen sie alle, die vor und nach dir entschlummerten! Auch ich werde einst unter den Sterblichen nicht mehr wirken! Vielleicht schon modern, eh' ich noch zum Besten der Welt gelebt — eh' ich sie, an der meine Seele hanget, noch gesehen, ihr gesagt habe, wie sehr ich sie liebe, wie ich ihretwegen duldete, geheimen Kummer tief in der Brust verschloß. Und, trauriger Gedanke! auch sie — — — sterben sie doch alle, die geboren wurden! Sey's bald, sey's spät; sie alle eilen dem Grabe zu! Furchtbare Gottheit! dein Gesetz? du sollst Erd

werden? So kann denn niemand diesem Schicksal entgehen? kann selbst Pharao seinen Bruder nicht retten, noch ein Lösegeld für sein Leben erlegen? — So viele deckt das Grab schon, mehrere wird es noch decken! Und dann liegen sie Staub vermischt mit Staube."

„Staub? — Der wunderbare Bau des Körpers, die Eigenschaften, Kräfte, Fähigkeiten, Organe und willkührliche Bewegungen, wie sehr unterscheiden sie den Menschen vom Staube! — und doch, im Grunde betrachtet, was wird er? — Sein Gebein zerfällt, und dann liegt er, ein Raub des Moders und der Verwesung, ein wenig Asche! — Die Betrachtung wurde zu peinigend, als daß ich nicht auf Linderungsmittel hätte bedacht seyn sollen. Ich glaubte sie in den Gründen zu finden, die einst mein philosophischer Lehrer für die Unsterblichkeit des Geistes vorbrachte; ich durchdachte sie deswegen der Reihe nach; aber weder metaphysische noch moralische waren in dem Augenblicke vermögend, mir die Helle in der Seele zu verschaffen, die ich sonst, wenn ich weniger über Hinfälligkeit, über Seyn und Nichtseyn und allgemeine Vergänglichkeit nachdachte, so

wohlthätig durch sie verspürte. Sie schienen mir alle zu unwichtig. Die Seele, als ein vom Leibe getrenntes, einfaches, unzerstörbares und noch fortdenkendes Wesen, kam mir zu unbegreiflich und die Möglichkeit für die Allmacht, aufgelöste Menschenseelen zu erhalten, zu unglaublich vor, als daß es mir sogleich möglich gewesen, mich aus dem Labyrinthe von Zweifeln und Schwierigkeiten, worin ich bei Erwägung der Gründe für diese Lehre gerathen war, hindurch zu arbeiten. Und doch ließ mich die Ueberzeugung der Unsterblichkeit so viel Schmeichelndes und Trostreiches erwarten, als daß es mir möglich gewesen wäre, sie so leicht unerwiesen aufzugeben. Meine Gedanken schwebten lange, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, umher, bis endlich dieser einzige: das Leben des Menschen gleicht dem tragischen Gange der Geschichte der Welt überhaupt, deswegen muß der Mensch unsterblich seyn, dem Blitze gleich, wenn er sich gedankenschnell durch schwarze Wolken einen Weg bahnt und die Dunkelheit der Nacht erleuchtet, entstand, und Licht und Helle durch folgende Betrachtung bey mir verbreitete."

„Vor allen Dingen, dünkt mich, dürfe man das Leben der Menschen doch nicht ganz theatralisch sich denken. Man müßte sonst offenbaren Zweck verkennen; keine andere Erscheinung sich denken, als die Anschauung der Dinge in Zeit und Raum, die nirgends anders als bloß in unserer Vorstellung existiren, an sich selbst aber ganz und gar nichts sind; nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich beschaffen sind, als sie uns erscheinen, und die, sobald wir unser Subjekt, oder auch nur die subjektive Beschaffenheit unserer Sinne überhaupt aufheben, in ihrer ganzen Beschaffenheit und allen ihren Verhältnissen in Zeit und Raum, ja selbst mit Raum und Zeit verschwinden werden, und wo es uns dann gänzlich unbekannt bleibt, was es, abgesondert von aller Receptivität unserer Sinnlichkeit, für eine Bewandniß mit den Objekten haben möge; oder deutlicher, man müßte bey allen Gegenständen, bei allen Ereignissen der Sprache sich bedienen: daß es nur so scheint. Also, daß ein Kind zur Welt geboren wird, daß die Mutter Schmerzen dabey empfindet, das scheint nur so; daß der Mensch lebt und thätig

ist, das scheint nur so; daß er stirbt, verwest, das scheint nur so; daß Regentropfen herunterfallen, daß sie rund sind, daß sie in einem gewissen Raume fallen, ist bloße Erscheinung. Dazu hätte das Leben, wie mich dünkt, doch zu viel Eigenthümliches, ich meine Anlage zur Vervollkommnung, reinem Genusse, Thätigkeit, als daß es bloß einem Spiele, das den Zuschauer eine Zeit lang interessirte, gleichen sollte. Der Mensch selbst fühlt zu innig, als daß sein Leben ihm bloß eine Rolle scheinen könnte, die ihm auf eine Zeit lang sey ertheilt worden. Wenigstens habe ich noch wenige meiner Brüder bemerkt, die, wenn Leiden des Lebens sie drückten, behauptet hätten, daß sie nicht wirklich diejenigen wären, die jetzt litten; daß sie die Rolle eines andern übernommen hätten, und nur zum Scheine betrübt wären. Solche Menschen giebt es, und wie ich glaube, zum Glück der Menschheit, jetzt weniger, als in vorigen Zeiten, wo man sich selbst in den Schulen der Weisheit durch auf seichten Gründen beruhende Gefühllosigkeit zu einem ruhigen und zufriedenen Leben vorzubereiten suchte. Das Leben besteht jetzt nicht mehr in der Einbildung."

„Aber bei dem allen, ich richte meine Gedanken auf die Vergangenheit, wo sind sie, die vor uns gelebt haben? Was wissen wir von den meisten derselben zu erzählen? Oft, leider, nichts mehr, als daß sie geboren wurden, lebten und starben! Wie viele, die der Jetztwelt durch Geburt und Stimmung der Seele gleich waren, hat man nicht schon zu Grabe begleitet. Jedes von uns hat gewiß schon andere Lieblinge gezählt; träumte sich durch den Wonnegenuß der Freundschaft eine glückliche Zukunft; sah seine Freuden erhöht, seine Leiden gemildert; freute sich im trauten Zirkel der Erde und ihrer Bewohner, und der mannigfaltigen Wunder, die es um sich her verbreitet sah — aber der Tod machte diesem nur zu bald ein Ende."

„Wer von uns könnte bei einer gehörigen Aufmerksamkeit auf die Schicksale seiner Zeitgenossen sich rühmen, daß er nicht einen der weitaussehenden Plane, die von bessern Menschen zum Wohl der Menschen waren entworfen worden, unausgeführt gesehen hätte? Ach! nur zu oft wird er bemerkt haben, daß viele derselben nach

ihrem

ihrem Entstehen durch ein plötzliches Dahinscheiden ihrer Schöpfer zernichtet wurden."

„Wie viele meiner Brüder priesen nicht noch gestern die gütige Vorsehung für das Leben eines Mannes, dem sie ihr eigenes verdanken; der ihr Glück wollte; der alles mögliche unternahm, ihre Ruhe und Zufriedenheit zu sichern, und heute trauren sie ohne ihn. Wie gern würden sie ihm im hülfsbedürftigen Alter für die weise Erfahrung, die er ihnen da noch mitgetheilt hätte, mit kindlicher Zärtlichkeit durch eine treue Sorgfalt seiner Pflege und Ruhe einen Theil des Danks gezollt haben, den sie nun für bessere Welten versparen müssen."

„Gewiß, schon das muß uns bezeugen, wie wahr es sey, wenn man behauptet: die Welt ist ein Schauplatz, das Leben ein Uebergang. Alles ist Eitelkeit, Eitelkeit ist alles. Nichts ist beständig und bleibend. Alles ist hinfällig und der Vergänglichkeit unterworfen. Unsere Tage bringen wir hin wie ein Mährchen, das erzählt wird. Wie des Wagens Räder rollen, so fliehet unser Leben schnell dahin, und wenn dies Gebein zerfallen ist, ruhen wir ein wenig Asche."

„Welche Veränderungen erblicken wir nicht in der freien, offenen Natur, in der von vielen als selbstständig und ewig gepriesenen Körperwelt. Ueberall finden wir Saat und Hinfälligkeit, Aufkeimen und Vergänglichkeit, Wachsthum und Zerstörung, Leben und Tod, Blüthe und Grab, Früchte und Verwesung so neben und unter einander, daß man ungewiß wird, zu bestimmen, was Ursache oder Folge, Wirkung oder Zweck ist.“

„Wie auf der stürmischen See eine Woge die andere jagt, so treiben sich die Jahreszeiten in schnellen Kreisen herum. Im Sommer lacht uns alles entgegen, blühende Thäler, grünende Wiesen, sanftduftende Anhöhen, schattichte Haine; das Auge sieht, das Ohr hört sich nimmer satt. Aber plötzlich wird diese Scene verändert. — Blätter verwelken, Gewächse verdorren, die lieblichen Sänger des Waldes verstummen, die ganze Natur sinkt in Todesschlummer. — Das wahre Bild des Menschen! Er geht auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht. Kaum glaubt man, sey der Schauplatz eröffnet, wolle man es wagen, einen lachenden Blick in die Welt zu thun, so zerfällt un-

sere Leuchte und entzieht uns den Augen des nahen Zuschauers."

„Kurz ist der Raum, der Wiege und Grab von einander trennt. Das Gras geht auf und verdorret. Die Blume, die gestern noch jugendlich und schön da stand, Wohlgerüche ausstreute, und mit ihrem Strahlenglanze das Auge des entzückten Zuschauers erquickte, welkt heute, wird Staub und Asche. Das Thier, dessen Bau, Stärke oder Kunsttriebe uns zu tiefsinnigen Betrachtungen hinriß, verwest, ehe wir noch wahrscheinliche Resultate unseres Forscherblickes haben wagen können. Der Mensch ist kaum geboren, fühlt sein Daseyn kaum, weiß erst, wie man seine Kräfte und Gaben bearbeiten könne, so stirbt er schon wieder, muß davon, noch ehe er sich und den Genuß des Lebens kennen lernte."

„Nichts ist in der Welt beständig. Ungewiß sind unsere Tage, unsere Besitzungen unsicher, unsere Freuden vorüberrauschend. Aber nicht bloß das, noch überall, wo wir unsere Blicke hinrichten, gewahren wir Auftritte schrecklicher Veränderungen mit Wehmuth und Schmerzen verwebt, finden wir Grausamkeit. Die gestern im holden

Gewande der Unschuld der Knospe entschlüpfte, und der Sonne gleich, wenn sie den jugendlichen Frühlingstag heraufführt, in prachtvoller Schönheit da stand, verheeret heute brennende Hitze oder fürchterliche Kälte. Die junge Staude, die wir mit größter Sorgfalt zum fruchttragenden Baume aufzuziehen beginnen, stirbt all unserer Pflege ungeachtet unter unsern Händen, weil ein gieriger Wurm ihr Innerstes zernagte. Das größere Thier verschlingt das kleinere, nach ihm fährt ein größerer Würger daher und es liegt zerfleischt neben der kaum halbverzehrten Beute. Und mit wie vielen Gefahren, mit wie vielen Toden hat nicht der Mensch zu kämpfen? — Wie mannigfaltig sind nicht die Veränderungen, denen er vom ersten Augenblicke seines Daseyns bis zu seines Lebens letztem Hauche unterworfen ist!"

„Nicht alle erreichen das greise Kindesalter. Das Haus der Feyerlichkeit und Freude wird oft plötzlich in die Wohnung des Elends und der Traurigkeit verwandelt. Unsere liebsten Gegenstände werden unsern Armen entrissen, und alle unsere Bitten und Thränen können sie nicht einen

Augenblick länger zurückhalten. Der liebenswürdige, unschuldige Knabe, der noch gestern mit munterm Lächeln zu seiner Ernährerin dankbar aufblickte, und sich mit tausend kleinen Liebkosungen um ihren Busen schlang, schmachtet heute unter einer Krankheit, die wir nicht erklären können, noch er uns zu entdecken im Stande ist; die Rose auf seinen Wangen ist erblaßt, und unter grausamen Quaalen und Verzuckungen giebt er sein Leben zurück in die Natur, woher er es erhalten hat. Der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der standhaft und muthig jeder Gefahr des Lebens entgegen ging, der, eingedenk seiner großen Bestimmung, einst ein brauchbares Mitglied der Menschheit und die Freude und der Trost seiner Aeltern am düstern Abend ihres Lebens zu seyn, seinen Verstand mit Weisheit und sein Herz mit liebenswürdigen Neigungen erfüllte, wird oft mitten unter allen diesen Schmeicheleien der väterlichen Hoffnung, mitten unter allen diesen reitzenden Aussichten des mütterlichen Trostes das Opfer von irgend einem plötzlichen Unfalle, und die grauen Haare seiner Aeltern werden mit Bekümmerniß zu Grabe gebracht. Die holde Schön-

heit, wo Rosenfarbe mit Lilienglanz, Grazie mit Sittsamkeit, Sanftmuth mit jeder edlen Tugend schattirt war, wird oft dann schon in die bleiche Farbe des Todes verwandelt, wenn die mütterliche Sorgfalt den Brautschmuck ersehen hatte, und der entzückte junge Mann gerüstet war, das Tugendbild am Traualtare als Gattin zu empfangen. Der Freund, mit dem wir getheilt unser Leben dahin brachten, der uns der Schöpfung und unseres Daseyns erfreuen lehrte, an dessen Hand uns die dunkeln Pfade des Lebens ein gebahnter Weg zum Lichte und die öde Sandwüste ein Paradis ward, verändert oft plötzlich durch sein Scheiden diese herrliche Scene in ein finsteres Labyrinth voll bittern Kampfes mit blindem Zufalle oder unerbittlicher Nothwendigkeit. Der Mann, dessen Gesundheit unerschütterlich schien, der sich irdische Entwürfe bildete und gewinnbringende Plane auf viele künftige glückliche Jahre aussinnet, wird oft mitten unter seinen ehrgeizigen Wünschen und Beschäftigungen die Beute des alles Fleisch verzehrenden Todes, und alle seine weitaussehenden träumerischen Plane von künftiger Größe und Herrlichkeit werden auf ewig zu Grun-

de gerichtet. So schnell ändern die Auftritte im menschlichen Leben."

„Unsere Jugend gleicht dem Traume des Jägers auf dem Hügel der Haide. Er schläft in den holden Strahlen der Sonne, aber er erwacht mitten in einem Sturme; der rothe Blitz fleugt umher, und die Bäume schütteln ihre Häupter im Winde. — Das Alter ist finster und traurig; es gleicht dem schimmernden Lichte des Mondes, wenn er durch gebrochene Wolken scheint, und der Nebel auf den Hügeln ist, wenn der Hauch des Nordes auf der Ebene ist und den Wanderer schauert in der Mitte seiner Reise. Und dann giebts viel der bösen Tage. Die Sonne verfinstert sich und der Mond und die Sterne; am Mittage dämmerts und nach dem Regen kommt ein neues finsteres Gewölk. Die stärksten Glieder zittern, es krümmen sich die Rücken; die Zähne stehen einzeln und müßig; das Aug' erlischt; die Lippen werden geschlossen; die Stimme wird leiser, der Schlaf unterbrochen; die Tritte werden unsicher und schreckhaft; das Haar gleicht der Mandelblüthe; das Haupt sinkt zum Busen nieder und jede böse Lust verschwindet: denn die Le-

bensgeister zerrinnen; Nerven und Adern stocken und jedes Triebwerk zerlechzt und bald vereinigt man den Menschen, Staub mit Staube."

„Indessen werden Spieler und Zuschauer gleich stark am Wahne geweidet. Lebhaft erinnere ich mich noch des Gemähldes, das sie einst von dem Leben des Osymandes entworfen haben. Osymandes, sprachen sie, glaubte unsere reelle Bestimmung in Beförderung unserer Glückseligkeit zu finden. Deswegen strebte er aus allen Kräften darnach, überlegte Tag und Nacht, und machte sich viele Mühe und Sorgen. Was nur irgend einen Schein von Glückseligkeit ahndete, dem spürte er nach, versuchte es selbst, um aus der Erfahrung sprechen zu können. Da er sie in gefürchteter Größe und Hoheit zu finden hoffte, so versäumte er nichts, was seinen Thron glänzend machen und seinen Ruhm verbreiten konnte. Er baute Tempel, Palläste, Städte, Thürme und Mauern auf, legte Vorrathshäuser an, unterhielt einen ansehnlichen Hofstaat, ein weitläuftiges Serail, machte Bündnisse mit benachbarten Fürsten, schickte eine Flotte nach dem fernen Indien, und besetzte seine Tafel mit goldenen Pokalen. Er

fühlte sich glücklich; er war stolz darauf von den Großen bewundert, von Reichen geehrt, von Niedrigen gefürchtet, von Fremden angebethet zu werden. Allein, nachdem er lange genug auf den Gedanken seiner Wichtigkeit und Größe stolz gewesen, nachdem er lange genug sein Herz von tumultuarischer Freude umnebelt sah, lange genug die Schmeicheleyen und Liebkosungen seiner Freunde genossen und die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hatte, so war seine Bemerkung die: was ists, wenn einer gleich hoch erhaben ist, hat er wohl etwas mehr davon, etwas vor dem geringsten Sterblichen voraus? O nein, denn alles ist Eitelkeit, Eitelkeit ist alles! Je höher einer ist, destomehr hat er zu befürchten, desto schrecklicher muß ihn die Nachricht treffen: du wirst sterben, und dann verfliegt deine Herrlichkeit wie der Dunst vom Weihrauch, der dir gestreut wird. Doch, dachte er, sollten uns nicht die Güter dieser Erde befriedigen, und unser Verlangen nach Glückseligkeit stillen können? Wäre das, Osymandes wäre gewiß glücklich gewesen; denn er konnte sich eines Reichthums rühmen, desgleichen wenige Pharaone vor ihm hatten. Er hatte des Silbers so viel al

Steine auf den Gassen, und des Goldes eine ungeheure ungemessene Summe. Aber, sagte er, es ist eine böse Plage, die ich sahe unter der Sonne: wer Geld lieb hat, wird Geldes nimmer satt, und wer Reichthum liebt, wird keinen Nutzen davon haben; denn alles ist Eitelkeit! Der Reiche sammelt, und hat für seine Mühe? — schlaflose Nächte, den Verdruß, zu sehen, wie sich andere gütlich dabey thun, und wie die Reichthümer oft Flügel erhalten und hinwegfliegen, wie ein Adler gen Himmel; ja er sammelt und weiß nicht wer es genießen wird; denn er fährt dahin, nackt, wie er gekommen ist, fährt er wieder hin, und nimmt nichts mit sich von der Arbeit seiner Hände; es erhälts ein glücklicherer Erbe, der nicht Hand angelegt hat, der verzehrt's; und das ist eitel und eine böse Plage! Doch mein Hang zur Glückseligkeit, hier redeten sie die Sprache des Pharao, will befriedigt seyn! Wohlan, ich will wohlleben, ich will meinen Sinnen, Lüsten der Sinne und des Herzens nichts versagen; ich will meine Neigungen zu stillen, meine Begierden zu befriedigen, meine Wünsche zu erfüllen suchen; ich will jedem reizenden Verlangen nachhängen, mich mit den

wohlschmeckendsten Gerichten weiden, die ausgesuchtesten Getränke kosten, und tagtäglich einen angenehmen Zirkel von allen möglichen Ergötzungen und Freuden durchlaufen; ich will glänzende Thaten verrichten, ich will Felsen thürmen, Seen graben, Lusthäuser bauen, Weinberge pflanzen, Gärten und immer grünende Haine anlegen, in bedeckten Gängen kommt der Wanderer hier zu kunstvollen Wasserleitungen, dort zu kleinen Tempeln, jetzt bewundert er die Thiere aus den fremden Welttheilen, dann verweilt er an dem marmornen Badhause, wo Sänger und Sängerinnen sich um die Wette beeifern, die Lust des eingekehrten Pharao zu erhöhen. O, man sage doch, kann ich etwas thun, das besser wäre als das! Giebts größere Freuden, als bey Wein, schlauen Tänzen und scherzhaften Gesängen einen Tag nach dem andern dahin zu bringen? — Wohl also, was meinen Augen gelüstet, soll ihnen gewährt seyn, was mein Herz wünschet, soll geschehen, ich will die Wollüste des Lebens ganz genießen! — Armer Pharao! Wie irrtest du in deiner Wahl! Wie bald führtest du die veränderte Sprache: auch das war Eitelkeit! Lachen hielt' ich für Thorheit, ur

Freude für Tollheit. Diese lustige Scene änderte sich bald in eine finstere, melancholische um; und dein Beyspiel zeigte uns, daß man selten für seine Bemühung etwas mehr hat unter der Sonne, als Gram und Nachreue, die aber leider oft zu spät kommen, und dann den Tod oder das äußerste Verderben nach sich ziehen."

„Kein Großer, kein Mächtiger ist sich seines Glückes gewiß. Der, der den Augenblick noch Tausende beglücken und Tausende elend machen konnte, denn beydes stand in seiner Gewalt, über dem schwebt geheimes Unglück, und er fällt unvermuthet. Aber nur kleine, niederträchtige Seelen können sich seines Falls freuen, können denken: wir stehen und werden nicht fallen! Ach, oft nur zu bald müssen auch sie zu eigenem Schaden die Klage führen: in menschlichen Dingen ist keine gewisse Standhaftigkeit, alles ist der Veränderung und dem traurigen Wechsel unterworfen!"

„Mächtige und Reiche, welchem Schicksal sind sie nicht ausgesetzt? Wie tragisch ändert sich nicht öfters ihre Rolle? Jetzt brüsten sie sich, sind stolz auf ererbtes Vermögen, übermüthig auf scheinbare oder wohl gar erdichtete Vorzüge; aber un-

beständig ist ihr Schicksal. Wie oft werden sie nicht ihrer Vorzüge und Güter verlustig, werden arm und elend, und an ihre Stelle schwingen sich andere, die vorher unter der Bürde der Armuth seufzten und wenig Gutes zu genießen hatten."

„Nichts ist beständig. Das reinste Wasser kann trübe, das gerade Reis krumm — der Tugendhafte ein Bösewicht werden. Der ehrfurchtsvolle Weise, der Ursache und Wirkung, Zeit und Raum und Geschwindigkeit genau gegen einander abwog; der die Gesetze der Bewegung und der Schwere, der Kohäsion und Attraktion, des Affirmativen und Negativen, die Endursachen der Sinnenwelt und die Caussalität aller physischen Ereignisse aufs genaueste mit seinem Forscherblick durchspäht hatte; der die Elemente des thierischen und botanischen Organismus zu entziffern, sie zum Wohl für die Menschheit anzuwenden und zur Erschaffung neuer Formen zu verbinden wußte; und der dann, wenn er lange genug am faden Erdenspiele sich erlustigt hatte, über Zeit und Raum sich hinausschwang, in den unermeßlichen Sphären mit seinem Blick umherirrte, und Sonnen, Monde, Geister und Luftgestalten sich zu bil

den, und Systeme von Welten nach erlernten Regeln sich zu verschaffen wußte — auch der kann sinken, kann von der Höhe, zu der er aufstieg, herabgeworfen, ein Kind werden."

„Unser Körper selbst leidet alle Tage Veränderungen. Einige haben ihren Grund in der Einrichtung des Körpers selbst. Denn es folgt natürlich, daß überall, wo Adern klopfen und Flüssigkeiten laufen, dem Körper, der dies immerwährende Reiben, Stoßen, Drücken, Anprellen, Anschlagen und Anziehen leiden muß, kleine Theile, die zusammen genommen eine starke Summe ausmachen, entführt werden. Andere entstehen aus dem Verhältnisse mit Luft und Wasser. Daher kommt es, daß die Theile an jedem Thiere nur eine kurze Zeit zusammen hängen; sie trennen sich, fliegen in die Luft und gehen in andere Körper über. Was vorher dem Mächtigsten war, kann an den Niedrigsten kommen, und umgekehrt; kann einen Schwamm ausmachen, oder fliegt als Käfer durch die Welt, wird in der Raupengestalt vom Sperlinge verzehrt, und wandert so von einem Körper zu dem andern, aus einem Gebiethe der Natur ins andere, bald von edlern zu uned-

lern, bald von gröbern zu feinern Zusammensetzungen fort. Eine Bemerkung, fähig genug den Stolz des Mannes, der alles mit Verachtung ansieht, zu demüthigen; wenn er sie fühlen — es wissen sollte: das, worauf du jetzt stolz bist, waren vorher Theile eines Bettlers, sie gehen von dir zu deinem Pferde über. Alles geht im Kreislauf. Oft ist er enge gezeichnet. Einen Augenblick hängen die Ausdünstungen unsers Körpers in der Luft; etliche Wassertropfen, die herabstürzen, reißen sie mit sich fort; da steht schon eine Pflanze und saugt sie in sich, und kaum sind sie darin verändert, so reißt ein Thier von diesem Strauche seine Nahrung, und sein Auswurf ist wieder Kost und Unterhalt für eine andere Staude, und von da wieder für Thiere und — selbst für uns Menschen."

„Das ganze Leben der Menschen ist der Veränderung unterworfen, und zwar oft solchen, daß man sagen muß, sie kommen, um zu weinen. Diesen wirft eine Krankheit, jenen Schuldner zu Boden. Hier beweinen Aeltern ihre unglücklichen Kinder, dort Kinder ihre trostlose Aeltern. Diesem zieht Neid der Großen, jenem Haß seiner Freunde gewaltsamen Tod zu. Der geht seinen

Weg gerade vor sich hin, und giebt sich die äußerste Mühe, daß er keinem seiner Mitwanderer mit einem Fuß in den Weg träte, und doch wirft sich eine niederträchtige Seele nach der andern gegen ihn auf, raubt ihm Ehre, Ansehen, untergräbt sein Glück, zerstört seine Gesundheit, seine Ruhe und Zufriedenheit, läßt ihn ein Opfer der Chikane, eine Beute der Kabale, einen Fluch der Kurzsichtigen, einen Spott der Thoren werden. Dort zeugen die blassen Züge auf eingefallenen Wangen von dem Schmerz der im Innern wüthet, ach! verbunden mit dem quälenden Gedanken: ich habe es verschuldet. Ich war einst glücklich; aber Leidenschaften und die Entehrung meiner Pflicht beraubten mich meiner Ruhe, mit ihr meiner Glückseligkeit. Oft denke ich wehmuthsvoll an die Vergangenheit zurück, seufze, quäle, härme mich, wünsche sie zurück, die schuldlosen Jahre der Kindheit, und — die Unruhe meiner Seele wird unaussprechliche Pein."

„Nichts ist beständig und bleibend. Der Himmel ist in beständiger Bewegung. Sonnen gehen auf, Monde gehen unter, Planeten schweifen umher, Kometen stürzen sich durch den weiten

Aether. Alles wälzt sich durch schnellen Umlauf. Alles ist in Aufruhr; durchläuft pfeilschnell die weiten Räume, endigt und beginnt die durchgeflogene Bahn von neuem. Völker und Nationen ändern, so wie die Elemente der Körper, beständig ihre Wohnsitze. In dem fernen Indien, auf der heißen Zone und in der Nähe der kalten Pole spricht man sonst ungewohnte Sprachen, bauen neue Eroberer regelmäßige Städte, legen Plantagen an, behaupten mit Lanze und Schwerdt angemaßte Besitzungen, und bringen fremde Sitten, Moden, Religionsgebräuche in Umlauf. Und so wie es jetzt ist, war, geschah es durch die ganze Reihe der Jahrhunderte, von des ersten Menschen Flucht bis hieher."

„Mitten unter Barbaren bauen sich Kolonien von kultivirten Nationen Städte und Wohnsitze. Weder die Strenge eines immerwährenden Winters, noch die dem Klima angemessene Wildheit der Bewohner schreckt neue Ankömmlinge ab, sich häuslich niederzulassen; über hohe Alpen, durch rauhe, ungebahnte und unbekannte Wege schleppen sie Kinder, Weiber und bejahrte Aeltern. Diese erkiesen sich, wenn sie lange genug in der

Irre umher gewandert sind, einen Aufenthaltsort, nicht nach vorher getroffener Wahl, sondern ermüdet von starken Märschen den ersten den besten. Andere greifen zu den Waffen, machen Eroberungen mit dem Schwerte. Viele Völker fanden, wenn sie nach unbekannten Gegenden segelten, ihr Grab in den Wellen des Oceans. Viele bauten sich da an, wo Mangel an allem sie gelassen hatte. Fragt man nach der Ursache dieser Bewegung, so ist die Angabe zwar verschieden, indeß doch immer eine so tragisch als die andere. Diese entrinnen den feindlichen Waffen, sehen ihre Güter und Häuser in den Flammen aufgehen, und des ihrigen beraubt landen sie am fremden Gestade. Jene entfernt einheimischer Zwist, Volkswuth und Pöbeltyranney. Hier wüthen böse Seuchen, dort bebt die Erde, mit fürchterlichem Krachen öfnet sie feurige Schlünde; es sinken die Palläste, die Mauern und Thürme; zu Tausenden werden die Einwohner verschlungen, der übrige Theil, ein kleiner Rest, verläßt, mit nassem Aug, das Vaterland, um es, wer weiß mit welchem zu vertauschen. Einige reißt die Begierde zu einem fremden laut gepriesenen Lande hin, andere vertreibt eine andere

Ursache aus der våterlichen Wohnung. Es ist unlåugbar, daß nichts an dem Orte verweilt, wo es erzeugt wurde. Das Menschengeschlecht ist einer ewigen Abwechselung unterworfen. Tagtåglich åndert sich die Scene auf dem Erdkreise. Heute baut, morgen zerstört man Stådte. Ein Geschlecht geht unter, das andere steigt empor. Der stolze Sieger wird oft schon in der nåchsten Stunde von einem andern niedergestoßen. Alles geht ewigen Kreislauf. Einer folgt dem andern. Der wird da verjagt, wo er kaum zuvor verjagt hatte; aber nach kurzer Zeit muß auch er einem Dritten schon wieder weichen; seine Besitzungen mit nassem Blick verlassen, wie alle seine Vorgånger sie verließen."

„Sie gehen hin, bemerkten sie, mein theurer Lehrer, als sie diese Resultate bey dem Gange der Menschengeschichte fållten, und weinen! ja, so weinen sie oft in der Welt. In der Welt, wo die Thoren umsonst nach Glücke geitzen, folgen oft böse Tage, Traurigkeit, Unglück und Leiden in zahlreichem Gefolge hintereinander; und nicht selten ist darin der erste Schritt der Freude zur schwermuthsvollen Traurigkeit. Das Unglück

liebt Gesellschaft und will nicht anders als in gedrängter Reihe erscheinen. Die Myrthe gesellt sich zur Zypresse, wie die Rebe zur Ulme. Neben dem fröhlichen Sänger girrt die Turteltaube, und da, wo die Frühlingsverkündigerin, die Schwalbe, ihr Loblied tönte, klagt jetzt die Unglückskrähe oder die Finsterniß liebende Nachteule. In jedem Zuge der Menschengeschichte findet man diesen Satz bestätigt. Hier wird der Liebling seines Vaters von neidischen Brüdern in die Grube geworfen, verkauft, zur Sklaverey verdammt, ins Gefängniß geworfen. Dort entflieht ein anderer, von dem sie sungen: er schlug zehen Tausend, wenn ihr Pharao Tausend schlug, einem Verfolger, rettet mühsam sein elendes Leben und fällt einem andern in die Hände. Der wird in kurzer Zeit all seiner Kostbarkeiten, seiner Güter, Heerden und Kinder beraubt; noch nicht genug, er muß überdies die heftigsten Schmerzen an seinem Leibe, die bittersten Kränkungen seiner Freunde, und was das schlimmste war, die schmählichsten Vorwürfe seines Weibes erdulden. Jener, der Stifter einer mächtigen Monarchie, erobert Länder und Königreiche, und theilt besiegten Fürsten nach Wohlgefallen Le-

ben oder Tod zu; dünkt sich einen Herrn der Erde, mächtig und erhaben über alles, und — fällt durch eines Weibes Hand. Hier durchstürmt ein kühner Eroberer die Welt, unterjocht Millionen, wird Zerstörer mächtiger Reiche, setzt die rechtmäßigen Beherrscher ab und erhebt den Niedrigen auf den Thron, und stirbt durch niedre Leidenschaften besiegt in der Blüthe der Jahre. Dort wird ein so furchtbarer Feind seiner Nachbarn, als sie je einen gehabt haben, so gedemüthiget, daß er zu seinem Schwiegersohne, dessen Macht so groß war, daß er vier Pharaone zur Wache an die vier Ecken seines Thrones stellen konnte, seine Zuflucht zu nehmen genöthigt war; aber seine Ruhe dauerte nur Augenblicke; da er nicht auf die Ausforderung des Siegers erscheinen wollte, so wurden die ungeheuren Armeen seines großen Beschützers geschlagen, und er gezwungen, wofern er nicht zum öffentlichen Schauspiele dienen wollte, sich selbst das Leben zu nehmen. Der bringt, geleitet durch Macht und Weisheit, Friede und Ruhe über ein Reich, das ohne ihn weit früher seinem Untergange würde zugeeilet seyn; und was war sein Lohn? Neid der Großen, Haß der Freunde, gewaltsamer Tod.

Jener? So wie der Weltkreis vor seines Volkes allmächtigem Schwerdte den Nacken beugte, so beugte sich sein Volk vor ihm und erkannte in ihm seinen Herrn. Und dennoch ward dieser Gott auf Erden, nach einem einzigen verlornen Siege, der Spott und das Mitleid seines Feindes. Sein Blut ward das Opfer eines Verräthers, und rauchte unmuthsvoll auf dem Stahle eines Meuchelmörders. Kein Schall der Trompete, kein Gewinsel eines sterbenden Kriegsheers begleitete mit gebührendem Grausen den Abschied seiner großen Seele. Er fiel in unberühmter Stille; und der in seinem Blute schwimmende Rumpf ward auf das Ufer hingeschmissen; indem sein großer Freund das Ungeheuer todt zürnte, welches ihm in dem Haupte seines Nebenbuhlers die Welt brachte."

„Leider, ist dies das endliche Loos aller Herrlichkeit der Erde. Was sichtbar ist, das ist zeitlich. Herrschaften, Fürstenthümer und Monarchien sind eben so vergänglich als die Hand, die über sie das Scepter führt. Was ist die Geschichte der Welt, so wie Sie sie vortrugen, anders, als eine Reihe von Revolutionen, eine beständige Folge von Veränderungen und Abwechselungen. Ach, und schon

sehe ich, wie einst die Nachwelt dastehen und staunend sagen wird: jene großen, ungeheuren Monarchien, die uns in getreuen Denkmählern der alten Geschichte in Erstaunen setzen, die Millionen ausschickten, um ihre Eroberungen zu vermehren, und deren prächtige Monumente noch in den zertrümmerten Ueberbleibseln den gelehrten und nachforschenden Reisenden in die größte Verwunderung setzen, sind nicht mehr! sind längst von dem Schlunde der Zeit verschlungen worden! Jene Reiche, die nach einander den größten Theil der Welt besaßen, die große, weit ausgebreitete Länder anfielen, plünderten, zerstörten, und mit allgemeiner Verwüstung erfüllten, die die Wuth der Eroberungen antrieb, ihre siegreichen Waffen allenthalben hinzuwenden, wo sie nur von irgend einer menschlichen Macht hörten, die furchtbar genug war, um ihnen zu widerstehen, alle diese stolzen Eroberer, und alle die mächtigen Millionen, aus denen ihre Heere bestanden, sind längst zu ihrem ursprünglichen Staube versammelt worden; alle Herrlichkeit dieser ehemahls großen und reichen Nationen, welche Pyramiden aufbaueten, Berge abtrugen, Brücken über Meere schlugen,

so große und unzählbare Armeen aufbrachten, sind auf ewig verschwunden, Barbaren und Sklaven, die niedrigsten und verächtlichsten Menschen, gehen nun über ihnen her, und allen ihren ehemaligen Glanz, ihre vorige Pracht kann man nirgends antreffen als in den Jahrbüchern der alten Geschichte: denn, so werden sie ihre melancholische Bemerkung schließen, selbst die Ruinen ihrer Palläste sind zernichtet!"

„Traurige Aussicht! So zerfällt denn alles um mich herum! Und ich selbst werde unter Ruinen begraben! Und bis dahin giebts der herznagenden Sorgen, der Schreckensscenen vielleicht noch viele! — Und warum? Wem zu Gefallen wird dies Schauspiel aufgeführt? Wen interessirt's? Wer ist der Glückliche, der sagen kann: Meinetwegen! — Vielleicht bist du es, Erde, du Schauplatz selbst, auf dem gespielt wird? Beynahe sollt' ich es glauben, wenn ich sie sehe die Menschenhände, die zu deiner Ausbildung beschäftigt sind! Denn sie alle arbeiten an deiner Verschönerung, tragen alle, als wenn du der Herr der Schöpfung wärst, ein jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, das ihrige zu deiner Vervollkomm-

nung bei. Deine Wüsteneien schaffen sie zu Paradiesen um, dürren Sandboden verwandeln sie in Fluren, kahle Felsen überziehen sie mit edlen Reben, Sümpfe trocknen sie aus, Flüsse ändern sie in ihrem Lauf, auf ihr Geheiß ebnen sich deine Berge, erheben sich deine Tiefen, dein Antlitz verjüngt sich, deine Gestalt wird runder und du gewinnst an Schönheit und Vollkommenheit. Und wer wagt's demnach, läugnen zu wollen: daß des Menschen Daseyn etwas anderes zur Absicht habe, als Erde, dich einst unförmliche Masse, zu vervollkomnen? — Doch eine andere Frage: Kannst du es auch denken, wissen, empfinden, dich darüber freuen, wenn du deine Diener so geschäftig um dich siehst? Du bist stumm! Gut, so lange du es seyn wirst, so lange wird mich auch keiner deiner Philosophen überzeugen können: ich sey um deinetwillen da! Das läßt sich, werde ich ihm antworten, so wenig denken, als du, bey Erblickung eines Pallastes, gegen einen Vernünftigen den Schluß machen darfst: der Besitzer sey um des Pallastes willen da. Wollte er mir, gewohnt unbündige Schlüsse zu machen, entgegnen: Er thue dieses, bessere dort den Pallast und hie

die Erde aus, zwar zunächst um seinet und seiner Nachkommen willen, im Grunde arbeite er aber dem Plane des Schöpfers gemäß, der nun einmal wollte, daß der Mensch die Erde ausbessern sollte; so würde ich ihm antworten: Du gestehst es also selbst ein, daß der Mensch die Bearbeitung und Vervollkommnung der Erde nicht als Zweck seines Daseyns betrachtet, sondern in der Hinsicht unternimmt, um sie mit seinen Wünschen, Hoffnungen und Bedürfnissen in ein richtigeres Verhältniß zu setzen, er glaubt also wenigstens, daß er nicht um der Erde, sondern die Erde um seinetwillen da ist, seine Wohnung, Vorrathskammer, Stätte seines Vergnügens und seiner Ruhe, kurz ihm alles ist und seyn muß, was er nach seiner Einsicht und seinen Bedürfnissen aus ihr zu machen weiß, und da du meine erste Frage dadurch noch nicht widerlegt hast, so wirst du mir es auch nicht verargen, wenn ich so lange bei meinem Grundsatze verharre, bis du eine befriedigende Antwort ertheilt hast."

„In Hinsicht der Erdgewächse und der Thiere des Landes wirst du mir ebenfalls keine bessere Antwort ertheilen können. Sie alle stehen unter

der Herrschaft der Menschen, und jene vegetiren bloß und diese empfinden zu wenig, als daß Eindrücke höherer Art auf sie wirken könnten: wie sollte es also möglich seyn, sie als höchsten Zweck der Schöpfung zu betrachten, und als Wesen zu denken, um welcher willen die Menschen spielen sollten."

„Doch vielleicht ist der Mensch ein Schauspiel um des Menschen willen? — Eben so wenig; denn das hieße ja nichts anders, als sich selbst belustigen wollen; Leiden zu erdulden, um süße zu schwärmen. Und wer sollten die Spieler, wer die Zuschauer seyn? — Ha! jetzt geht mir ein Licht auf! — Dort krümmt sich einer dem Wurme gleich, wenn ein heißhungeriges Amphibion ihn zu verschlingen trachtet; jetzt sinkt er auf die Knie nieder; nun windet er sich; in seinem Gesichte lese ich Hunger, Verzweiflung. Im Hintergrunde steht ein Weib mit halbzerrissenen Lumpen bedeckt, sie blickt weinend nach dem Himmel; neben ihr zittert ein kleiner Knabe; ihm fehlt ein Kleid, seine Blöße zu decken; nun hebt er bebende Hände zu der Mutter auf, er scheint trösten zu wollen aber — nun fleht er; wo ich nicht irre, bittet

um Brod. — — Gewiß sind das die Menschen, welche spielen, um andere zu belustigen. Der nächste ist wohl der Mann in der drohenden Stellung; er hebt einen Stock auf, prügelt nun den, der vor ihm im Staube sich windet. Um seinetwillen muß wohl dieses Schauspiel gegeben werden? — Und doch scheint mir das, was ich auf seinem Gesichte sehe, nicht Freude, nicht Wohlbehagen zu verkündigen; und das müßte doch seyn, wenn die Scene Interesse für ihn hätte. Mir kommts vielmehr so vor, als wenn er weit mehr litte, denn sein ganzes Wesen wird ja erschüttert; die Adern schwellen ihm auf; die Lippen beben; er stammelt; sein Auge blitzt und starrt um; das Gesicht war jetzt hochroth, nun wird's bleich; Geifer rinnt aus dem Munde, der nun blau wird; jetzt zittert er am ganzen Leibe; mit grimmiger Geberde wankt er nun von hinnen. — Nein, Menschen können um des Menschen willen nicht spielen! — sie spielen alle!"

„Doch, man spricht, es existire noch eine höhere Gattung von Wesen; Geister, abgeschiedene Seelen der Menschen; vielleicht sind es diese, denen zu Gefallen die mannigfaltigen tragischen

Auftritte auf der Erde sich ereignen? Und, vielleicht daß sie hoch in der Luft über uns daherschweben, mit einem Blicke vieles übersehen können, und in ihrem Auge sich Mannigfaltigkeit in Einheit, ein großes, interessantes Schauspiel darstellt. Der Gedanke läßt sich hören. Aber was sind es für Wesen? Gute oder böse, weise oder thörichte, verständige oder einfältige? Ich mag annehmen, welche ich will, so finde ich keinen Grund, sie als Zuschauer zu betrachten, welchen zu Gefallen alles, was auf der Erde sich zuträgt, sich zutragen sollte. Gehören sie unter die Klasse, wohin man die Thoren und die Bösewichter versetzt, so haben sie ja nicht einmahl Sinn und Empfänglichkeit, sich über die mannigfaltigen Auftritte der Erde zu erfreuen. Sind sie weise und gut — der Gang der Begebenheiten, wenn es ihnen vergönnt ist, ihn zu betrachten, mag dann Interesse für sie haben, aber unmöglich ist's, sich den Gedanken zu denken, daß sie die Gegenstände sind, um derentwillen er unternommen und ausgeführt wird. Wir stünden dann in dem nemlichen Verhältnisse gegen sie, in dem die Thiere gegen uns stehen, und da läßt es sich erwarten,

daß sie als vernünftige Wesen gerade so gegen uns denken und sich betragen werden, als der Vernünftige es gegen seine Thiere zu thun pflegt: er arbeitet, falls es erlaubt ist, zu sagen, an ihrer Vervollkommnung, an ihrer Bildung und Würdigung eines höhern Wohlempfindens; kurz, betrachtet sie als Gegenstände, die er zwar durch die höhere Kraft, welche ihm eigen ist, gewissermaaßen zu seinen Absichten zu gebrauchen weiß, von welchen er aber nie glaubt, daß sie bloß um seinetwillen Leben und Daseyn erhalten hätten, noch viel weniger, daß sie nur deswegen seyen erschaffen worden, damit er — sein Auge an ihnen weiden, seine Lust an ihren Quaalen haben könnte."

„Was bleibt mir nun noch übrig? Außer dem Wesen, das wir uns als den Schöpfer von allen denken, nichts. Aber vielleicht lag es in dem Plane dieses Wesens, denkende Wesen zu schaffen, die es empfinden konnten, fühlen sollten, daß sie elend wären; und je größer, je schmerzhafter dieses Gefühl, desto größer seine Lust? — Und er sitzt über Alle erhaben, durchschauet alles, wie kann es ihm fehlen, und wer will sich dage-

gen empören, wer es ihm wehren? Hat denn nicht ein Töpfer die Freiheit, aus seinem Thone Gefäße nach Gefallen zu machen? und darf der Thon sprechen: was machst du? warum so und nicht anders? Darf er sich erkühnen zu fragen: was beginnst du? selbst dann, wenn er ihn zerschmettern wollte, so daß man nur an den Scherben noch erkennen könnte, zu was für einem prächtigen Gefäße er einst bearbeitet gewesen. Die Sache mag physisch wahr seyn, aber moralisch, behaupte ich, ist sie unmöglich. Denn, ich setze den Fall der Wirklichkeit, müßte dann nicht der Schöpfer gegen sich selbst wüthen? Wir sind ja seines Geschlechts, Ausfluß von ihm. Müßten wir ihn nicht unvernünftiger uns denken, als den geringsten Künstler? Denn kein Künstler baut und formt, um zerstören zu können; er achtet sein Werk und wünscht ihm, je vollkommner es ist, eine desto längere Dauer. Und der Mensch, ist er etwa ein unvollkommenes Werk des Schöpfers? Hat er nicht wenigstens Anlage, sich immer mehr zu vervollkommnen? — Ja, müßten wir den Bildner des Menschengeschlechts uns nicht grausamer denken als den Vater, der sein Kind mit

größter Sorgfalt erzöge, ihm alle mögliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten mitzutheilen suchte, die das Maaß der Kraft des Kindes nur fassen kann, der langsam und mit vieler Kunst an seinem Kinde arbeitete, den kleinsten Flecken seines Herzens auszutilgen suchte, und der endlich, wenn diese Vorbereitung ganz oder zum Theil beendigt, und das Kind nun geschickt wäre, in die Welt einzutreten und die Früchte einer so sorgfältigen Erziehung zu genießen, das Kind — ermordete? — Und was wäre es denn mit der so laut gepriesenen Weisheit und Gerechtigkeit dieses Urwesens? — Oder sollte das Weisheit seyn, Kräfte zu geben, um die Freude zu haben, sie wieder zu zernichten? einen Verstand zu schaffen, der, wenn es ihm vergönnt wäre, ewig zu seyn und ununterbrochen zu arbeiten, Welten umfassen und alle die geheimsten Triebfedern der Bildung, Erhaltung und der Zwecke des Daseyns durchspähen könnte, und die Kräfte dieses Verstandes schon dann wieder zu hemmen, wenn der Mensch kaum auf die Spur gekommen ist, die ihm zeigte, wie er ihn gebrauchen kann? — Oder ist das Gerechtigkeit, daß so viele aus der Welt gehen, die sich über ihr

Daseyn

Daseyn zu beklagen haben? die sich Mühe gaben, ihren Willen zu heiligen und sich nur elender fühlten, die, umsonst zur Minderung ihrer Leiden, am Tage die Nacht sich wünschten, und die Nacht hindurch nach dem Tage sich sehnten? — Freilich soll Glückseligkeit nicht Zweck des Menschen seyn! — Aber ich rede ja nicht vom Individuo; ich gedenke der Menschheit überhaupt, und hier steht zuständliches Wohl mit Wohlverhalten in keinem Verhältniß. Und doch ist's Gesetz: daß jeder so leben soll, damit Wohl des Ganzen erhalten und befördert werde. — Durch viele wird es zerstört. Soll um dieser willen der Schöpfer die andern erschaffen und an diesen Auftritten seine Freude haben? — Wenn das Gerechtigkeit ist, dann war der Mörder jenes Pharao, er mordete ihn, weil er ihm den Thron zu lange enthielt, auch gerecht; übte Gerechtigkeit aus der Stärkere, der den Schwächern von seinem väterlichen Erbe verdrängte und Besitz davon nahm; war heilig und gerecht der Wille dessen, der den Bruder zu überlisten, die Schwester zu verführen, den Vater trostlos zu machen, die Mutter zur Verzweiflung zu bringen suchte; gerecht — — doch wo gerath

ich hin? — Wer fragt denn im Tode darnach? Wer macht aus dem Grabe herauf ihm Vorwürfe? Wenn dann des Menschen Geist zerstiebt, wie sein Leib verfällt, wer will sich beklagen, daß ihm Unrecht geschehen wäre? Die noch Lebenden? — Sie, die noch in Erwartung stehen? — Nein! der Künstler tadelt selbst die Unvollkommenheit seines Werks; die kleinsten Flecken, die der Nichtkenner übersieht, bemerkt er, und sucht sie zu verbessern. Und der Schöpfer — —? Es muß Perioden geben, wo die Nacht seiner Führung sich erhellt, wo des Menschen Geist aus dem tragischen Labyrinthe des Weltlaufs sich herauswinden und einer ruhigen Anschauung sich erfreuen kann!"

„Hier kam Amenephes und unser alter Führer mit einer brennenden Fackel in der Hand, um mich aufzusuchen."

An dem bestimmten zwölften Tage trat Rhamses mit seinen ihm zugesellten Kameraden die Reise nach Memphis an. Es waren ihrer, außer den Lehrern, funfzig an der Zahl, lauter gesunde,

starke Jünglinge, und alle mit gleichem Eifer beseelt, ihre Kräfte dem Vaterlande zu widmen, nützliche Thaten zu üben. Diese theilten sich aber nach der Vorschrift wieder in verschiedene kleinere Haufen, von welchen dann jeder seinen eigenen Weg, der eine rechts, der andere links, der einige Stunden früher, jener später, nahm. Da es überflüßig wäre, einen jeden insbesondere zu begleiten, und Rhamses ohnehin in sein Tagebuch alles Merkwürdige von den nächstgelegenen Städten, so viel ihm durch treue Ueberlieferungen ertheilt wurde, mit aufnahm, so lassen wir die übrigen reisen und folgen bloß dem letztern, der den Weg in Gesellschaft der nehmlichen Lehrer und Kameraden antrat, die einst die Reise zur See mit ihm gemacht hatten. Um indeß nicht zu weitläuftig zu werden, liefern wir nur den Theil seiner Reisebemerkungen, der uns mit dem Lande, das er nun bereist, und der Verfassung und Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner bekannt macht; also nur einen Auszug aus dem Tagebuche des Rhamses.

Den siebenzehenten Athyr verließen wir, nicht ohne einige Rührung, unser Erziehungshaus.

Wir nahmen unsern Weg auf der nordöstlichen Seite nach dem Sihor zu. Bei der Gelegenheit sahen wir, daß die Stadt das ganze Thal zwischen dem östlichen und südlichen Gebirge, die denn doch wenigstens hundert und funfzig Stadien von einander liegen, einnimmt, durch den Fluß in zwei Theile getheilt wird und von ungeheurem Umfange ist. Bei unserer Fahrt über den Fluß ertheilte man uns die Schiffernachricht: daß der westliche Theil der Stadt Memnonium hieße, die Katakomben mit inbegriffe, und wegen der vielen Tempel und Palläste eher verdiene, die Residenz der Gottheiten und der Pharaone des Landes genannt zu werden, als den Nahmen einer Stadt oder der Wohnungen für Menschen zu führen. In den Katakomben sey er, der Schiffer, einmahl gewesen, und da habe ihn nichts mehr gefreut, als die vielerley Gesichter, die er auf der Wand, und die Harfner, die er al Fresco gemahlt angetroffen hätte, über welchen letzten Punkt er dann, als wir nun am Ufer waren, einen weitläuftigen Kommentar lieferte. Auf einer kleinen Anhöhe zeigte er uns eine kolossalische Bildsäule. Es stellt dieses, sprach er dabei, einen großen, berühmten

alten Pharao Namens Memnon vor. Was aber das Sonderbarste ist, so sollte man glauben, diese Bildsäule lebe, denn jeden Morgen, sobald sie von den Sonnenstrahlen begrüßt wird, giebt sie einen Klang von sich. Wir übernachteten in seiner Hütte.

Des folgenden Tages passirten wir Papa. Die Einwohner scheinen eben so stolz auf den Erbauer ihrer Stadt zu seyn, als die Diospolitaner auf die Pracht und den Umfang der ihrigen. Doch sind sie in ihren Meinungen nicht durchgehends einstimmig, denn einige geben den Osiris, andere den Memnon für den Vater an, dessen Andenken zu Ehren die Stadt den Namen trage. Beide aber lassen als vorzüglich geachtete Kinder, wofür sie sich ausgeben, keine geringe Verachtung gegen Auswärtige in ihrem Betragen wahrnehmen.

In Contrakopton hielten wir uns nur so lange auf, als erforderlich war, um Nachricht von den Merkwürdigkeiten der gegenüber liegenden Stadt Koptos, wovon diese gleichsam das Vorwerk zu seyn scheint, einzuziehen. Die sehr ansehnliche Stadt Koptos liegt mehrere Stadien vom Flusse entfernt, hat aber vermittelst eines

Kanals, worauf sich schon ziemlich schwer beladene Fahrzeuge fortbringen lassen, Communikation mit demselben. Ihre Erbauung wird in die ältesten Zeiten gesetzt. Man versicherte uns, daß dieses die einzige Stadt in unserm Vaterlande sey, die niemahls fremder Oberherrschaft wäre unterworfen gewesen; auch, geben einige vor, sey sie lange die Hauptstadt geblieben und sogar das ganze Land nach ihr genannt worden. Und wirklich stehen viele Bewohner der hiesigen Gegend in der Meinung, daß man überall von allen Bewohnern unsers vaterländischen Bodens sprechen würde: daß sie Kopten wären, und koptische Mundart und Schrift überall für Sprache und Schreibart von Mizraim gelte. Der Handelsstand steht hier in großem Ansehen. Man schmeichelt sich mit dem Gedanken, daß, so wie jetzt die Hauptniederlage aller Waaren hier wäre, die auf dem Sihor aus Aethiopien und so auch aus dem untern Theile von Mizraim heraufgeführt würden, man einst den stärksten Verkehr mit indischen Waaren hier treiben würde, sobald nur Zeit und Umstände es begünstigen würden, die ehemalige Schifffahrt auf dem Meere gegen Osten hin wieder her-

zustellen; denn nach dem südöstlichen Theile von Mizraim könne mit leichter Mühe eine Landstraße angelegt und am Ende derselben die Waaren aus Indien in Empfang genommen werden. Jetzt führt von hieraus ein Weg nach dem arabischen Meerbusen gegen Myos Hormos. Er soll sechs bis sieben Tagereisen betragen und wegen der Smaragdberge, wo, wie bekannt, Smaragde gegraben werden, höchst beschwerlich seyn. Isis, sagte man uns, habe hier in Koptos den Tod des Osiris erfahren und sich eine Haarlocke abgeschnitten.

Auf unserer Reise nach Pampanà, wo wir übernachteten, trafen wir noch einige Flecken an, die aber von keiner Bedeutung sind. Der Weg in der Nähe des Sihors war nicht der angenehmste. Denn obgleich das ausgetretene Wasser sich in das Bette des Flusses wieder zurückgezogen hatte, so gerieth man doch auf weite Strecken von einem tiefen Schlamm, der unmöglich zu durchwaden war. Es mußten daher öfters Umwege genommen werden; weswegen wir denn stark ermüdet noch gerade vor einbrechender Nacht zu Pampanà ankamen. Die Stadt ist klein und nur

merkwürdig wegen eines großen Stalles, worin Pferde zur Reise auf Kosten des Pharao unterhalten werden.

Den neunzehnten Athyr kamen wir nach Tentyre. Etwa einige Stadien vom östlichen Ufer des Flusses entfernt liegt Kaenepolis, eine dem Anscheine nach nicht unbeträchtliche Stadt. Die Reise von Pampanà hierher war ein kleiner Spaziergang, der schon des Vormittags hätte gemacht werden und wir leicht weiter kommen können, wenn wir nicht geglaubt hätten, daß diese Stadt es verdiene, sich einen Tag darin zu verweilen. Ihre Entfernung von Groß-Diospoli wird auf vierhundert Stadien angegeben. Zu den merkwürdigsten Gebäuden dieser Stadt gehören vier Tempel, die nahe bei einander liegen, und an Größe und Pracht denen zu Diospoli wenig nachstehen. Der vorzüglichste darunter ist dem Serapis heilig. Es ist dieses ein Gebäude von erstaunlicher Höhe und Größe. Der Vordertheil desselben hat in der Mitte einen gewölbten Eingang, dessen Bogen von viereckigen ungeheuren großen Pfeilern getragen wird. Darauf kommt ein großer Platz, der sich auf beiden Seiten des Einganges ausbrei-

tet, mit drei Reihen Säulen, deren eine acht Mann kaum umklaftern können, darüber ist eine flache Decke von sechs bis sieben Fuß breiten und ungemein langen Steinen. Die Decke ist gemalt. Die Säulen sind aus grauen Granitsteinen gehauen, mit Hieroglyphen geziert und Stuhl und Gebälke mit eingerechnet, über hundert und zwanzig Fuß hoch. Dem gewölbten Eingange gegenüber kommt man in einen großen viereckigen Saal mit drei Thüren, die in verschiedene Gemächer gehen, aus welchen man wieder in andere kommen kann, die ebenfalls von einer Menge schöner Säulen unterstützt werden. Die Mauern, welche ebenfalls aus grauem Granite bestehen, sind von einem ungeheuren Umfange und mit vielem Schnitzwerk angefüllt, worunter sich besonders einige vorspringende Löwen von weißem Marmor und Pferdegröße gut auszeichnen. Eine Seite fanden wir dreihundert Schritte lang. Am merkwürdigsten sind die Fenster an diesem Tempel. Es sind deren gerade so viel, als Tage im Jahre vorhanden, und so angebracht, daß jedes mit einem Grade der Sonnenbahn dergestalt übereinstimmt daß die Sonne alle Morgen einen von den in den

Tempel befindlichen Schutzgöttern, und zwar nach der Ordnung einen nach dem andern dadurch grüßen kann. Wie groß müssen nicht die Begriffe seyn, die man sich dereinst aus den Ueberbleibseln eines solchen Prachtgebäudes von der Macht und Weisheit seiner Stifter machen wird!

Der Göttin Nephthe wird von den Einwohnern vorzügliche Ehre erwiesen. Doch steht auch hier, wie in ganz Mizraim, die allgemeine Mutter, Isis, in größtem Ansehen. Des Abends hatten wir Gelegenheit, den Ausgang ihres Festes, das, wie bekannt, in diesen Tagen gefeyert wird, mit anzusehen. Zwey Priester von altem und ehrwürdigem Ansehen eröffneten den Zug, der auf der nordwestlichen Seite zur Stadt hinaus, und von da nach Südosten herum bis an den Fluß ging. Ihm folgten zwölf andere, welche einen Sarg, worin ihrem Vorgeben nach Osiris soll verborgen liegen, in ihren Händen trugen. Hierauf folgte das ansehnliche Priesterchor, hinter diesen die Einwohner der Stadt, erst Knaben und Jünglinge und dann die Männer, worauf die Weiber in der nämlichen Ordnung nachkamen. Wir hielten uns zu den Priestern. Am Flusse, den man

hier als ein Meer betrachtet, wurde der Sarg niedergestellt. Dann war es so lange still bis der Zug vollendet war. Dieser bildete in zwey großen Reihen um den Sarg, nach dem Flusse zu, einen großen Halbzirkel, wovon die innerste Reihe die Jugend und die äußerste die Alten ausmachte. Nun wurden von den Priestern in der Nähe des Sarges mancherley Ceremonien, und zwar, wie ich nicht anders glauben kann, nach Willkühr und Gefallen unternommen, die dann zum Theil von der Menge nachgeäfft wurden. Besonders war das öftere Niederfallen auf Knie und Stirn, so wie eine Art von Trauergesang von allen, die zugegen waren, genau und fertig zugleich beobachtet. Als unter stäten Abwechselungen von Gesängen und Gebethen, wenn man anders bloßes Lippengeplärr so nennen will, etwa eine Stunde verflossen seyn mochte, so trat einer der Priester mit einem göldenen Gefäße hervor, ermahnte die Umstehenden im Gebethe anzuhalten, und ging dann von einigen andern Priestern begleitet näher nach dem Flusse hin. Hier schöpfte er Wasser, kam dann mit schnellen Schritten wieder zurück und besprengte die Bahre damit, und nun — wer

hätte es glauben mögen — wurde auf einmal das Heulen und Wehklagen in ein lautes Jubelgeschrey verwandelt. Alles schrie mit heller Stimme: Osiris ist wieder gefunden worden! der Gott ist wieder auferstanden! Darauf liefen sie wie Unsinnige durch einander, und überließen sich allen Arten von Ausschweifungen, wozu ihre Neigung sie hinriß oder das außerordentliche Glück, das ihnen widerfahren war, nach ihrer Meynung ihnen ein Recht gab. Als die Menge sich verlaufen hatte, so begaben sich die Volkspriester mit ihrer Lade ebenfalls nach der Stadt. Ich gesellte mich zu demjenigen, der das Wasser geschöpft hatte, und erfuhr, daß er der einzige von den Unsern war. Auf mein Befremden, über den sonderbaren Ausgang dieses Festes, äußerte er: daß diese Gewohnheit schon zu alt wäre und zu tiefe Wurzeln geschlagen hätte, als daß es möglich sey, dem Volke durch vernünftige Vorstellungen Gründe zur Abschaffung oder bessern Einrichtung dieser Feyerlichkeit beyzubringen. Auf meine Frage: was man sich denn eigentlich für einen Zweck bey der Feyer dieses Tages dächte? denn daß es zur Nachahmung der Isis, wie sie den todten Osiris

aufsuchte, geschehen sollte, war mir aus der Geschichte bekannt, erwiederte er: daß der gemeine Mann glaube, man traure deswegen, weil nun die Erde ihres vornehmsten Schmuckes sey beraubt worden, die Bäume ihr Laub verlieren und die Tage kürzer als die Nächte wären; freue sich aber, weil man hoffe, daß es sich bald wieder vortheilhaft ändern werde. Nur die Menschen, fügte er hinzu, welche nahe am Meere wohnen, haben andere Vorstellungen. Diese glauben, daß alle Uebel des Osiris keine andere als Uebel der Erde seyen, und daß man unter der Niederlage des Typhon den Rückzug des Meeres, und unter dem Sieg des Osiris und des Orus die trockne Erde verstehen müsse.

Die Nacht wurde von den Einwohnern in Wohlleben zugebracht. Sie hielten es für Pflicht ihre Magen mit den Speisen, die sie ihnen einige Tage versagen mußten, nun mit einemmale zu versehen. Ob eine solche Ueberladung, nach langem Fasten auch ihrer Gesundheit zuträglich sey? daran wurde von den wenigsten gedacht. Einige glauben, das Fasten sey Gottesdienst, und da könne man nicht anders als wenn man hungrig

sey, sich wieder recht satt zu essen, und da es seinen Grund von der Verehrung des Gottes herleite, so glauben sie nicht, daß ihr Gott aus der Ursache Krankheiten über sie zulassen werde. Andere, hier sogenannte starke Geister, wollen zwar einsehen, daß solche Grundsätze sich nicht mit der gesunden Vernunft vertragen, aber dessen ungeachtet überfüllen sie sich eben so gut als jene, sie denken aber, eine Klystiersprütze und ein Brechpulver könne alles wieder gut machen.

Wir wurden in dem Hause des Stadtvorstehers beherberget. Das Fleisch vom Champse, das hier unter die Delikatesse gehört, und wir ebenfalls ziemlich wohlschmeckend fanden, erinnerte mich an den Auftritt zu Phtonthi mit dem Menschen von Ombi. Meine Erzählung davon erregte ein großes Gelächter, und ward Ursache eines unerschöpflichen Anekdotenkräms, den, wie sich leicht denken läßt, kein Bürger von Ombi mit Vergnügen würde angehört haben. Indeß fand ich doch keinen in der Gesellschaft, der einen solchen unversöhnlichen Haß gegen die Verehrer des Champse gezeigt hätte, als jener, der von Ombi gegen sie ist.

Als wir uns am folgenden Morgen früh auf den Weg machten, so wurden wir von mehrern jungen Männern begleitet, welche uns zeigen wollten, wie kühn und geschickt sie wären, das Champse zu fangen. Indeß war jetzt ihre Mühe vergebens, denn so sehr man auch suchte, so konnte man doch keines entdecken, wiewohl sie sich der Versicherung nach sehr häufig in der Gegend zeigen sollen. Bey dem Abschiede gab man zu verstehen, daß wir nicht stille genug gewesen wären, und das Champse scheue die Stimme und den Geruch der Einwohner, weil es sie als seine ärgste Feinde erkenne. Es war aber auch kein Wunder; denn die Leute wußten ihre außerordentlichen Thaten der Art nicht laut genug zu rühmen. Unter den vielen Beyspielen will ich nur eins, welches mir am merkwürdigsten zu seyn scheint, nacherzählen.

Vor einigen Jahren, sagte einer der Begleiter, ein Mann in seinen besten Jahren, hielt sich ein ungeheuer großes Champse hier auf, das vielen Schaden gethan, und die ganze Gegend unsicher gemacht hatte. Man gab sich viele Mühe es zu fangen oder zu tödten, aber umsonst. Einige, die es wagen wollten, büßten ihr Leben dar-

über ein, andere konnten sich mit genauer Noth nur noch durch die Flucht seinen Klauen entreissen. Es ward endlich von dem Stadtvorsteher eine reichliche Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der dieses Ungeheuer tödten würde. Dies war mir Bewegungsgrund genug, meine Kräfte und Geschicklichkeit an diesem Thiere zu zeigen. Ich ging deswegen eines Tages, ohne irgend jemand mein Vorhaben zu Hause zu entdecken, mit meinem Sohne, einem kleinen Knaben, auf den Ort zu, wo das Champse gewöhnlich hinzukommen pflegte. Hier band ich mein Kind an einen Pfahl und legte mich vor dasselbe, mit dem Bauche platt auf die Erde, hin. In meiner Linken hatte ich einen kurzen Knüttel, welcher am Ende mit einer großen Kugel von groben Garn, das ich in Pech getunkt hatte, umwunden war; in der Rechten aber hielt ich einen kurzen, dicken Knotenstock; und in dieser Lage erwartete ich das Champse. Dieses kam denn auch bald aus dem Flusse herausspatziert, und schnell auf den Knaben, sobald es ihn witterte, los. Ich blieb unbeweglich liegen. So bald es aber nun näher kam und den Rachen aufriß, um den Knaben zu ver-

schlin-

schlingen, stieß ich ihm mit aller Gewalt den Knüttel mit der gepichten Kugel in den aufgesperrten Rachen; es biß darauf, wollte zerren, dann die Kugel abbeißen und verschlingen, aber vergebens, sie blieb ihm in den Zähnen stecken, und ich hielte es damit fest, sprang aber sogleich von dem Boden auf und schlug ihm mit dem Prügel in der rechten Hand das Genick ein.

Bey Tentyre macht der Sihor die stärkste Einbiegung nach Osten hin, von hier aus aber nimmt er seinen Lauf nordwestwärts. Wir folgten dessen Richtung in der Nähe des linken Ufers. Man erzählte uns, daß in hiesiger Gegend ein starker Arm von dem Gebirge am jenseitigen Ufer nach Nordosten sich erstrecke. Es soll darin schwarzgrüner Porphyt gegraben werden, der sehr hart ist, eine sehr schöne Politur annimmt, und deswegen von den Künstlern und Bauverständigen außerordentlich geschätzt wird. Die auf beyden Seiten an dieses Porphyrgebirge anstoßenden Flächen aber sollen höchst unfruchtbar seyn und auch nich urbar können gemacht werden; denn es fehle a

Brunnen- und Regenwasser, und zudem sey es unmöglich den Sihor durch das ungeheure Gebirge dahin zu leiten.

Wir gingen heute bey dreyßig und mehrern Stadien in dem Schatten eines Palmenwaldes, der sich weit nach der Grenze Lybiens erstrecken soll. Unter den Palmen trifft man Bäume von zweyerley Art an, die sich in der Jugend leicht an den Seitenblättern, im Alter aber an Blüthen und Früchten erkennen lassen. Bey der einen Art sind nämlich die Blätter an den Seiten zusammengedrückt und haben oben eine Rinne, die in einiger Entfernung von dem Grunde ihren Anfang nimmt, und von da bis zur Spitze ausläuft, bey der andern hingegen sind die Blätter bis auf den Grund des Zweiges dreyseitig, und die Rinne läuft nicht bis zur Spitze aus. Bey beyden aber sind die Zweige gefiedert und stehen aufrecht, die einzelnen Blattabschnitte aber sind zusammengefaltet und degenförmig. In der Blüthe zeigt sich bey der ersten Art ein sechsblätteriger Kelch mit drey Staubfäden, bey der andern der nämliche Kelch zwar aber mit einem Staubwege. Jene ist unfruchtbar, diese hingegen trägt eine eyförmige

fleischichte Steinfrucht, die einen ablangen mit einer Längsfurche gezeichneten Saamen hat. Die Bäume sollen erst im sechsten Jahre fruchtbar werden. In jeglichem Jahre werfen sie zwey Reihen von Zweigen ab, daher ihr Alter jedesmal genau kann angegeben werden.

Die Palme ist einer von den nützlichen Bäumen, wovon man alles gebrauchen kann. Die Frucht wird frisch, mit ihrem eigenen Safte eingemacht, auch getrocknet gespeist; die schlechten und unreifen, so wie die zermalmten Steine, giebt man dem Vieh. Auch macht man geistige, versüßende und kühlende Getränke daraus. Selbst die unreifen Blumen oder Fruchtkolben sind so wie das Mark vom Stamm der jungen und den Gipfeln der alten Bäume eßbar. Der Stamm selbst liefert im Alter ein ziemlich gutes Bauholz. Die Zweige dienen zu Fliegenwedel und Besen, die Blätter zu Flechtwerk und Säcken, die Blattstiele zu Lattenwerk, so wie das netzförmige Gewebe an denselben zu Seilen, wozu ebenfalls die Fruchtbehälter, die sich, wenn man sie stark stößt, zu Fäden auflösen, können gebraucht werden. Das Mark der Bäume und der Datteln, so nennt man

die Früchte, dient zu Umschlägen, und aus den jungen Blättern kocht man eine Salbe. Fürwahr Ursachen genug, die die Vorsteher des gemeinen Wesens bewegen sollten, mit allem Fleiße auf die Fortpflanzung dieses Baumes bedacht zu seyn.

Wir übernachteten in Kleindiospoli. Es ist dieses ebenfalls eine ziemlich beträchtliche Stadt. Doch steht sie sowohl in Hinsicht des Umfangs als auch der Pracht der Gebäude Tentyre weit nach. In ihrer Nachbarschaft macht der Sihor die stärkste Krümmung nach Westen. Vorher gingen wir noch an einigen Ortschaften vorüber, so wie auch an einer großen Insel, deren sich nun eine große Menge von verschiedenem Umfange bis nach Memphis hin in dem Flusse vorfinden sollen.

Die Priester des Ammons stehen hier in größtem Ansehen. Sie tragen nicht nur wie andere Priester linnene Kleider und Schuhe von der Biblusstaude, sondern affektiren noch im Aeußern eine gewisse Heiligkeit. Sie waschen und reinigen nicht allein ihre Kleider sehr oft, sondern scheren auch alle drey Tage den ganzen Körper, und baden sich zweymal am Tage und zweymal des Nachts in kaltem Wasser. Und damit sie ja an diesem

nützlichen Geschäfte nicht gehindert werden, essen sie das geweihte Brod und das Rind- und Gänsefleisch, das ihnen alle Tage in Menge zugeführt wird. Auch erhalten sie etwas gewisses an Wein. Fische hingegen erlauben sie sich nicht zu essen, und schon der bloße Anblick von Bohnen erregt ihnen Abscheu, indem sie diese Hülsenfrucht, aus welchem Grunde habe ich nicht erfahren können, für höchst unrein halten.

Gegenüber, doch mehr nach Süden zu, liegt Chenoboskion. Dem bloßen Anblicke nach zu urtheilen mag es die Größe von Kleindiospoli haben. Seinen Namen erhielt es wahrscheinlich von den in seiner Gemarkung befindlichen Weideplätzen für die Gänse. Es ist möglich, daß Anfangs erst einige Hütten für Gänsehirten da gestanden haben, die sich mit der Zeit vermehrten und zur Stadt wurden. Aber auch noch jetzt werden sehr zahlreiche Heerden von Gänsen daselbst unterhalten. Die Einwohner mästen sie, und führen sie dann nach den benachbarten Städten. Es sind die nämlichen Vögel, womit die Priester versorgt werden. Sie sind etwas über zwey Fuß lang, haben einen glatten, fast walzenförmigen, röthli-

chen Schnabel mit schwarzer Spitze, einen mit braunen und rostfarbigen Wellen gezeichneten Körper; an den Schläfen und der Brust haben sie einen kastanienbraunen Flecken, der Scheitel aber ist weiß; der Rücken, die Schwanzwurzel, die Schwingfedern und der Schwanz sind schwarz, auf den Flügeln befindet sich ein großer weißer Spiegel mit einer schwarzen Querbinde; der Unterleib ist weiß, die Füße aber sind ganz roth.

Von Kleindiospoli bis Abydus, wo wir des folgenden Tages ankamen, rechnet man vierhundert und zwanzig Stadien. Von dem Sihor aus kann man auf einem Kanal nach der Stadt fahren, deren Entfernung in senkrechter Richtung vom westlichen Ufer über hundert Stadien betragen soll. Neben dem Kanal befindet sich ein dem Orus geweihter Hain von dem inländischen Schotendorn. In der Nähe desselben wird der Kanal durch einen andern, der von Kleindiospoli her in der Entfernung von funfzig Stadien in gleicher Richtung mit dem Flusse nach Norden hinläuft, durchschnitten. Nach Großdiospoli soll Abydus die größte Stadt in ganz Mizraim seyn. Am merkwürdigsten sind die Memnonsburg, ein präch-

tiges Schloß, das Memnon soll erbaut haben, es besteht aus lauter Quadersteinen, eine große Gruft, zu der man auf einer künstlichen Wendeltreppe hinuntersteigt, und ein Tempel des Osiris, in welchem ohne Musik geopfert wird. Die Einwohner vergleichen den Klang der Trompeten mit dem Geschrey eines Esels, und wie verhaßt ihnen dieses Thier ist, ist bekannt.

Da, wo der Kanal mit dem Strome zusammenfließt, liegt am östlichen Ufer die kleine Stadt Lepidotum, die wahrscheinlich von dem allgemein beliebten Fische ihren Namen erhalten hat.

Den zwey und zwanzigsten kamen wir zu der großen Stadt This. Sie liegt dicht am Sihor und soll die ehemalige Residenz der Pharaone aus der thinitischen Dynastie gewesen seyn. Nicht weit davon liegt am östlichen Ufer der Flecken Thmoi. Nach Süden zu aber läuft in einiger Entfernung ein Kanal, der bis nach der großen Oasis geführt seyn, und sich daselbst in verschiedene kleine Bäche theilen soll. Weil wir in Chemmis übernachten wollten, so ließen wir uns über den Fluß setzen.

Chemmis soll seinen Namen von dem Anführer der Halbwilden haben, die den Osiris auf seinem großen Zuge durch die Welt begleiteten. Hier denkt man sich ihn indeß als einen sehr großen Helden, der sich um seine Vaterstadt überaus verdient gemacht habe. Man zeigte uns einen Tempel, der ihm zu Ehren erbaut wurde, und in demselben eine große, gut gearbeitete Bildsäule, die ihn vorstellen sollte. Der Tempel steht mitten in einem Palmenwald, welchen eine hohe Mauer umfaßt. Auf beyden Seiten des Eingangs findet man mehrere riesenmäßige Bildsäulen. Die Einwohner glauben, wahrscheinlich auf das Vorgeben ihrer Priester, daß der Gott sich öfters im Tempel sehen lasse, und so groß sey, daß sein Fußtritt zwey Ellen messe. Seine Erscheinung aber zeige Ueberfluß für ganz Mizraim an. Es sollen ihm zu Ehren öfters kriegerische Spiele angestellt werden, bey denen die Sieger zur Belohnung Thierhäute erhalten. Zwar geben die Einwohner es zu, daß der Gott kein Eingebohrner des Landes sey, jedoch von Aeltern herstamme, die aus der Stadt gebürtig wären. Man trifft in Chemmis ganze Straßen an, wo niemand anders als Stein-

hauer wohnen. Eben so viele beschäftigen sich mit der Leinenweberey. Man macht hier aus Flachs grobe, feine und sehr feine Leinwand, Damast und Segeltuch, aber auch Tapeten und baumwollene Zeuge webt man. Der Leinsaame wird um diese Zeit gesäet, zu Ende des Tybi blühet er, Anfangs Mechir thut man ihn ein.

Weil am östlichen Ufer der Weg weniger bequem ist, als am westlichen, so wollten wir uns übersetzen lassen. Indeß änderten wir unsere Gesinnung, da wir in einem Lastschiffe, das zum Ablaufen bereit war, konnten aufgenommen werden. Diese Schiffe werden auf folgende Art zusammengesetzt. Es werden aus dem sogenannten Schotendorn kleine Breter, ungefähr zwei Ellen groß ins Gevierte geschnitten, diese werden ziegelförmig zusammengesetzt, und mit einer Menge langer Nägel befestiget. Wenn alles wohl verbunden ist, so werden Ruderbänke errichtet und die innere Fugen mit Bändern von Papyrus befestigt. Das Steueruder geht durch das ganze Schiff; der Mast besteht aus Holz von Schotendorn, das Segel aus der Papierstaude. Gegen den Strom zu fa[illegible] r[illegible], sind diese Schiffe etwas ungeschickt; sie m[illegible]

sen, wofern der Wind nicht besonders stark und günstig ist, beständig an Seilen gezogen werden. Hingegen den Strom abwärts zu fahren, geht sehr leicht. Soll die Fahrt möglichst geschwinde gehen, so befestigen die Schiffer eine aus Tamariskensträuchen geflochtene Hürde mit einem Strick an das Vordertheil des Schiffes und lassen sie ins Wasser. Dieses treibt dann gegen die Hürde zu und führt das Schiff mit Gewalt fort. Um es aber zu verhüten, daß das Schiff nicht aus dem Gleichgewichte komme und an der Vorderseite durch das gegen die Hürde zuströmende Wasser könne niedergerissen werden, wird hinten ein großer Stein angehängt, der das Schiff durch seine Schwere mit Gewalt zurückhält. Wir trafen auf unserer Reise eine große Menge dergleichen Fahrzeuge an, worunter einige von beträchtlicher Größe waren.

Der Baum, woraus diese Schiffe verfertiget werden, wächst in der Nähe des Sihors. Er hat dreimal gefiederte Blätter, von welchen die äußersten durch eine Drüse unterschieden sind; am Grunde des Blattstieles befinden sich abstehende Dornen. An den Blüthetheilen bemerkt man ei-

nen einblättrigen, fünfzähnigen, sehr kleinen Kelch; eine weiße, einblättrige, trichterförmige, halbfünfspaltige kleine Blume; unzählige, haarförmige, sehr lange, in ein Köpfchen gesammelte Staubfäden, an welchen kleine Staubbeutel queeraufsitzen; einen länglichten Fruchtknoten mit einem fadenförmigen Griffel, der kürzer als die Staubfäden ist, und eine abgestutzte Narbe hat. Die Frucht ist eine lange, walzenförmige und gleichsam in viele Gruben getheilte, hülsenartig geschlossene Kapsel, die viele rundliche Saamen enthält. Die Aehren sind kugelig und gestielt. Aus den Drüsen zwischen dem äußern besondern Paar Blätter wird, so wie aus der Rinde des Baumes, ein Gummi gewonnen, welches die Schärfe mildert, die Säfte verdickt und im Absud wider die Schmerzen der Ruhr dienlich seyn soll. Aus den Früchten aber wird ein zusammenziehender Saft gepreßt, dick gekocht, dann kalt in Täfelchen geformt und aufgehoben. Die unreifen Hülsen dienen zum Schwärzen des Leders.

Die nächste Stadt, welche wir auf unserer Fahrt am linken Ufer liegen ließen, war Champsea. Der Name giebt schon zu erkennen, was

die Einwohner für einen Gott verehren, und welche Sitten unter ihnen herrschen. Denn so viel, dünkt mir, hätte ich auf der Reise schon bemerkt, daß, je menschlicher die Menschen sich ihre Gottheit denken, desto menschlicher seyen sie selbst, so wie sie mir im Gegentheil desto größere Verwandtschaft mit Geistern oder Thieren zu verrathen schienen, je geistiger oder thierischer sie sich ihre Gottheit vorstellen.

Die zweite Stadt, welche ebenfalls am linken Ufer und wie die vorhergehende vom Flusse etwas entfernt liegt, heißt Nephthea. Würde die vorhergehende Bemerkung ohne alle Einschränkung als wahr müssen erkannt werden, so würde ich mir die Einwohner dieser Stadt um so menschlicher denken, als jene von Champsea unmenschlich sind. Denn die Göttin, die sie verehren, wird für die menschlichste gehalten.

Etwas weiter hin zur Rechten liegt Passalus, dann in einiger Entfernung zur Linken Hisoris; zwey minder beträchtliche Städte.

Bey Antäa wurde angefahren. Diese beträchtliche Stadt soll ihren Namen von Antäus, dem von Osiris über die an Aethiopien und Libyen

gränzenden Provinzen gesetzten Statthalter, herleiten, der indeß diese Ehre nicht zu verdienen schien. Denn so viel ich erfahren konnte, machte er mit Typhon, dem Brudermörder, gemeinschaftliche Sache, und soll deswegen nachher von Herkules bestraft und getödtet worden seyn. Vielleicht dürfte aber auch sein Name bloß in der Absicht hier im Andenken seyn, um eine der Verehrung entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Wenigstens war das bei mir der Fall, als mir der ihm geweihte Tempel gezeigt und dabey gesagt wurde, daß er auf der Stelle stehe, wo Typhon in dem Treffen, das ihm Isis und Orus lieferte, mit seinen Mitverschwornen überwunden und erlegt wurde. Es war mir unmöglich, eine willkührlich entstandene geheime Verwünschung gegen die am Tempel stehende Bildsäule des Antäus und innere Zufriedenheit über den glücklichen Erfolg der guten Sache zu unterdrücken.

Des Nachmittags fuhren wir zur Rechten bey Muthis, Selinon, zur Linken bey Oronopolis, Abotis und Hypselis vorbey. Bey Abotis wuchert der einschläfernde Mohn bis an die Ufer des Sihors. Man erzählte mir, daß hier zu

Lande schon die Ausdünstungen dieser Pflanze betäubend wären; daß schon Leute davon in Ohnmacht gefallen, die Farbe des Gesichts bei ihnen sich verändert, alles Gefühl verlohren hätten und langsam aufgezehrt wären. Der Saft oder die weiße dicke Milch, welche aus den Einschnitten der Mohnköpfe abtröpfelt, nennt man Opium; doch wissen die Einwohner auch aus den Köpfen und Blättern Saft auszupressen, ihn einzukochen, dann Ballen daraus zu machen, und diesen verdickten Saft unter dem Namen Opium zu verkaufen. Dieser hat zwar ähnliche Kräfte, doch kommt er dem wahren Opium nicht bey. Jedoch wird er von Ausländern geschätzt, wenn er schwarzbraun, rein, ohne Sand, trocken, fest, inwendig glatt und von starkem Geruche ist. Der Gebrauch soll die sonderbarsten Wirkungen äußern. Von einer schwachen Dosis soll die Seele in eine ruhige Wollust versinken, die, so lange sie dauert, auch heftige Schmerzen leicht überwältige und den niederdrückendsten Kummer vergessen lehre. Verliebte sollen von ihren geliebten Gegenständen so phantasiren, als ob sie gegenwärtig wären; man soll augenscheinliche Gefahren verachten; der

Gelehrte, der Dichter und Held, jeder soll in etlichen Granen Opium die wahre Begeisterung, die Muse, den Muth zum Angriffe finden. Kurz, drey Gran Opium auf die Reise, so reite jedermann sein Steckenpferd vor aller Augen, und es sey dieses das sicherste Erforschungsmittel, Geheimnisse zu entdecken. Es soll sich endlich auf kleine Dosen ein süßer, erquickender Schlaf mit schmeichelnden Träumen einstellen.

Von stärkern Dosen erscheint nach der flüchtigen Heiterkeit und der vorüberrauschenden Wollust eine unausstehliche Bangigkeit; nach der eingebildeten Riesenstärke hinfällige Ohnmacht, nach dem Eroberermuthe Tollkühnheit und Wuth ohne Bedacht. So soll es Leute geben, die mit Mordgewehren alles auf der Straße niederstoßen, was ihnen in den Weg kommt, um selbst erstochen zu werden. Der lachende Scherz katastrophirt plötzlich in Wahnsinn, Freude in stumpfe Sinnlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen alle Gegenstände und Personen und alle Martern. Endlich findet sich Lähmung und tiefer Schlaf mit entsetzlichen Träumen ein. Oft bringen schon drey bis fünf Gran alle diese heftigen Folgen mit sich, und

dann kündigen Zuckungen den schnellen Tod an. Auch diejenigen, die sich nach und nach von Jugend auf daran gewöhnt haben, schaden zuletzt durch den öftern Gebrauch ihrer Gesundheit und verkürzen ihr Leben; ihr Körper wird geschwächt, oft werden sie gelähmt und leiden Schmerzen, die tief im Knochenmarke zu nagen scheinen, und viele darunter erreichen nicht das funfzigste Jahr. Und diese schädliche Wirkung soll jede unnatürliche Wollust mit dieser erkünstelten gemein haben. Ich gedachte hier an die Lehren des Eremiten und unterstrich die fünfte bis zur zehenten und die zwey letzten.

Spät in ber Nacht fuhren wir bey Lykopolis an. Man gab vor, daß wir heute einen Weg zurückgelegt hätten, den wir zu Fuß erst innerhalb drey Tagen würden gemacht haben. Von Antäa bis hieher zählt man tausend Stadien. Die Nacht schliefen wir im Schiffe, und da wir beschlossen hatten, unsern Weg zu Fuße wieder fortzusetzen, gingen wir des Morgens frühe ans Land.

Lykopolis liegt in einiger Entfernung vom Sihor zu beiden Seiten des schon erwähnten Kanals. Man findet fast an allen Ecken der

Gas-

Gassen, so wie in den Tempeln, den Wolf in Stein gehauen. Die Ursache seiner Verehrung wird nicht von allen auf gleiche Art angegeben. Einige behaupten, die Wölfe würden wegen ihrer natürlichen Verwandtschaft mit den Hunden verehrt; denn beide Arten wären nur so wenig von einander verschieden, daß sie sich mit einander begatteten und Junge mit einander zeugten. Andere dagegen geben folgende Ursache der Verehrung dieses Thieres an. In alten Zeiten, sagen sie, als Isis und ihr Sohn Orus wider den Typhon hätten streiten wollen, wäre Osiris aus der Unterwelt in der Gestalt eines Wolfes seiner Gemahlin und seinem Sohne zu Hülfe gekommen. Nachdem nun Typhon überwunden worden, hätten die Sieger verordnet, daß das Thier, dessen Erscheinung den Sieg zur Folge gehabt hätte, verehrt werden sollte. Die meisten indeß behaupten, daß sich, als einst Aethiopier ins Land gefallen wären, große Schaaren von Wölfen versammelt und die Feinde bis hinter die Stadt Elephantine und sofort zum Lande hinausgejagt hätten; davon sey der ganze Strich Land der Distrikt der Wolfsstädter, worunter Lykopolis die Haupt-

stadt war, genannt und der Wolf besonders verehrt worden.

In der Nähe von Kusä, wo wir unsere Tagereise für heute, den fünf und zwanzigsten Athir, endigten, wandelten wir in dem Schatten der Pharaonsfeige. Die Naturgeschichte dieses Baumes schien mir zu merkwürdig zu seyn, als daß ich umhin konnte, das, was ich davon sah und von meinem Lehrer ausführlicher darüber hörte, in mein Tagebuch einzuschalten.

Der Feigenbaum gehört zu derjenigen Gattung von Bäumen, die in fleischicht werdenden ausgehöhlten Behältern ihre Saamen sitzen haben, dabey entweder mit einem fünftheiligen Kelche und einem Staubwege, oder mit einem dreitheiligen Kelche und drei Staubfäden versehen seyn sollen. Der, wovon hier die Rede ist, unterscheidet sich von andern seiner Art durch breite, eiförmige, ausgeschweifte oder fast eckige, etwas stumpfe, glatte, am Grunde herzförmige Blätter. Er breitet seine Aeste dergestalt aus, daß ein erwachsener Baum einen Umkreis beschattet, der im Durchschnitte vierzig Schritte hat. Die Frucht wächst nicht an Zweigen, sondern kommt unmittelbar am

Stamme selbst hervor. Doch wachsen auch aus dem Holze der größern Aeste fruchttragende Sprossen hervor, welche sehr gedrängt stehen. Man erzählte mir, daß der Baum wohl siebenmahl im Jahre Früchte trage, jedoch sollen nur die im Monat Payni reifgewordenen eßbar und sehr angenehm seyn.

Sonderbar ist die Erscheinung, nach der eine Gallwespe die Frucht dieses Baumes nicht allein befruchten, sondern auch zu gewissen Zeiten in großer Menge bewohnen soll. Ich will erzählen, was mein Lehrer mir darüber für eine Auskunft gab. Ich habe, sagte er, öfters in den Monaten Tybi und Mechir sowohl gefallene, als vom Baume gebrochene Früchte von einander geschnitten. Einige waren nicht gar so groß als Taubeneier, dabey hart und dunkelgrün. In dem innern hohlen Theile derselben habe ich weiter nichts gefunden, als kaum merkliche Spuren von Blüthetheilen. Andere, welche größer waren, etwa einen Zoll im Durchmesser hatten, und dabey weich und gelb waren, gaben, wenn man sie durchschnitt, einen Milchsaft von sich. Einige waren inwendig trocken, andere mit einem rothen Safte angefüllt.

Jene waren reifer und gelber, und bey ihnen sah ich Kelchschuppen, welche vollkommen ganz und nicht wie bey der gemeinen Feige gesägt waren. In der Nähe dieser Schuppen fand ich noch verschlossene männliche Blumen, die verkehrt eiförmig, eben, stiellos und durch Spreublättchen von einander abgesondert waren. In jeder dieser Blumen entdeckte ich zwey Staubfäden; nur in einer einzigen unter den unzähligen, die ich eröffnete, fand ich drey; ein Beweis, daß jenes und nicht der letzte Zustand der natürlichste ist. Der übrige Raum des Fruchtbehälters war mit weiblichen Blüthen angefüllt, die durch ein halbrundes Stielchen gestützt wurden, und mit Fruchtkeimen, die meistens aufgeschwollen, verkehrt eiförmig, von der Größe der männlichen Blüthen, am Grunde zusammengezogen und mit eigenen, bis auf den Grund getheilten und zerschlissenen Kelchblättchen umgeben waren. Gegen die Spitze hin geht aus der Seite ein kurzer, weißlichter Griffel mit einer etwas längern verdickten, walzenförmigen, braunrothen, einfachen Narbe. Alle diese aufgeschwollene Fruchtkeime waren entweder noch mit einem vollkommenen Insekte ausgefüllt, oder zeigten,

wenn sie leer waren, durch eine kleine Oeffnung an der Spitze, daß das Insekt schon ausgekrochen war; die übrigen Fruchtkeime, welche verwelkt waren, ließen mich weder wahren Saamen, noch eine Gallwespe wahrnehmen. Es ließ sich also wohl hieraus der Schluß machen: daß die Natur diese Fruchtkeime bloß zur Erzeugungsstätte gedachter Insekten bestimmt hätte, diese die Stelle der Saamen vertreten und dann wieder wechselsweis zur Vervollkommnung der Keime dienen sollten. Denn wenn die unbefruchteten verschwinden, so schwellen diejenigen allein auf, worin die Insekten wohnen, so wie es bey den Pflanzen nach der Befruchtung geschieht, nur daß dort wahrer Saame und hier das bis dahin ernährte Insekt anzutreffen ist.

Die Insekten dieser Keime sind von zweyerley Art. Die eine Art ist geflügelt und hat eine gerade Schwanzspitze, die andere ist ungeflügelt und mit doppelter in die Queere stehender Schwanzspitze versehen. In den Feigen, welche inwendig trocken waren, waren schon ungeflügelte Gallwespen mit vielen geflügelten ausgegangen, die übrigen, welche noch in den Keimen lagen, waren

ganz vollkommen und reif. Auch in der Frucht, die einen rothen Saft enthält, fand ich ungeflügelte, aber nur wenig geflügelte Insekten, und ein jedes in seinem Keime. Die ungeflügelten scheinen bloß durch das Geschlecht verschieden zu seyn, so wie es von mehrern kleinen und selbst größern Insekten, zum Beispiele den Ameisen und Kakerlaken bekannt ist. Sie vertreten die Stelle der Kunstgärtner, indem sie durch ihr beständiges Umherkriechen den Blüthestaub überall hinbringen, welcher um so besser unter die innern Theile kann vertheilt werden, weil das Saamengehäuse geschlossen ist. Das Geschäfte der geflügelten ist indeß, in andere Früchte zu wandern, dieselben zur Reife bringen zu helfen, und zugleich ihr Geschlecht fortzupflanzen. Wenn sie ausgehen, so geschieht dieses nicht durch den Nabel der Feige, sondern durch kleine Löcher, die sie neben demselben mit ihren Zähnen nach der Größe ihres Körpers verfertigen. Die zu Ende des Pharmuthi reifgewordenen Feigen werden Frühfeigen genannt, weil die übrigen nicht eher als nach erfolgter Ueberschwemmung des Sihors reif werden. Sie sind weich, gelblicht, saftig, süß, und ihre Kei-

me, ob sie gleich nicht befruchtet oder von Würmern durchstochen sind, groß und fleischicht. Die männlichen Blüthen, die sonst in der Mitte eine kleine Oeffnung haben, sind an dem Nabel geschlossen, und um denselben befindet sich auswärts herum ein breiter, eingedruckter, glänzender Ring. Dieser Ring entsteht nicht durch die Schlupfwespen, sondern ist ein Werk der Kunst. Denn wenn die Frucht im Durchschnitt zur Größe eines Zolls gekommen ist, so pflegen die Einwohner diesen Theil am Nabel zu beschneiden, welcher hernach schwarz wird. Ohne diese Beschneidung findet, wie man behaupten will, keine Reife statt. Sie bedienen sich dabei besonderer Messer, die an der Spitze gerundet und auf einer Seite zugespitzt sind. Wird bei einigen Feigen die Beschneidung unterlassen, so findet man sie gegen die Zeit der Ueberschwemmung voll von Gallwespen. Wie dem auch seyn mag; genug, in diesen durch Kunst zur Reife gebrachten Feigen habe ich nie Saamen gefunden. Das Holz dieser Bäume soll sehr fest und beinahe unverweslich seyn; daher es denn gern zu Särgen für einbalsamirte Körper genommen wird.

Zu Hierakon auf der Ostseite des Sihors, nicht weit von Lykopolis entfernt, sollen die Geyer vorzüglich verehrt werden.

Kusä gegenüber liegt Pesla. Ihre Entfernung von Lykopolis wird zu fünf hundert und fünf und zwanzig Stadien angegeben.

Bey Phylake, sagte man uns, daß dieses die letzte Stadt des diospolitanischen Gebietes wäre, und eine andere, welche nicht weit davon entlegen war, und gleichen Namen hatte, zum hermopolitanischen Distrikte, oder dem mittlern Theile von Mizraim gehöre. Bey beyden Städten findet man große Kanäle, die längs der Libyschen Grenze hinlaufen, aber, wie wir nachher gefunden haben, bey Tanis sich mit dem bisher verfolgten Kanale vereinigen. Man erzählte mir, daß der in unserer vaterländischen Geschichte rühmlichst bekannte Urenkel des Ibrahim, der Stammvater eines großen Volkes war, den Kanal bey dem diospolitanischen Philake habe graben, und ihn mit dem See Möris, wo er große Vorrathshäuser erbaute, vereinigen lassen. Lebhaft erinnerte ich mich hiebey an die Eindrücke wieder, die einst die Schilderung seines Charakters und seine Thaten auf mich ge-

macht hatte. Eben so gefällt mir der Mann, der die Geschichte desselben, so wie überhaupt die Geschichte seines Volkes beschrieben und sich als einen der ersten und größten Gesetzgeber und Staatsmänner gezeigt hat. Ich lese seine Werke mit besonderm Vergnügen. Ich achte ihn, weil er es wagte, die geheimnißvolle Lehren unsers Ordens auf ein ganzes Volk überzutragen. Der glückliche Erfolg seines Unternehmens bürgt mir dafür, daß es nicht unmöglich sey, dem Volke Vorurtheile zu benehmen und Wahrheiten rein zu überliefern, wofern es nur unsern Pharaonen Ernst wäre, und die Sache mit Klugheit veranstaltet und mit Beharrlichkeit betrieben würde.

Wir übernachteten in der wichtigen Stadt Tanis, wo für die Sonne ein prächtiger Tempel erbaut ist. Des Abends wurden in unsern Schlafzimmern viele belaubte Zweige von der Weide, welche hier häufig an den Ufern des Sihors wächst, aufgehängt. Als wir uns nach der Ursache erkundigten, hieß es: damit sie von den Fliegen nicht beunruhigt werden, denn, wenn diese Weidenblätter haben können, so verlangen sie kein Menschenblut. Des folgenden Morgens erfuhren wir in

deß den wahren Grund; denn da kam ein Mann mit einer kleinen Büchse und sammelte darin allen Fliegenkoth, den er mit einem Messerchen sehr sorgfältig von den Weidenzweigen abgeschabt hatte, und der belehrte uns, daß dieser Unrath als Arzeney gebraucht werde, und ein halber Gran davon bey der Strangurie treffliche Dienste thue. Man spanne deswegen auch dünne Fäden in den Küchen auf, damit sich die Fliegen daran setzen. Ueberhaupt ist die Weide ein sehr nützlicher Baum, sagte er, und verdiente deswegen einen sorgfältigern Anbau. Sie wächst schnell, hilft sandige Ufer befestigen, ihr Holz dient zur Feuerung, die Rinde stärkt Fasern und Nerven, und aus ihren biegsamen Zweigen läßt sich mancherley verfertigen und befestigen; auch kann man Wurzel und Rinde zum Färben gebrauchen; den Blumen gehen die Bienen stark nach, und aus den wohlriechenden Kätzchen macht man ein kühlendes, herzstärkendes, schweißtreibendes, fast in allen Krankheiten, besonders aber in hitzigen Fiebern sehr geschätztes Wasser, Kalaftwasser genannt.

Von Tanis gingen wir wieder rechts nach Großthoythea, welches hart am Sihor und von

Kusä dreyhundert und sechzig Stadien entfernt liegt. Sie unterscheidet sich durch den Beynamen der großen von einer Stadt gleiches Namens, welche im westlichen Niedermizraim liegen soll. Inzwischen, glaube ich, verdient sie wegen ihres Umfangs, und wegen der großen Tempel und Palläste, die man darin antrifft, mit Recht diese Benennung. Sie ist von einem großen Strich Landes die Hauptstadt; und schon aus dem Staate, welchen der Statthalter führt, läßt sich auf die Größe seiner Herrschaft schließen. Denn nicht allein Phylake, Tanis und andere geringere Ortschaften sind ihm unterworfen, sondern sogar die drey Oases hinter dem libyschen Gebirge stehen unter seiner Oberherrschaft. Die große soll sieben Tagereisen von Großdiospoli entfernt seyn, die kleinste in der Gegend des See Möris, und die mittlere in der Richtung nach der größern zu liegen. In der Nachbarschaft der letztern soll eigentlich der Tempel des Ammons, worunter Osiris zu verstehen ist, sich befinden. Alle drey haben hier wegen ihrer Fruchtbarkeit, des Ueberflusses an Wein und Wasser und allen übrigen Dingen, die zur Bequemlichkeit des Lebens erforder-

lich sind, den Namen der glücklichen Insel erhalten. Die Stadt soll dem Thoyth zu Ehren erbaut worden seyn, und er unter dem Namen Kynokephalus allhier verehrt werden. Es ist dieses der Name von gewissen Affen, wovon man besonders unter zwey Arten ungewiß wird, welche eigentlich gemeynt sey. Die eine hat einen langen Hundskopf, gelbgrüne Haare, einen geraden Schwanz und kahlen After, aber keinen Bart; die andere Art ist der vorhergehenden sehr ähnlich, doch gehet die Schnautze weiter hervor, die Farbe ist blässer und die Nägel sind alle rund; der After ist gleichfalls kahl, aber mit einer schwielichten Haut bewachsen.

Weil wir beschlossen hatten, alle Städte unseres Vaterlandes, so weit es seyn könnte, zu durchreisen, so ließen wir uns bey Thoúthea überschiffen, gingen vor der kleinen Stadt Busiris, welches die vierte dieses Namens seyn soll, vorüber, ließen Besantinoe, nach einer einheimischen Gottheit Besa, von andern auch Abydus genannt, liegen, und begaben uns nach den Grüften, die

von der Göttin Bubastis ihren Namen herleiten. Sie sind ebenfalls, wie die Grabhöhlen bey Diospoli in Felsen gehauen, aber weder so zahlreich noch so ungeheuer im Umfange; doch sind einige darunter mit größerer Kunst und Geschicklichkeit bearbeitet. Wenigstens übertrifft die Anlage, der innere Bau und das Gemählde alles, was ich noch Schönes und Vortreffliches in der Art gesehen habe. Wir blieben die Nacht über in dem davor liegenden kleinen Flecken.

Von hier aus ging die Reise des folgenden Tages durch Akoris, Kynopolis nach Muson, wo wir nach einem ziemlich beschwerlichen Marsch mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Weg auf dieser Seite ist bey weitem nicht so gebahnt, wenigstens um diese Jahrszeit, als auf der westlichen, und der Wanderer wird unter beständiger Abwechselung von Unannehmlichkeiten bald durch Sümpfe, bald durch Sand, bald auf einem schmalen Fußsteig am Abhange steiler Felsen hingeführt. Indeß schreckte uns das alles nicht ab, eine Ausflucht nach dem Alabaster, einem hohen Gebirge gegen dem rothen Meere hin, zu machen.

Mit Tagesanbruch begaben wir uns mit einigem Mundvorrath und Wasser versehen auf den Weg, der sich ostnordwärts von Muson hinzog. Erst gings auf einem sehr schmalen Fußsteig über das steile hohe Felsengebirge, das sich wie das westliche in der Gegend der Katarakten erhebt, dann längs dem Sihor in einer nicht immer gleichen Entfernung von dem gegenüber liegenden bis zur südlichen Spitze des Delta oder der Stadt Kerkasorus erstrecken, darauf nach dem Hauptarm des Flusses, der südöstlich läuft, sich hinziehen und endlich in den sandigen Wüsteneyen verlieren soll. Das Thal, welches dadurch gebildet wird, ist bald weit, bald enge. Da, wo es am engsten ist, wird die Breite auf zweyhundert Stadien angegeben; doch soll es an einem und dem andern Orte noch viel enger und nur so breit seyn, daß der Fluß durchkommen kann. In dem Gebirge werden Sandsteine, Alabaster, Granit, Porphyr und Marmor von mannichfaltiger Güte und Farbe gegraben. So giebt es zum Beyspiel rothbraunen, ganz schwarzen, ja auch ganz weißen Granit, und der Arten von Jaspis und Porphyr sind unzähliche; am häufigsten findet man eine schwärzlichte

mit weißen Flecken und eine dunkelgrüne mit weissen Adern.

Da, wo das steile Gebirge sich endigt, trifft man auf eine beständige Abwechselung von Hügeln und Thälern bis zum Alabaster und so weiter bis zum rothen Meere. Die Hügel sind nicht gar hoch, und bestehen aus Kalkstein, worin man häufig Petrefakten findet. Die äußere Rinde wird zwar in Erde aufgelöst, kann aber doch aus Mangel des Wassers zum Anbau nicht benutzt werden. Blumen und Pflanzen sucht man daher in diesem Theile unsers Vaterlandes vergeblich. Nur an dem Abhange der Hügel vegetiren auf der Seite, die im Schatten der Sonne sich befindet, einzelne Pflanzen, die aber, weil sie von keinen Bäumen beschattet, von einer immerwährenden Hitze gedrückt und nur durch den Thau getränkt werden, ein höchst trauriges Ansehen haben. Eben so sieht es auf den zwischen diesen Hügeln befindlichen Thälern aus. Sie sind eng und tief, haben größtentheils einen Sandboden, der nur hie und da mit Thon vermischt ist, und, da ihnen Feuchtigkeit mangelt, nicht geschickt viele Gewächse zu ernähren. Hier wurde es mir erst begreiflich, warum

sich alles in dem engen Sihorsthale so zusammengedrängt, als wenn kein leerer Raum mehr auf der Erde zu finden wäre.

Mit wie vielen Beschwerlichkeiten wir auf unserer Reise zu kämpfen hatten, läßt sich aus der kurzen Beschreibung des Bodens, den wir zu durchwandern hatten, leicht einsehen. Des Tages drückte uns die Hitze bald zur Erde nieder, des Nachts mußten wir unter freyem Himmel unsere Lagerstätte nehmen und froren, da wir von kaltem Thaue benetzt wurden. Erst in der Mitte des dritten Tages, den ersten Choiak, erreichten wir den Alabaster und die am Abhange auf der nördlichen Spitze dieses Gebirges erbaute Stadt gleiches Namens. Das Gebirge erstreckt sich von hier aus nach Südosten, und soll daselbst Gemeinschaft haben mit den Bergen, die sich längs dem rothen Meere hinziehen. Es ist kahl und steil, und nur in der Gegend, wo die Stadt liegt, mit fruchtbaren Bäumen und Gewächsen versehen. Auch findet man unweit der Stadt nach Norden zu in einem engen Thale einen Brunnen, der die Einwohner, deren Vorfahren ihn gegraben haben, hinlänglich mit Wasser versieht. Man möchte die

Leute

Leute hier angesessene Monaden nennen. Sie ernähren sich von der Viehzucht und dem Landbau, der aber mühsam zu betreiben ist, da indeß ihre Heerden einen hinlänglichen Vorrath von Gras und andern guten Futterkräutern finden. Von jenen, den eigentlichen Gräsern, zählte ich eine Menge bekannter und unbekannter Arten, unter diesen sind die gewöhnlichsten: Klee, Bufbohnen, Senf und Burzeldorn.

Unter den Kleearten wird ein gewisser Hasenklee mit weichhaarigen Kelchen hier stark gebaut. Er hat zollange, auf beyden Flächen filzige, lanzetförmige, gezahnte, wechselsweis nur an den Blüthen gegenüberstehende Blätter, welche von einem zottigen, kielförmigen Stiel gestützt werden, der sich mitten zwischen häutigen, bauchigen, stengelumfassenden, gefranzten, weißlichen, mit grünen Adern und auf beiden Seiten mit einer langen, grünen, linienförmigen Spitze versehenen Blattansätzen befindet. Die gestielten Blüthehäuptchen sind am Ende der Zweige und des Stengels. Der zottige Kelch hat fünf linienartige, lanzettförmige, gerade Zähne, worunter die äußersten die größten sind. Die Blume ist einblättrig;

die Fahne linienförmig, stumpf und länger, als die am Grunde mit dicken, hervorstehenden Schwielen versehene Flügel. Die gegen die Fahne gerichtete Narbe ist feinhaarig. Dieser Klee, von dem anderwärts in unserm Vaterlande ganze Aecker voll gebaut werden, soll das beste und beynahe einzige Futter für das Rindvieh seyn, bey Zurücktretung des Sihors gesäet und dann dreymahl können geschnitten werden. Die erste Erndte wird für die beste gehalten, nach drey Monathen hat er abermahls eine Höhe von zwey Schuh ererreicht, und wird dann abermahls geschnitten, nach der dritten Erndte aber stirbt er aus. Hier an dem Alabaster wird er in der Nähe des erwähnten Brunnens gebaut, wo das Land erst durch hierzu geschickte Maschinen befeuchtet, und dann der Saame darauf geworfen wird. Man berichtete mir, daß es auch auf hochliegenden Aeckern am Sihor so geschehen soll.

Eine andere Art von Klee mit einem kriechenden Stengel, mit rothen, einblätterigen, rücklingsliegenden Blumen, die eine gerade, stumpfe Fahne haben, mit einem Kelche, der unten drey kürzere gleichlaufende und oben zwey längere von

einanderstehende Zähne hat, mit zottigen, kugelichten, gestielten Häuptchen, welche aus den Blattwinkeln hervorkommen, mit eyförmigen, gesägten, glatten Blättern, wächst häufig unter dem sogenannten Steinklee mit traubenförmigen, nackten, einsaamigen, runzlichten Hülsen, mit weitschweifigem Stengel, keilförmigen, an der Spitze gesägten Blättern und gelben Blumen.

Auch der Schneckenklee mit verkehrt eyförmigen, ausgerandeten, sehr kurzen, an der Spitze keilförmigen, am Grunde ganzen, sonst allenthalben tiefgesägten und filzigen Blättern wird hin und wieder in der Nachbarschaft der vorhergehenden gebaut. Seine Hülsen sind links doppeltschneckenförmig gewunden, haben an jedem Rande eine doppelte Reihe von abstehenden Dornen und oben und unten eine ebene Fläche. Man trifft diese Kleeart unter so vielerley Gestalt und einer so großen Verschiedenheit des Saamens an, daß man nicht weiß, ob man eben so viele Arten oder nur Varietäten von einer Art vor sich hat.

Der Mannaklee mit ausgebreitetem Stengel und abstehenden blüthetragenden Dornen scheint hier einheimisch zu seyn. Wenigstens wird er häu-

fig auf der Südseite des Alabasters wildwachsend gefunden. Er hat eine ausdauernde Wurzel, die oftmahls neue Stengel hervortreibt. Die anderthalb Fuß hohe länglichtrunde, glänzende, zottige Stengel breiten sich sehr weit in abstehende, wechselsweise, stiellose, gerade Zweige aus, welche abermahls neue Zweige hervorbringen. Die Blätter stehen durchaus wechselsweis, sind stiellos, ablang, ausgerandet, zottig und hängen abwärts. Die Blattansätze sind kurz, fadenförmig, braun und ebenfalls abwärts hangend. An jedem Blattwinkel stehen einzelne, abstehende, zollange, runde, zottige, grüne, starre und mit einer gelben Steifspitze versehene Dornen hervor, an welchen wechselsweis zwey bis drey abstehende Blumen aufsitzen, die von einer kurzen, fadenförmigen Schuppe unterstützt werden. Am Grunde des glockenförmigen Kelches, der einen fünftheiligen Rand hat, befinden sich zwey fadenförmige gelbrothe Schuppen. Die Schmetterlingsblume ist groß und schön roth, hat eine rückwärts gezogene Fahne mit einem eingebogenen Rande und gelben Unterseite, sich zusammenneigende, niedergebogene, flache Flügel und ein aufwärts steigen-

des, stumpf gerundetes Schiffchen. Die Schoten sind zottig, walzenförmig, zergliedert. Für die Kameele scheint diese dornige Pflanze ein Lieblingsfutter zu seyn. Wenn sie sie haben können, so suchen sie nach keiner andern. Mit der verwelkten Pflanze unterhalten die Einwohner ihre Feuer.

Neben diesem Klee wächst noch eine andere Pflanze, die ebenfalls von den Kameelen, ob sie gleich überaus dornig ist, nicht verschmäht wird. Sie ist staudenartig, hat eiförmige, ablange Blätter und fadenförmige Dorne, die noch einmahl so lang als die Blätter sind. Die Pflanze wird ungefähr anderthalb Fuß hoch und ist bis in die aschgrauen Zweige dornig und holzig, trägt weißgelbe Schmetterlingsblumen und eine völlig zottige Hülse, die ein zur Dicke eines halben Zolles aufgeblasener weiß durchscheinender Kelch einschließt. Man nennt sie die dornige Colutea.

Von den sogenannten Futterbohnen habe ich nur ein klein Stück Land bepflanzt gesehen. Am Sihor werden sie häufiger gebaut. Doch trifft man sie am Fuße des Alabasters auch wild an. Sie sind für Rindvieh und Schaafe ein gutes Fut-

ter. Besonders bedient man sich ihrer auf der Reise, wo der Klee nicht gut fortzubringen ist. Man macht zu dem Ende Mehl aus den Bohnen, und vermischt dasselbe nachher mit der Spreu, welche schon während des Dreschens klein gemacht wurde. Wenn sie noch jung sind, so werden sie eben so, wie die gemeinen Bohnen und die Faseln mit den Hülsen, die, nachdem sie klein geschnitten worden, gekocht werden, von den hiesigen Einwohnern gegessen. In der Nähe des Sihors würde man das zu thun Bedenken tragen. Der Stengel dieser Pflanze wird drey bis vier Fuß hoch, ist steif, viereckigt und steht von selbst aufrecht. Die Blätter bestehen aus zwey, drey oder mehrern Paaren, länglichten ganzen Blättchen, und der Stiel endigt sich in eine einfache Spitze. Die weißen Schmetterlingsblumen, wovon die Flügel in der Mitte einen schwarzen Fleck haben, zeigen sich am Ende des Monats Tybi. Zwischen diesen wachsen Hülsen mit Saamenvertiefungen hervor, oder solche Hülsen, wo die beiden Schaalen der Hülsen Vertiefungen haben, in welchen die Saamen liegen, ohne daß diese Schaaleneinbiegungen inwendig durch besonde-

re Scheidewände von einander abgesondert wären.

Unter den Thieren, die man heerdenweis auf der Ebene oder am Berge weiden sieht, sind die Ziegen die zahlreichsten. Man schätzt sie besonders wegen der guten Milch, die sie liefern, bewahrt diese allein zum Gebrauche auf und macht aus der, die man von den Kühen erhält, bloß Käse und Butter. Rindvieh und Kameele mögen nach der Anzahl in gleich großem Verhältnisse stehen. Doch trifft man auch große Heerden Schaafe an, aber Schweine giebt es nur wenige und Pferde sah ich gar keine.

Man rühmte uns schon vorher, ehe wir die Reise nach dem Alabaster unternahmen, die patriarchalische Regierungsart des hiesigen Städtchens, dessen Einwohner völlig unabhängig von irgend einer benachbarten Macht sind. Dieses hatte denn auch eigentlich die Begierde in uns erregt, hierher zu reisen, um selbst zu sehen und zu hören. Und ich kann sagen, wie denn jeder meiner Gefährten das nämliche behaupten wird, daß die Unternehmung mich nicht gereute. Dem Aeußern nach zu urtheilen, hat die Verfassung

und die Lebensweise dieser Städter viel mit der, die ich bei den Troglodyten bemerkte, gemein. Nur daß sie außer der Viehzucht sich auch noch auf Ackerbau und die Bereitung ihrer Produkte verstehen. Man trifft Manufakturen und Fabriken bei ihnen an. Zu jenen rechne ich diejenigen bürgerlichen Gewerbe, welche rohe oder zum Theil zubereitete Producte entweder mit der Hand, oder durch Maschienen, oder mit beyden zugleich, dahin zum Beyspiel alle Arten von Webereyen gehören, jedoch ohne Feuer und Eisen veredeln; zu diesen hingegen zähle ich alle rohe oder zum Theil zubereitete Produkte, die durch Feuer und Eisen veredelt werden. In wiefern das bey den Troglodyten Statt findet, kann ich nicht sagen; denn in ihrer innern Haushaltung habe ich mich nicht umsehen können. Ich zweifle aber nicht, daß es nicht eben so seyn sollte. Wenigstens trifft ihre Verfassung darin überein, daß bey ihnen alles gemeinschaftlich geht. Doch scheint hier diese Gemeinschaft nicht so durchaus Statt zu finden oder sich über alles zu erstrecken, als es nach der Erzählung bey den Troglodyten seyn soll. Hier giebt es wenigstens geschlossene Ehen und Ortsvorstän-

de, wiewohl doch auch die Kinder gemeinschaftlich erzogen werden. Die Geschichte dieses kleinen Staates wurde mir von einem der Vorsteher auf folgende Art angegeben.

Vor mehreren Jahrhunderten hat sich ein Mann von arabischer Abkunft hier niedergelassen. Man giebt vor, daß ihm die Lebensart des Stammes, wo er geboren und erzogen wurde, und die darin bestanden hätte, daß man nur von Rauben und Plündern lebte, mißfallen habe. Nachdem er lange Zeit gegen diese seinen innern Gefühlen zuwider laufenden Sitten unter den Seinigen gearbeitet und nichts ausgerichtet habe, so sey er heimlich mit seinem Weibe und mit seiner Heerde entwichen, habe lange in Wüsteneyen umhergeirrt, und endlich diese Gegend, wo er Wasser und etwas Weide für sein Vieh gefunden, zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Er selbst lebte Anfangs von wilden Datteln und Wurzeln und der Milch seiner Heerde. Durch Kunst und Fleiß aber brachte er es bald dahin, daß der Boden ihm bessere Nahrungsmittel liefern, und ihm eine größere Heerde Vieh ernähren mußte. Seine Familie vergrößerte sich bald. Im hohen Alter sah er ein

große Anzahl Enkel und Urenkel. Diesen allen war er Vater, Freund und Rathgeber. Sein Ansehen unter ihnen war groß; er winkte, und sie gehorchten; ihre größte Glückseligkeit fanden sie in dem Bewußtseyn: sich seines Beyfalls erfreuen zu dürfen. Seinen Söhnen und Töchtern erlaubte er sich untereinander zu heurathen. Doch schickte er erstere vorher noch auf Reisen, wobey er ihnen die Gegend bezeichnete, wo sie hin sollten; es waren die um den Sihor und nach Arabien. Unter andern Lehren, die er ihnen mit auf die Reise gab, war auch die, daß sie weder ihre Abkunft noch ihren Wohnort verrathen sollten. Denn, fügte er hinzu, so lange wir noch schwach sind, werden wir nur so lange in dem ruhigen Besitze unsers Eigenthums bleiben können, als unsere Nachbarn nichts von uns wissen. Seine Söhne kamen nach einigen Jahren mit mancherley Erkenntnissen und Erfahrungen bereichert wieder zurück; auch brachten sie Saamen und Reißer von vielerley Gewächsen mit. Sie vertrauten beydes der Erde an, und veredelten so den Boden und ihre Lebensweise. Vor seinem Ende bestimmte der Vater seine vier Söhne zu Vorstehern seines Hau-

ses, und verordnete, daß es beständig so sollte gehalten werden, daß nämlich immer die vier ältesten im Stamme zu Vorstehern sollten erwählt werden, und so wie einer von ihnen stürbe, der älteste jedesmal in seine Stelle eintreten sollte. Und so ist es bisher auch immer gehalten worden. Wir sind, sagte der würdige Alte, der mir diese Nachricht ertheilte, bisher den Vorschriften unsers Ahnherrn getreu geblieben, und haben uns noch immer wohl dabey befunden. Wir vier stehen für das Ganze; alles was angeordnet und gethan wird, geschieht nach unserer Leitung; unsere Heerden, unser Land, unsere Kasse, alles ist gemeinschaftlich. Keins unserer Mitglieder hat ein näheres Recht darauf, keins leidet zum Vortheile des Ganzen. Wir leben ruhig und sicher. Geringen feindlichen Streifpartheyen haben wir uns furchtbar gemacht, mit den benachbarten Staaten stehen wir im Fried- und Freundschaftsbündniß. Unserer Gesetze sind wenige, aber sie reichen hin unser Interesse zu sichern und zu vervielfältigen. Ein Grundsatz, die Sorge für die Erhaltung des Wohlstandes vom Ganzen herrscht durch alles, ist die Grundlage unserer Erziehung, die Richtschnur

unserer Gerechtigkeit, der Beweggrund unserer Arbeit und das starke Band, das uns brüderlich und schwesterlich knüpft.

Hier konnte ich mich nicht enthalten dem Vorsteher zu entgegnen: du sprichst von Erhaltung des Wohlstandes in Absicht auf das Ganze; ich will nun nicht geradezu die Frage, welche mir vielleicht deiner Meynung nach der Augenschein schon beantworten müßte, dir vorlegen: ob nämlich Wohlstand bey euch zu finden sey; aber, wie mich dünkt, sollten eure Grundsätze doch vielmehr auf Vervollkommnung als auf Erhaltung gerichtet seyn. Denn da Wohlstand doch immer ein relativer Zustand bleibt, so möchte mancher, der nach seiner Idee zu richten gewohnt ist, so leicht keinen Wohlstand bey euch bemerken; und —

Nur fortgefahren im Beweise, nahm der Alte das Wort für sich, da Vervollkommnen noch nicht Vollkommenheit selbst ist, mithin Vervollkommnung ein eben so relativer Begriff bleibt, als der, den du dir unter Wohlstand denkst, so wird mir auch niemand genau angeben können, was es unter der Vollkommenheit, zu der wir es bringen müßten, verstanden haben will.

Fast sollte ich glauben, versetzte ich, du scheinst keinen Unterschied zwischen Vervollkommnung und Vollkommenheit oder Vollkommnermachen und Vollkommenseyn gelten zu lassen.

Das folgte, erwiederte er, nun noch nicht gerade aus meiner Behauptung. Da ich indeß gewohnt bin, jede Sache bey ihrem rechten Namen zu nennen, und also auch alles dasjenige, was nirgend anders als in unsern Ideen statt findet, oder alles was uns unsere Phantasie als wirklich vorspiegelt, da es doch in der Reihe wirklicher Dinge nicht zu finden ist, unter die Träumereyen zu rechnen, die den Menschen wohl belustigen, aber nie ihm reellen Genuß gewähren können; und da mir die so laut gepriesene Idee von Vollkommenheit, so wie die ganze Theorie von Vervollkommnung eine Idee gedachter Art zu seyn scheint, so kann ich nicht anders, ich bin genöthigt sie unter die belustigenden Chimären zu rechnen. Denn was ist diese Vollkommenheit? Wo ist sie gegeben? Wer hat sie? Soll ich sie bey der Menschheit oder bey dem Menschen finden? Ich fürchte, ich suche vergebens. Man stellet sich das kollektive Ding, das menschliche Ge-

schlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt, die Vorsehung habe sie hieher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Hier in der Wiege, saugt an der Brust, oder lebt von Milch und Honig; dort in männlicher Rüstung und verzehrt das Fleisch der Rinder; und an einem andern Orte am Stabe und schon wieder ohne Zähne. Daß wir doch immer wider alle Theorie und Hypothesen uns sträuben, und von Thatschen reden, nichts als von Thatsachen hören wollen, und uns gerade da am wenigsten nach Thatsachen umsehen, wo es am meisten darauf ankommt. Man will errathen, was für eine Absicht bey dem Gange der Menschheit zu Grunde liege? Man schmiede keine Hypothesen; schaue nur umher auf das, was wirklich geschiehet, und, wenn man einen Ueberblick auf die Geschichte aller Zeiten werfen kann, auf das, was von jeher geschehen ist. Dieses ist Thatsache, dieses muß zur Absicht gehört haben, muß in dem

Plane der Weisheit genehmigt, oder wenigstens mit aufgenommen worden seyn. Die Vorsehung verfehlt ihres Endzweckes nie, was wirklich geschieht, muß von jeher ihre Absicht gewesen seyn. Nun findet man, in Absicht auf das gesammte Menschengeschlecht, keinen beständigen Fortschritt in der Ausbildung, viel weniger Vollkommenheit. Zwar sieht man wohl das Menschengeschlecht im Ganzen kleine Schwingungen machen, aber es thut nie einige Schritte vorwärts, ohne bald nachher, mit gedoppelter Geschwindigkeit, in seinen vorigen Zustand zurück zu gleiten. Die mehresten Nationen der Erde leben viele Jahrhunderte auf derselben Stufe von Kultur, in demselben dämmernden Lichte, das unsern verwöhnten Augen viel zu schwach scheint. Die Menschheit schwankt beständig zwischen festgesetzten Schranken auf und nieder, behält aber im Ganzen betrachtet, in allen Perioden der Zeit ungefähr dieselbe Stufe der Sittlichkeit, dasselbe Maaß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, von Glückseligkeit und Elend, dasselbe Resultat, wenn Gleiches mit Gleichem in Berechnung gebracht wird, von allen diesen Gütern und Uebeln so viel, als zum

Durchgange der einzelnen Menschen erforderlich war.

Eben so ist es mit dem einzelnen Menschen. Der Fortgang ist für denselben einen Theil seiner Ewigkeit hier auf Erden zuzubringen. Jeder gehet das Leben hindurch seinen eigenen Weg; diesen führet der Weg über Blumen und Wiesen, jene über wüste Ebenen oder über steile Berge und gefahrvolle Klüfte. Je zuweilen sieht man auch einen Punkt in der großen Masse sich entzünden, und zum glänzenden Gestirne werden, aber auch eine Laufbahn durchwandeln, die ihn nach einer bald kurzen, bald längern Periode zurückführet, und wiederum an seinen Ort des Stillstandes, oder nicht weit davon, absetzet. Wie ist es mir also möglich, bey dieser Verschiedenheit der Wege, bey diesem Kreisgange des Lebens den Punkt zu finden, den das Muster der Vollkommenheit einnimmt? Und daß ich Entwickelung der Anlage, Benutzung der Kräfte nicht Vollkommenheit, nicht einmal Streben nach Vollkommenheit nennen kann, habe ich, däucht mich, schon gesagt. Es ist eine bloße Erscheinung in Zeit und Raum, ein bloßes Fortschreiten mit den Jahren, worin nur

Eigenliebe oder Schmeicheley ein Subjekt aufstellen und sagen könnte, das ist Bild der Vollkommenheit, ist Muster für alle.

Doch, möchtest du mir sagen, du mußt ein übersinnliches Wesen annehmen. Allein ich bin ein vernünftigsinnlicher Mensch, wie soll es mir möglich seyn, ein solches Wesen vor meine Fassungskraft zu bringen? Durch Sinne und Erfahrung. Woher kann ich diese erhalten? Doch wohl nicht von den mich umgebenden Gegenständen? Ich weiß ja selbst nicht einmal von diesen etwas Gewisses; kenne nur den Schatten, den Umriß, die Erscheinung davon; das Wesen derselben ist mir höchst fremde. Oder soll ich auf dem Wege der Demonstration mich einem solchen Wesen nähern? Wo beginne ich diesen Weg? Soll mich etwa meine Vernunft darauf führen? So entstünde die neue Frage, wie ist es ihr möglich? Und wenn ich dann die Antwort erhielte: durch Natur und Ueberlieferungen, so wäre ich dann so weit wie vorher; und das letzte müßte meine Begriffe um so mehr verwirren; denn alle, die ich hörte, würden mir, ein jeder nach seiner Art, das Bild zu einem Wesen entwerfen, das nach seiner Mey-

nung das vollkommenste wäre, und so hätte ich ja das vollkommenste Wesen nicht selbst gefaßt, ich hätte nur die Form erhalten, so wie sie einem jeden beliebt hätte. Wollte man mir nun sagen, du mußt diese Formen gegen einander halten, und deine eigene Vernunft urtheilen lassen, so hätte ich immer noch nichts gewonnen, so würde wohl gar bey der Vergleichung ein neues Bild entstehen, von dem ich nun noch weniger Gewißheit haben könnte, ob es irgendwo im Originale existirte, und dem ein anderer, der ebenfalls Kenner seyn wollte, gar leicht etwas Unnatürliches oder Unvollkommnes wenigstens andichten, und so alle meine Beweise, die ich für meine Hypothese aufgeführt hätte, schwächen könnte. Da mir es also unmöglich fällt, mir einen richtigen Begriff von einem solchen Wesen zu machen, das die Vollkommenheit selbst wäre, so ist mir auch die Annäherung zu demselben unmöglich, so fällt auch bey mir die schön geschmückte Hypothese von Vervollkommnung, in das, was sie ist, in ihr Nichts zurück.

Und doch fand ich, versetzte ich dagegen, daß ihr eure Kinder erziehet, sie also zu vervollkommnen sucht?

Und Kinder erziehen, antwortete er hierauf, ist doch wohl nicht anders, als ihre Kräfte und Gaben sie kennen lehren, also auf eine Sache aufmerksam machen, die schon vorhanden ist; also zu wachen, daß die Kräfte nicht vermodern, sondern benutzt werden. Die Natur macht nirgends Sprünge; würden wir ihr im Erziehungsgeschäfte Schritt vor Schritt folgen, es würde weit besser für die Menschheit gesorgt werden, als nun, da man nach dem sogenannten Vollkommenheitssystem die natürliche Bahn verläßt, und auf einer gekünstelten Sprünge machen läßt, nur Männer und keine Kinder sehen will, und eben dadurch bewirkt, daß man selten Männer, und größtentheils nur Kinder wirklich auf derselben antrifft. Aber wie dem auch sey, ich treffe, wenn ich unpartheyisch urtheilen will, weder auf dem einen noch auf dem andern Wege Vollkommenheit an. Bey dem, der durch Kunst angelegt wird, bemerke ich zwar vorgebliches Streben nach einem solchen Ziele, aber gerade der Umstand, daß noch niemand dieses Ziel erreichte, und die Bemerkung, daß alle diejenigen, die sich deswegen Mühe, das heißt, das Ansehen geben, jenen, die den natürlichen Weg verfolgen,

weit zurückstehen, giebt meinem Beweise, daß solche Menschen bloß nach Luftgestalten haschen, neue Stärke. Ueberhaupt beruht ja alles auf der Vorstellung des Augenblicks. Eine Sache, die mich jetzt erfreut, kann mich morgen betrüben, was ich heute mit Lust unternehme, kann mich schon, noch ehe die Handlung ganz vollbracht ist, wieder reuen, und so auch kann das, was mir jetzt Schmerz verursacht, in der Folge angenehme Eindrücke auf mich machen. Wir dürfen bey sinnlichen Gegenständen oft nur den Sehepunkt verrücken, und es erscheint alles ganz anders, die grüne Farbe kann uns blau, zwey Gegenstände als einer, und umgekehrt, das, was in der Nähe ist, als weit entfernt, und das, was nichts ist, als etwas vorkommen, zum Beyspiel die rothe Farbe des Wassers bey der Brechung der Sonnenstrahlen unter einem gewissen Winkel, das Aufliegen des Himmels auf den Bergen, und unzählige andere Erscheinungen mehr. Aendern sich aber auf die Art beständig unsere Vorstellungen, und zwar unter Umständen, die wir ganz und gar nicht in unserer Gewalt haben, die oft nur eine Folge der Zeit oder der Eindrücke sind, die wir von außen erhalten, so kann

ich das doch nicht Streben nach Vollkommenheit nennen; kann selbst von dem, der auf andere wirkt, nicht sagen, daß er an ihrer Vervollkommnung arbeitet; er weiß ja selbst nicht, was Vollkommenheit ist.

Wenn wir nun, sagte ich hierauf, annehmen, daß sich vervollkommnen und das Bestreben der Wahrheit am nächsten zu kommen, gleichbedeutende Begriffe wären?

Und was, rief er mir etwas hitzig entgegen, wäre damit ausgerichtet? Ist es denn etwa ganz ausgemacht, was Wahrheit ist? Noch finde ich sie nirgend anders als in der Ideenwelt. Es paßt also auch alles auf sie, was ich bisher von dem Vollkommenheitssysteme gesagt habe. Denn denke dir nur einmal die wichtigsten Angelegenheiten und die Hoffnungen des Menschen, und stelle eine Vergleichung der Vorstellungen an, welche die Menschen darüber haben: welche auffallende Verschiedenheit! Wo ist hier Wahrheit zu finden? Du wirst mir sagen: da wo die wichtigsten Gründe vorhanden sind. Allein, behauptet nicht jeder von den seinigen, daß sie die wichtigern sind? und dann ist es uns möglich, sie alle zu hören und zu

prüfen? und das müßte denn doch seyn, wenn wir entscheiden wollten? Und wie oft glauben wir Wahrheit gefunden zu haben, freuen uns über den Besitz derselben, und ein guter Freund, den das Schicksal herbeyführt, oder selbst die täuschende Freude, die oft nur zu bald ihre Larve ablegt, und ein nicht unbeträchtliches Gefolge von Verdruß, Gram und Reue im Hintergrunde gewahr werden läßt, zeigen uns deutlich, wie sehr wir uns betrogen haben. Nein, mein Freund, wenn wir weise handeln wollen, so müssen wir den gegenwärtigen Augenblick nicht zu verrücken suchen, und selbst bey der Menge dahin sehen, daß er benutzt werde, und zwar so, daß das Universum und jedes Individuum fühlt, daß es lebt, wohl lebt, zufrieden lebt, eins für alle, und alle für eins, und daß weder vom Centrum aus noch von der äußersten Spitze der Halb- und Durchmesser eine Unordnung entstehen, oder in dem gedenkbaren entferntesten Punkte des Daseyns jemals eine unangenehme Empfindung über einen vergangenen Augenblick erfolgen könnte.

Ob ich gleich hier noch manches zu erinnern gehabt hätte, so konnte ich ihm doch, als er nun,

von der Einrichtung seines kleinen Staates, von den Gesetzen, der Polizey und der Erziehung sprach, ihm meinen Beyfall nicht versagen. Er redete mit einer solchen Herzlichkeit davon, daß ich wohl sah und fühlte: er und seine Kollegen sind Väter und Freunde in der edelsten Bedeutung dieser Wörter. Und glücklich ist ja wohl das Volk zu nennen, dessen Vorstehern nicht bloß Erbrecht oder Wahl, Herkommen oder Schmeicheley den Namen, Väter des Vaterlandes, ertheilt, sondern, die auch in der That Vaterpflichten kennen und beständig ausüben.

Am vierten Choiak nahmen wir Abschied, und unsere Richtung nach dem Sihor zu. Wiewohl uns diese auch keinen gebahnten Weg führen konnten, so wußten sie doch alle die Gegenden anzugeben, wo man mit leichter Mühe durch Sandwüsten und über Berge hinkommen konnte. Schon am folgenden Abend lagerten wir uns am Fuße des Gebirges vom Sihor. Mit anbrechendem Tage verließen uns unsere Begleiter; wir aber verfolgten einen angegebenen schmalen Fußsteig

über das Gebirge hin, und kamen gegen Mittag in Nephthea an. Sie ist die dritte Stadt dieses Namens, die ich gesehen habe. Im Delta sollen, wie man mich versicherte, noch zwey diesen Namen führen. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist ein Tempel, der der Göttin zu Ehren erbaut wurde. Doch ist ihr Bildniß im Tempel nicht selbst zu finden, sondern sie wird unter einer weißen Kuh verehrt, welche in einem an dem Tempel liegenden Garten unterhalten wird. Die Entstehung des Kuhdienstes gab man mir auf folgende Art an. Ehedem soll der Mond von unsern Landsleuten göttlich verehrt worden seyn. Allein in der Folge wurde er nicht mehr als Mond, sondern als Isis, nicht mehr als Himmelskörper, sondern in menschlicher Gestalt, nicht mehr er selbst, sondern sein menschenähnlicher Genius verehrt. Hier erinnerte ich mich, daß mir unlängst mein philosophischer Lehrer das Gegentheil angab, welches mir auch wahrscheinlicher vorkommt. Doch ich bleibe bey der Erzählung. Die Kuh, hieß es ferner, war der Isis geheiligt. Vermuthlich waren die Kühe, oder wenigstens ihr Menitu — dieses Wort will so viel sagen, als: man verehre nicht

die einzelnen Thiere, sondern den Gattungsbegriff derselben, als eine Art von Genius — vorher von einigen Stämmen als Fetischen verehrt worden, und ihre Verehrung wurde nach Einführung des Isisdienstes in denselben verschmelzt, da die Hörner der Kuh eine leicht in die Augen fallende Aehnlichkeit mit der Gestalt des ab- und zunehmenden Mondes haben. Darum wurde auch Isis zwar in menschlicher Gestalt, aber doch mit Hörnern abgebildet.

Da indeß, um doch alles zu sagen, was mir bey der Gelegenheit von Isis erzählt wurde, die Priester nicht wollten, daß eine ältere Gottheit durch irgend eine neue verdrängt würde, so erhielt der Genius des Mondes zugleich eine sehr nahe Beziehung auf den Sihor. Zwar konnte Isis nicht der Genius des Sihors selbst werden, denn diese Stelle hatte bereits der Genius der Sonne, Osiris, erhalten; aber doch wurde ihr das Anschwellen des Sihors zugeschrieben, wovon die Priester vielleicht wirklich in den wässerichten Ausflüssen des Mondes den Grund suchten. Dichterisch und in Beziehung auf die mythologische Geschichte der Isis, wurde das so ausgedrückt: di

Thränen der Isis schwellten den Sihor an. Ihrem Schutze empfehlen sich daher alle, welche auf dem Sihor fahren, auch sind alle Fahrzeuge des Sihors ihr geweiht.

Des folgenden Tages ging die Reise am Sihor wieder aufwärts nach Ankyronpolis, einer Stadt, die unter der Herrschaft des Vorstehers von Nephthea steht, und nach Thimonepsi, welches dreyhundert fünf und siebenzig Stadien von erster Stadt entfernt ist. Beyde Städte waren mit von den kleinsten, welche wir bisher angetroffen hatten, und da man uns erzählte, daß in den folgenden bis zu Muson hin, wo wir nach dem Alabaster gingen, eben so wenig Merkwürdiges zu sehen wäre, als hier, so zeichneten wir nur die Namen der wichtigsten davon auf, die ich denn der Reihe nach, wie sie angegeben würden, hersetzen will.

Die erste Stadt auf dieser Seite, hieß es, sey Alyi, zweihundert und vierzig Stadien von hier; die zweyte Hipponon, eigentlich nur ein Ort, wo königliche Pferde unterhalten würden, so wie wir es zu Muson und andern Orten mehr schon gesehen hatten. Man sagte mir dabey, daß

überhaupt von Großdiospoli an bis nach Memphis hundert Pferdeställe wären, deren jeder zweyhundert Gespann Pferde in sich faßte. Zur Zeit der Ueberschwemmung werden sie wie andere Hausthiere in Ställen mit Heu, Bohnen und Gerste gefüttert, in den übrigen Monaten aber auf die Weide getrieben. Ueberhaupt rühmte man mir die außerordentliche Fruchtbarkeit des hiesigen Viehes. Die Kühe, sagte man, werfen gemeiniglich zwey Kälber. Die Schaafe, welche jährlich zweymahl geschoren werden, bringen jährlich zweymahl, zuerst zwey Lämmer, nachher eins zur Welt. Die Ziegen werfen in einem halben Jahre vier Junge.

Akoris gegenüber auf der westlichen Seite in einer Entfernung von etwa funfzehn Stadien vom Sihor und dreyhundert und sechzig Stadien von Thoûthea liegt Ibiu. Der Name zeigt schon an, was für ein Symbol der Gottheit dort aufgestellt ist. Indeß ist dies nicht die einzige Stadt, wo der Ibis verehrt wird, es geschieht hier herum fast aller Orten. Er gehört unter die langhälsigen und langbeinigen Vögel, die einen langen, spitzigen, länglichtrunden und ein wenig krumm gebogenen Schnabel haben, am Gesichte bis hinter di

Augen kahl sind, eine kurze, breite Zunge und ey-förmige Nasenlöcher haben, dabey an der Kehle mit einem herabhängenden nackten Sack und an der Wurzel der vier Finger, die sie an den Füßen haben, mit einer Schwimmhaut versehen sind. An Farbe sind sie nicht durchgehends einander gleich; doch sind die weißen die gewöhnlichsten. Diese haben rothe Backen, einen gelben, nur gegen die stumpfe Spitze etwas röthlichten, selten einen schwarzen Schnabel, graue Füße, schwarze Schwanz- und Schwingfedern, und einen röthlichtweißen Körper. Zuweilen soll man auch ganz weiße mit schwarzen Füßen und sehr großen krummen Nägeln antreffen. Ein anderer, dessen Schnabel, Gesicht und Füße roth, der übrige Körper aber ganz schwarz ist, soll sich nur bey Pelusium aufhalten, übrigens aber weder an Größe noch an Lebensart von dem ersten verschieden seyn. Er wird Leheras genannt. Mir kommt es vor, als wenn die Verehrung dieses Vogels auf eine ähnliche Art, als die des Kanopus entstanden wäre. Denn wenn man die ungeheure Menge von Schlangen, Fröschen, Eidexen und Fischen betrachtet, die nach der Ueberschwemmung des Si-

hors zurückbleiben, und dann bedenkt, wie dadurch, weil die meisten umkommen müssen, die Luft verunreiniget und Ekel, Krankheiten und plötzliches Hinsterben unter den Anwohnern verursacht werden könnte, so erkennt man erst, wie äußerst nützlich ein solches Thier sey, das das Land von dem Aase reinigt und auf die Art jenen übeln Folgen vorbaut. Gewiß sahen das die Priester ein, und da sie zugleich denken konnten, daß dem Vogel, weil er ein ganz gutes schmackhaftes Fleisch haben soll, zu sehr würde nachgestellt werden, so gebrauchten sie die List, und stellten den Einwohnern den Ibis als den Repräsentanten eines Gottes auf, und sicherten so seine Erhaltung. Der Vogel sieht übrigens jenem Storche, der nur zu einer gewissen Jahrszeit sich bey uns sehen läßt und dann wieder nach fremden Ländern zieht, nicht unähnlich, nur daß er am Körper kleiner ist, und doch verhältnißmäßig einen längern Hals und längere Beine hat. Seine ganze Länge soll etwas über drittehalb Schuh betragen. Wenn er ruht, so geschieht das gleichsam in aufrechter Stellung, so daß der Schwanz an den Füßen hart anliegt. Daß er nach dem zu häufigen Genusse

jener Ueberbleibsel des Sihors sich mit seinem Schnabel Wasser in den After spritze, so sich purgire und also als der Erfinder des Klystiren anzusehen sey, ist eine bekannte Sache.

Bey Ibeu nimmt außer dem bey Kleindiospoli erwähnten Kanal ein anderer seinen Anfang. Man nennt ihn den Kanal des Moeris. Er ist viel breiter als jener und läuft zwischen ihm und dem Sihor bis zur Stadt Großherakleopolis, wo er theils mit jenem vereinigt nach dem See Moeris, theils aber auch längs dem Sihor durch ganz Mizraim sich hinziehen und zuletzt in den in der Nähe des mittelländischen Meeres gelegenen See Mareotis ergießen soll.

Nicht weit von Ibeu nahe am Sihor liegt die beträchtliche Stadt Kos. Der Vorsteher daselbst befiehlt über Muson, Kynopolis, Akoris und Ibeu. Geht man von da aus vierhundert und vierzig Stadien weiter am äußersten Kanal gegen Nordwesten hin, so kommt man zu der berühmten Stadt Oxyrinchus. Sie liegt in der Nähe des libyschen Gebirges. Sie hat ihren eigenen Kanal, worauf man in kleinen Schiffen nach dem Sihor fahren kann. Er durchschneidet

die erwähnten beyden größeren in senkrechter Richtung, wiewohl er in schiefer Linie von Südosten kommt, wo in der stumpfen Winkelspitze, die er mit dem Sihor macht, das heißt, auf der Südseite, die kleine Stadt Tamonti liegt. In Oxyrinchus wird der Fisch gleiches Namens, welcher unter die allgemeinen Gegenstände des Fetischdienstes unsers Vaterlandes gehören soll, besonders verehrt.

Von Tamonti bis zu Fenchi, das ebenfalls in einem jedoch nördlichen Winkel, den ein neuer Kanal mit dem Sihor macht, Alyi gerade gegenüber liegt, zählt man dreihundert Stadien.

Den achten Choiak ließen wir uns von Thimonepsi aus über den Fluß setzen und gingen durch das herakleopolische Gebiete nach der Stadt Champsea und dem See Möris zu. Großherakleopel ließen wir rechter Hand liegen. Sie ist die Hauptstadt eines großen Distriktes. Der Fetisch der Einwohner soll das Ichneumon seyn. In diesem Distrikte durchkreuzen sich mehrere Kanäle; auch vereinigen sich die beyden großen hier und laufen dann durch das libysche Gebirge. Daher denn diese Landschaft eine große Insel zu seyn

scheint, die von dem Sihor gebildet wird. Sie ist fruchtbar, hat Oehl und vielen Wein, steht aber in jedem Betracht dem Thale, worin der See Möris liegt, weit nach. Ich ward entzückt durch das, was ich hier sah und hörte. Der Anblick war einzig und unbeschreiblich schön. Alles, was Mizraim Schönes und Herrliches aufzuweisen hat, scheint hier vereinigt zu seyn; Natur und Kunst, Simplicität und höchste Mannigfaltigkeit. Ich möchte meine Sinne vervielfältigen können, um zu empfinden und zu genießen. Alles ladet zum Genuß ein. Luft und Boden, Land und Wasser, Berg und Thal, Haine und Gärten, Palläste und Hütten, Thiere und Menschen, alles ist schön, alles für einander passend. — Doch ich beginne von Anfang.

Ein angenehmer Weg durch eine schmale Oeffnung des libyschen Gebirges, durch welche zugleich die angeführten Kanäle in einem einzigen großen vereinigt ihren Lauf nehmen, brachte uns in das schönste Thal von der Welt. Mit hohen und dürren Bergen verschlossen, liegt es außerhalb dem Wege des gewöhnlich Reisenden. Der Gedanke: es ist in der Nähe von der großen Sandwüste,

hält

hält viele zurück, die es nicht der Mühe werth achten, sich nach ihm umzusehen. Aber es leistet alles, dem der sich nähert.

So wie man aus der schmalen Oeffnung zwischen den Bergen heraustritt, bildet man sich ein, man habe ein reizendes Gemählde vor Augen, das ein geistvoller Mahler im Entzücken einer guten Laune entwarf. Alle Gegenstände einer zauberischen Landschaft, alles, was die Natur erfinden und die Kunst durch Zusammensetzung ausbilden und verschönern kann, ist so romantisch unter einander geworfen, daß man nur nach einiger Untersuchung das Ganze begreift. Der Kanal theilet sich bald in mehrere kleinere und größere, die sich in krillenhaften Krümmungen nun rechts und links hinwinden, hie und da sich einzeln bald wieder vereinigen, bald wieder trennen; dann durch hohes und niedres Gebüsch sich drängen, und nun durch den dunkelgrünen Grund größerer und kleinerer Wiesen nach dem großen Vereinigungspunkte des Sees sich verlieren.

Das große Ganze, es hat fünfhundert Stadien im Durchmesser, gleicht einem Garten, woran Natur und Kunst zugleich ihre Kräfte ver-

schwendet zu haben scheinen. Nun leiten schlängelnde Gänge über bunte Wiesen, deren Ansicht durch den glatten Spiegel der Kanäle unendlich erhöht wird, dann führen sie zu Lustgebüschen, wo man alle Arten von schattenreichen und fruchttragenden Bäumen und Gesträuchen in der angenehmsten Mischung von Farbe und Größe, von Gerüchen und Schönheit, von Licht und Schatten bey einander antrifft. Da giebts Datteln und Kirschen, Pistacien und Feigen, Citronen und Oliven, Mandeln und Aprikosen; unter ihnen die Mimose und Tamarinde, Cassia und Wegdorn, Weiden und Wunderbäume, Zederach und Platanus, weiße und schwarze Pappeln, immergrünende Cypressen und wohlriechende Myrthen, Sebesten und Weinpalmen. Auf den Zweigen belustigt ein zahlreiches buntes Heer von Sängern Aug' und Ohr zugleich. Auf der Erde rauscht zuweilen ein aufgeschrecktes Wild durch das Gebüsch pfeilschnell zur Seite vorbey, oder eine artige Gazelle blickt erst den Wanderer starr an und hüpft dann in muntern Sprüngen über kleine Gebüsche leicht davon. Indeß nähert man sich den eigentlichen Fluren von Champsea. Hier wechseln Wie

sen, Saatfelder und Gärten auf eine höchst angenehme, höchst erwünschte Art. Auf dem Felde waren die Einwohner mit dem Einsäen ihrer Gerste, ihres Roßgrases, Maises und Reises beschäftigt. Futterkräuter werden nicht gepflanzt; die Wiesen liefern hinlängliche Nahrung für zahlreiche Heerden von Lastthieren und Schaafen. Auch dieser Theil der glücklichen Landschaft mag sonst zu jeder Jahreszeit seine eigenen Schönheiten haben. Aber alles, was man bisher gesehen hat, wird durch die Schönheit der Gärten übertroffen, die zunächst um die Stadt und bis gegen den See Möris hin liegen. Des Himmels reinster Athem scheint darin zusammenzufließen; die seltensten gewürzreichsten Bäume, indem sie sie zu beleben wetteifern, haben sich darin zu den entzückendsten Spatziergängen gebildet; heimliche Grotten strecken ihre Arme jedem Erhitzten dar, und unter Rosenlauben verstecken sich Bäder mit ihren Kühlungen. Die Beete prangen mit den auserlesensten Gemüsarten und der wohlriechendsten Kräuter, die zum Theil vermischt unter jenen, zum Theil in zierlichen Einfassungen stehen, ist eine große unzählbare Menge. Ueberall ist

das Nützliche mit dem Angenehmen gepaart. Hier giebts Lauben von Faseln und blauen Passions-blumen; dort klettert die edle Rebe am schönen Lusthause hinauf, oder bildet auf einer kleinen Mauer eine zweyte grüne Wand. In dem einen Quartier beschattet der stolze Pisang mit seinen ungeheuren Blättern eine geraume Fläche, in dem andern zeigt der glatte Flaschenbaum seine großen, kegelförmigen, gelben Früchte. Nun verweilt man in dem Schatten eines immergrünen, wohlriechenden Baumes, dann bewundert man die Purpurblüthen der Mandel- und Granatbäume. Je näher man zur Stadt kommt, desto schöner, desto lebhafter wird alles. Aber nun muß auch die Natur der Kunst allmählig weichen. Es vermehren sich die Lusthäuser, die Wege werden breiter und gebahnter, das bunte Gemisch der Gärten verliert sich ganz, nur noch hie und da neigt verlassen eine Sonnenblume ihr stolzes Haupt nach ihrem Führer und einzelne Reihen von schattigen Bäumen führen zu den Stadtthoren.

Von der Entstehung dieser Stadt erzählte man mir folgendes. Einst wurde einer von den alten Pharaonen, da er auf dem nördlichen Ge-

birge jagte, von seinen eigenen Hunden verfolgt. Er wußte sich auf dem Lande nicht mehr sicher und sprang deswegen in den See. Hier nahm ihn zu seinem größten Erstaunen ein Champse auf seinen Rücken und trug ihn auf die andere Seite. An der Stelle, wo es ihn absetzte, baute er eine Stadt auf, und nannte sie, sowohl zum Andenken seiner wunderbaren Errettung, als auch aus Dankbarkeit gegen das Thier, dem er sein Leben verdankte, Champsea. Auch ließ er eine Verordnung bekannt machen, worin er den Einwohnern den Befehl ertheilte, diese Thiere als Götter zu verehren und ihnen den See zum Unterhalte anzuweisen. Gegen sein Ende hin ließ er noch eine vierseitige Pyramide daselbst errichten und ein Grab bauen, worein man ihn, wenn er nun todt wäre, legen sollte.

So viele bewunderungswürdige Gegenstände sich auch überall in dieser glücklichen Landschaft und in der Stadt selbst dem Forscherblick des Wanderers aufdrängen, so bleibt ihm doch kaum die Erinnerung davon, wenn er nun zu dem großen Punkte, um den sich hier alles zu drehen scheint, ich meyne dem See, selbst kommt. E

ist ein erstaunungswürdiges, prachtvolles und zugleich außerordentlich nutzbares Werk, das den Namen seines Stifters, des Pharao Möris, zu allen Zeiten hin verherrlichen wird. In der Nähe desselben wechseln ringsum die schönsten Palläste, Obelisken und Statüen. Zwischendurch ergießen sich die Kanäle in den großen Behälter, dessen Umfang auf zwölfhundert Stadien angegeben wird. Seine Länge von Osten nach Westen beträgt fünfhundert, die Breite zwischen dreyßig und vierzig Stadien. An seinen Ufern kommt man zu einem außerordentlichen Menschengewühl. Die meisten sind mit dem Fang und dem Aufbewahren der Fische beschäftigt. Die zwey und- zwanzig Fischarten, welche sich darin befinden, sollen alle schmackhaft und hinreichend seyn, nicht allein Memphis, sondern noch sehr viele Städte unseres Vaterlandes zu versorgen. In den nächsten Städten werden sie frisch gegessen, für die entlegenen werden sie theils getrocknet, theils eingesalzen. Es soll noch jetzt Sitte seyn, daß Pharao nach dem Beyspiele des Möris die Einkünfte aus des Fischerey seiner Gemahlin schenkt. Der tägliche Ertrag ist zwar nicht durchgehends im

Jahre einander gleich, denn wenn er in den Monaten, wenn der See abfließt, auf tausend Thaler sich beläuft, so kommt er in jenen, wenn der Sihor hineinfließt, nur auf zweyhundert und funfzig; wenn man indeß annimmt, daß die Zeit des Abnehmens zu der des Anschwellens, oder die Zeit der reichlichern Erndte zu der der minder ergiebigen sich wie zwey zu eins verhalte, so ergiebt sich doch für ein Jahr eine Summe von zweymahlhundert und siebenzig tausend Thaler; und bedenkt man nun, daß diese bloß für die Spezereyen und den Putz der Gemahlin von Pharao bestimmt sind, so erschrickt man und weiß nicht, was man zu einer solchen Verschwendung, zu einem so ungeheuren Luxus sagen soll. Doch ich komme wieder auf das Gegenwärtige.

Mitten in dem See hebt eine große Insel ihre grüne Oberfläche, wie ein Seeungeheuer seinen Rücken, weit über das Wasser empor. Sie mag bey fünf und zwanzig Stadien im Umfange haben; doch ist nach Verhältniß des Sees ihre Länge beträchtlich größer als ihre Breite. Wir ließen uns in einem großen Kahne übersetzen. Sobald wir den Boden der Insel betraten, kamen

einige Priester und führten uns nach ihren Wohnungen. Sie dienen der Isis und bewachen die Ruhestätte des Möris. Uebrigens sind sie außerhalb ihres Aufenthaltes so wenig bekannt als die Menschen und menschliche Angelegenheiten es ihnen sind.

Die Insel hat ein wildes Ansehen. Unter dichtem Gesträuche, womit sie bewachsen ist, sieht man nur hier und da einen fruchtbaren Baum, der den Priestern außer ihrem gewöhnlichen Fischgerichte, das ihnen täglich aus dem See zukommt, zuweilen noch eine andere Nahrung darreichet. Das merkwürdigste sind zwey Pyramiden, die mitten auf der Insel nahe bey einander stehen. Eine jede der vier Seiten, von der Grundfläche, ist eine Stadie lang, und was die schräge Höhe anbetrifft, eben so hoch.

Des Nachts stiegen wir mit brennenden Fakkeln in eine der Pyramiden auf der nördlichen Seite hinein. Erst wurden wir einige Stufen in die Höhe geführt, dann nahmen unsere Führer, vier starke Männer nebst einigen Priestern, einen großen Stein hinweg, und führten uns darauf einen langen schmalen Gang, der sich jedoch bald

rechts bald links drehte, in die Tiefe hinunter. Hier sahen wir in einer ungeheuer großen Gruft viele Särge von verschiedener Größe und Gestalt. Möris und seine Familie liegt hier begraben. Er so, daß, wenn man oben aus dem Mittelpunkte der Pyramide nach Osten zu ein Senkbley würde fallen lassen, dasselbe gerade den Mittelpunkt seines Sarges berühren würde; seine Gemahlin auf die nämliche Art unter der andern Pyramide. Zwischen ihnen ruhen ihre Kinder, Enkel und Urenkel, auf beyden Seiten hin die nächsten Anverwandten. An den Wänden ringsherum, die, wie es sich leicht denken läßt, aus lauter Steinen, um das Eindringen des Wassers zu verhüten, zusammengesetzt sind, erblickt man Gemählde und Schrift nach der Art wie wir es schon in den Katakomben bey Großdiospoli gesehen hatten. Das ist aber auch alles, was beyde Arten von Grüften mit einander gemein haben. So findet man z. B. hier keine unterschiedene Gemächer, die durch aufgeführte Mauern entstanden wären; nur Pfeiler von erstaunlicher Höhe und Dicke unterstützen das Ganze und machen Absonderungen.

Des Morgens führte man uns auf die Spitze, einige von uns auf die der östlichen, die übrigen auf die der südlichen Pyramide. Man tritt hier auf eine Quadratfläche, deren Wurzellinie noch neun Schuh mißt. Die mittelste Stelle dieser Fläche nimmt ein großer Sitz ein, zu dem man auf etlichen Stufen hinaufsteigt. Er soll den Thron des Möris vorstellen, dessen Bildsäule in übernatürlicher, jedoch in Hinsicht des Ganzen verhältnißmäßigen Größe, so daß man sie auf der Erde natürlich groß zu erblicken scheint, hier in dem Schmucke eines Pharao zu sehen ist. Mit der Bildsäule auf der andern Pyramide verhält es sich eben so. Beyde sind von Marmor, und sollen sich, wie man uns sagte, gerade über den Särgen befinden, welche die Körper derer einschließen, die sie vorstellen sollen.

Man hat bey diesen erhabenen Sitzen die schönste Aussicht auf das Thal hin. Aber im Innersten ward ich erschüttert, als ich mir den großen Urheber dieser herrlichen Landschaft in der Entwerfung seines wichtigen Planes dachte: Moräste, Sümpfe zu trocknen, das Land mit Kanälen zu durchschneiden und daraus zu wässern, einen

Wasserbehälter von einem so ungeheuren Umfange und bis zu der Tiefe von funfzig Klaftern zu graben, dadurch der Gewalt des Sihors selbst Einhalt zu thun, oder seine unregelmäßigen sparsamern Ergießungen zu berichtigen, zu dem Ende kostbare Schleusen anzulegen und berechnet zu haben, daß, obgleich deren Eröffnung und Verschliessung jedesmal fünf tausend Thaler kostete, doch die Summe des Ertrags noch um mehrmalen die der Ausgabe übertreffen würde, eine blühende Stadt an einem Orte, wo vorher Amphibien ihren Sitz hatten, aufzubauen, Gärten und Lustgärten anzulegen, überhaupt die ödeste und wüsteste Gegend zu einem irdischen Paradiese umzuschaffen, als ich mir das alles so dachte und es nun lebhaft fühlte, wie sehr der Schöpfer von dem allen die Bewunderung verdient, die ihm der Kenner hier laut und öffentlich bezeigt, und zu Jahrtausenden hin ihm bey jedem Weisen und Guten noch bleiben wird, da verlor ich mich im stillen Nachdenken über Menschengröße und Menschenwürde, hielt so Menschenkraft mit Bezweckung des allgemeinen Wohlstandes, so Verstand und höhere Geistesgaben mit den vorgelegten mit Weisheit durchdach-

ten, und mit Beharrlichkeit ausgeführten Planen zusammen, und — beklagte mein Geschick, das mir noch nicht vergönnt hatte, irgend eine meine Wünsche befriedigende That zu vollziehen.

Den zwölften Choiak verließen wir diese herrliche Landschaft und kamen nach Iseum, das zwischen dem Kanal und dem Sihor liegt. Das Thal zwischen dem Sihor und dem Gebirge ist hier sehr schmal. Isis ist die bekannte Gottheit der Einwohner. Obgleich das Schwein der Isis heilig ist, so haben die hiesigen Einwohner doch einen dermaßen großen Abscheu vor diesen Thieren, daß, wenn jemand, auch nur unversehens, eines anrühret, er sogleich hingehen und sich mit den Kleidern in den Fluß tauchen muß. Es ist daher auch keinem Schweinhirten erlaubt in irgend einen Tempel zu kommen, auch giebt niemand, selbst der geringste Bürger nicht, seine Tochter einem Manne von dieser Handthierung, eben so wenig nimmt jemand ein Weib, die von solchen Aeltern erzeugt ist. Eingesalzene oder an der Sonne gedörrete Fische, wie auch Wachteln, Enten und kleinere Vögel, die man ebenfalls einsalzet, werden ohne weitere Zubereitung hier gegessen. Alle andere

Vögel und Fische, bloß diejenigen ausgenommen, die sie für heilig halten, essen die Einwohner ohne alles Bedenken, gesotten oder gebraten. Man ist sehr sorgfältig in Absicht auf Reinlichkeit, und hütet sich recht ängstlich, nicht mit fremden, als unreinen Leuten, zu essen. Die Trinkgefäße, welche von Erz sind, werden nicht nur nach der Mahlzeit, sondern auch vorher öfters gewaschen und gereinigt. Vor den Tempeln hat man hier eigene Zimmer, worin jeder, der in den Tempel geht, sein Oberkleid oder den weißen Mantel von wollenem Zeuge so lange niederlegt, bis er wieder herauskommt. Man hält es für sündlich, mit einer andern Bedeckung als der Calasiris, der leinenen Weste, welche unten Franzen hat, vor der Gottheit zu erscheinen; auch wird kein Todter in wollenem Zeuge begraben. Hier bemerkte ich auch, wie schwer es den Töchtern hält, ihre schwächliche Aeltern gehörig zu versorgen, und konnte nicht begreifen, wie man der Gewohnheit, welches die Söhne von jener Pflicht losspricht, die Kraft eines Gesetzes geben konnte.

Des folgenden Tages gings nach Sihorea. Hier geht abermal ein neuer Kanal aus dem grö-

ßern nach dem Sihor hin. Die Stadt hat viele große Gebäude. Indeß weiß man hier nichts mehr zu bewundern als die Halle, worin der junge Apis vierzig Tage lang dem Frauenzimmer zur Schau ausgestellt wird. Die Einwohner reinigen das Flußwasser vermittelst eines Gefäßes, das sie mit gestoßenen Mandeln reiben. Dem Apis soll aber niemals Wasser aus dem Flusse gereicht werden. Es macht zu fett, spricht man, und man sieht es gern, wenn der Ochs nicht zu dickleibig wird.

Des Abends kamen wir nach Peme. Von hier, hieß es, haben wir noch so weit von der Residenz als Iseum von hier entlegen ist, das heißt, eine Strecke von dreyhundert Stadien, und dann sind wir an dem Ziel unserer jetzigen Reise.

„Am Ziel unserer Reise! dachte ich. So hellt sich vielleicht bald die Nacht auf, die bisher über meinem Schicksal lag, und mir jeden Lichtstrahl in die Ferne benahm! Doch es wäre ungerecht, deswegen zu murren. Sie hatte denn doch auch ihr Gutes! Wird ja der Wanderer, der in Nacht und Finsterniß seine Reise vollziehen muß, genöthigt, sein Augenmerk weit schärfer auf den nahen

Standpunkt zu richten, und sich, wenn er anders sein Ziel nicht aus den Augen verlieren will, viel sorgfältiger mit den Gegenständen um sich herum bekannt zu machen, als jener, dem die Morgensonne Berge und Thäler am fernen Horizonte vergoldet. Und heißt das nicht seines Lebens gebrauchen: zu genießen, was da ist, die Gegenwart zu benutzen, nur um das, was vor Augen ist, besorgt zu seyn? Und so führten mich meine Lehrer. Unter ihrer Leitung entwickelten sich meine Anlagen, meine Kräfte und Gaben; und mehr war bisher nicht nöthig. Wohl, ich ergebe mich in mein Geschick! Der Trieb nach Thaten ist in mir aufgeregt, ich hoffe, er wird gesättigt werden. Stark ist meine Kraft, groß aber auch vielleicht die Erwartung, die man von mir hat. Sie entsprächen also einander! Das angefangene Werk muß gelingen!"

Hier endigen sich die Reisebemerkungen des Rhamses. Er wird nun bis zur Ankunft der letzten von seinen Kameraden in der Nähe von Peme mit den übrigen, die vor und mit ihm abgereist waren, verweilen; denn es war beschlossen worden, daß sie nicht anders als in Gesellschaft nach

der Residenz kommen dürften. Wir lassen ihn diese Rasttage aufs beste benutzen, und begeben uns einstweilen dahin, wo die Anstalten zu seinem Empfang getroffen werden.

Memphis war schon mehrere Jahrhunderte hindurch die Residenz der Pharaone von Mizraim. Alles was Kunst und Natur zum Staunen der Menschen hervorbringen können, sah man hier in der Nähe beysammen. Nur Möris hatte in Absicht des letztern, und, wenn man die außerordentlichen Gebäude mit in Anschlag bringen will, Grosdiospoli, in Hinsicht des erstern, einige Vorzüge. Sonst gab Memphis, sowohl was Lage und Umfang, als auch die Pracht der Gebäude, die Menge der prächtigen Lustgärten, und die künstlichen Monumente, Obelisken, Statüen, Wasserleitung betrifft, keiner Stadt der damals bekannten Welt etwas nach. Vor allen zeichnete sich die Residenz des Pharao aus. In weiter Ferne sah man ihre Thürme weit über die umliegenden Palläste hervorragen. Mehrere Pharaone hatten für die Schönheit und die Festigkeit dieses Werks

Sor-

Sorge getragen. Es lag mitten in der Stadt, und hatte seine besondere Kanäle, seine eigenen Lustgärten. Neben ihm stand der Tempel des Phtha, ein Wunder des damaligen Zeitalters; dem aber erst nach Jahrhunderten die höchste Vollkommenheit gegeben wurde. Wer ihn von ferne sah, erstaunte über die Steinmasse, die, wie ein steiles Felsengebirge, bis zu den Wolken hin, nach unserer Art zu sprechen, aufgethürmt war. Vor dem Eingang standen Bildsäulen, welche fünf und siebenzig Fuß hoch waren, und in dem Tempel sogar einige von sechzig Ellen in der Höhe. Eben so ungeheuer war der Bezirk seines Umfangs. Vier Pharaone bauten ein jeglicher ein Vorderportal, und ihre Zeitgenossen glaubten, daß, wenn sie auch während ihrer ganzen Regierung nichts anders gethan hätten, schon dieses einzige Werk ihre Namen unsterblich machen würde. Noch war aber erst eins, und zwar das auf der Nordseite von Möris erbaut worden. Es war dieses ein außerordentlich großes Gebäude, das durch zwey lange Reihen von Kolonnaden mit dem am Hauptgebäude befindlichen Portal zusammenhing. Hin und wieder sah man Bildsäulen aus mancherle

Arten von Marmor zusammengesetzt. Auf den Seiten hin lag hie und da ein Sphinx, oder es waren abwechselnd bald das Bild eines Löwen, bald das eines Pferdes zu sehen. Alles von kolossalischer Größe und bewunderungswürdiger Schönheit der Steine.

Aus diesem Tempelsbezirk kommt man auf der Mittagsseite auf einen freyen Platz, von einem eben so großen Umfange. Er war für einen Tempel bestimmt, der darauf sollte gebaut werden, wozu aber erst lange nachher der Grund gelegt wurde. Jetzt war der Boden mit kurzem Grase bewachsen, und rings um denselben eine bedeckte Allee geführt. Gewöhnlich lockte das Fremde und Einheimische, Hohe und Niedere hierher. Man verbrachte da seine müßigen Stunden, machte sich Bewegung im Freyen oder in der Allee, oder unterhielt sich sitzend in dem Schatten der Bäume mit seinen Freunden.

Auf diesem Platze sollten die jungen Männer am ersten Tybi erscheinen. Schon des Morgens früh fuhr Pharao Benmalkedem und Keschta seine Gemahlin hieher. Ihnen folgten Fostoq der Minister, Hamul der Oberpriester mit dem heimlichen

Rath und das große Gericht von dreyßig Personen, mit dem Präsidenten an ihrer Spitze. Auf der Seite gegen Morgen stand ein Altar, worauf die Gesetzbücher, das Bild der Wahrheit und der Gerechtigkeit, und andere richterliche Insignien lagen. Einige Schritte hinter demselben war ein Thron, zu dem man auf sieben Stufen hinaufstieg, für Pharao und seine Gemahlin errichtet. Zu beyden Seiten hin hatten die Vorsteher und die Richter ihre Sitze. Das Feld umgaben die Kriegsvölker des untern und mittlern Theiles von Mizraim in dreyfacher Reihe; ein jeglicher mit seinen Waffen, wie zum Streite gerüstet, doch für jetzt bestimmt, der dringenden Menge den Zugang zu verwehren.

Etwa eine Stunde nach ihrer Ankunft erhoben sich Pharao und seine Gemahlin auf ihren Thron, und Richter und Vorsteher setzten sich zur Seite hin; denn schon kündigte der Lärm und das Getöse der Volksmenge die Ankunft des Rhamses und seiner Kameraden an. Diese hatten die Nacht hindurch in der Nähe der Stadt gelegen, waren mit Sonnenaufgang aufgebrochen, und zogen nun in der nämlichen Ordnung ein, in der sie, vor ih-

ter Abreise von Großdiospoli aus, nach dem Tempel des Ihaho waren geführt worden; doch mit dem Unterschiede, daß sie jetzt alle, ihrer tausend und sieben hundert an der Zahl, nebst allen ihren Lehrern, beysammen waren. Es war ein großer Zug, der um so größer schien, je langsamer er sich fortbewegte. Denn Hermes an ihrer Spitze, der es sich vorbehalten hatte, seine Lieblinge zum letztenmale zu geleiten, konnte, weil er schon tief in den Jahren war, nur langsame Schritte thun.

Der Zug nahm auf der Abendseite seinen Eingang auf den Platz, hinter ihm verschlossen die Soldaten ihn wieder der eindringenden Menge. Vorsteher und Richter waren voller Erwartung. Pharao Benmalkedem schien mit den Entwürfen eines großen Planes sich zu beschäftigen, er harrte schweigend mit der Miene des ernsten Denkers; aber Keschta, seine Gemahlin, die ihren Sohn während seines Aufenthalts in dem Erziehungshause nicht gesehen hatte, wurde im Innersten erschüttert. Schnell abwechselnd beunruhigten ihr Gemüth alle die Leidenschaften, die die zärtliche Mutter bestürmen, die in einer langen Reihe von Jahren nichts von dem Liebling ihres Herzens,

der ihr einst gewaltsamer Weise entrissen wurde, ob er lebendig oder todt sey, gehört hatte, und nun, wie durch eine plötzliche Erscheinung, von seinem Leben, seiner Größe, seiner vollkommnern Bildung bey seiner Ankunft überzeugt wird. Sie zollt dem ersten Gedanken ihre Thränen, schnell verdrängen ihn Vorstellungen der andern Art, und nun sieht man auf ihrem Gesichte ein sonderbares Gemische von streitenden Leidenschaften, von Furcht und Hoffnung, von Traurigkeit und Freude. Oft erliegt dann die liebende Seele dem Kampfe, ein kalter Schauer befällt die zärtliche Hülle, das Licht des Tages verschwindet, und ein wohlthätiger Schlummer vermag erst das erstorbene Leben und die erschöpfte Kraft am Busen der trauten Freundin ihr wieder zu verschaffen.

Da die jungen Männer reihenweis nach den Nummern der Zimmer, worin sie in dem Erziehungshaus gewohnt hatten, herzugeführt wurden, so waren Rhamses und Lussaq in der ersten Reihe, und also die nächsten um den Thron, dem sich indeß Hermes, der Anführer, genähert hatte. Keschta sah und erkannte sie. Ihr mütterliches Herz wurde gleichsam durch eine unsichtbare Gewalt und uner-

kennbare Art zu ihnen hingezogen. Gern wäre sie von ihrem Sitze aufgesprungen und hätte sie an ihren Busen gedrückt, hätte nicht das strenge Gesetz, das heute noch keine Entdeckung verstattete, sie zurückgehalten. Indeß genoß sie nun die Freude des Wiedersehens, welche um so größer ward, als nun dem Hermes sein Amt von den Richtern abgenommen, und ihm die Zufriedenheit des Pharao und der Dank des versammelten Vorstandes von Mizraim im Namen aller öffentlich abgestattet wurde, und er dann eben so laut seine Zufriedenheit mit dem bisherigen Betragen der Lehrer und der Jünglinge zu erkennen gab, und besonders die Tugenden des Rhamses und des Lussaq, der ihm zur Seite stand, anrühmte.

Wohl, sprach hierauf der Oberpriester, der sich indeß hinter den Altar gestellt hatte, unser Werk wäre nun so weit weislich und bis zu einem erwünschten Ziele glücklich vollendet! Dir, erste Ursache der Wesen und des menschlichen Beginnens, zuerst erhabenen, feyerlichen Dank! Dir, weiser Pharao, und deiner eben so einsichtsvollen Gemahlin, unsern zweyten! Du begannst ein Werk, das lauter zu deinem Ruhme bey der Nachwelt

sprechen wird, als alle die Monumente, worauf deine Vorfahren, des Gedankens der Unsterblichkeit gewiß, ihre Namen eingraben ließen; Keschta genehmigte es. Du warest weiser Entwerfer und glücklicher Vollführer deiner Plane selbst; sie duldete harrend und schweigend. Nun noch eine kurze Zeit — so seht ihre eure Tugenden mit dem schönsten Erfolge gekrönt! Euch, Lehrer, lohnen die Früchte eurer Arbeit und das süße Bewußtseyn eure Pflichten redlich vollzogen zu haben. Als Beweise des Danks und der Liebe von Pharao, erlaubt er einem jeden unter euch, von nun an nach Gefallen zu leben, und hat den Befehl ertheilt, daß, außer einem ansehnlichen Gewichte von Gold und Silber, das ihr sogleich von seinem Schatzmeister beziehen könnt, noch für jedes lebenslänglichen Unterhalt Sorge getragen werde. Von euch aber, edle junge Männer, erwartet man von nun an, durch treue Befolgung der euch übertragenen Pflichten, die Erstattung des Danks für alle das Gute, das Pharao an euch gethan hat. Und ich habe wohl nicht nöthig euch erst auf die Größe des Werthes von demselben aufmerksam zu machen? Ihr fühlt es selbst, wie sehr ihr ihm ver-

pflichtet seyd. Und ich weiß es, eure Seele dürstet nach Thaten, wodurch ihr eure Liebe und Hochachtung für ihn an den Tag legen könnt. Er erkennt euch insgesamt für seine Kinder. Lebt eurer Würde gemäß. Damit es euch an Gelegenheit nicht fehlen möge, so wißt: ihr tretet mit dem heutigen Tage in die Dienste des Staates. Pharao liebt sein Volk, und will es gern bey Freyheit, Leben und Eigenthum geschützt, will es im Wohlstand wissen. Ihm hierin beizustehen, und ihm die Last, die nunmehr bald alten Schultern zu schwer wird, erleichtern zu helfen, war die Absicht, als er den Plan zu eurer Erziehung entworfen hatte. Dies zeigt euch eure künftige Bestimmung und eure Pflichten. Ihr steht also von nun an ihm neben uns zur Seite, seyd Theilnehmer und Beförderer der Weisheit und Gerechtigkeit um den Thron her, und aller zu einer glücklichen Regierung erforderlichen Entwürfe und Rathschläge, seyd Ausleger der Gesetze, Richter der Unordnung, Sprecher für die leidende Menschheit, Mitwirker des Wohls vom Ganzen und aller seiner Theile. Dieses sind die Pflichten eurer erhabenen Würde, so lange Friede und Ruhe innerhalb den Grenzen

unsers Vaterlandes wohnen. Indeß nicht bloß in Friedenszeiten haben wir weise uud gerechte Männer nöthig, auch der Krieg, ein oft unvermeidliches Uebel, erfordert noch neben diesen Tugenden Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit, und besondern Patriotismus, der uns anfeuern kann, alle Gefahren für das Wohl und die Sicherheit des Staates, dessen Diener wir sind, großmüthig zu übernehmen. Seyd ihr entschlossen, auf die Art dem Dienste eures Vaterlandes eure Zeit und eure Kräfte zu widmen, so tretet reihenweis, so wie ihr angekommen seyd, her zu diesem Altar, und schwöret auf die Bücher der heiligen Rechte den Eid der Treue.

Und Rhamses und seine Stubenkameraden traten nun zuerst hinzu, knieten auf der obersten Stufe des Altars nieder, legten ihre Hände auf die Bücher des Gesetzes und leisteten den Eid der Treue; dann legten sie ihre Tagebücher in eine neben dem Altar befindliche Kiste und gingen wieder dahin, wo sie zuerst gestanden hatten. Indeß knieten andere nieder und beschworen die nehmlichen Worte.

Als sie alle auf die Art ihr Gelübde gethan hatten, sprach nochmals der Oberpriester: Ihr seyd also alle bereit, euch dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, eure Zeit, eure Kräfte, und selbst, wenn's gefordert wird, euer Leben für das Wohl des Staates aufzuopfern. Nun, ihr gelobtet das Ihaho; er kennt euch; und er wird richten, belohnen und bestrafen! Heilig müssen euch deswegen jederzeit diese feyerlichen Zusagen seyn! Oft zwar wird das Bestreben, ihnen getreu nachzukommen, Mühe und Kampf kosten; aber getrost und unverzagt, und die Blicke vorwärts gerichtet nach dem ausgesteckten Ziele! Groß ist der Lohn, beseligend das Bewußtseyn, als Mensch gelebt zu haben, und süß selbst der Gedanke, wollen es höhere Beschlüsse, für's Vaterland zu sterben!

Doch ich höre auf, von Sachen zu sprechen, die ihr selbst versteht. Ich zeige euch den Weg zu Thaten. Wisset demnach: von Nordosten her drohet unserm Vaterlande ein Ungewitter. Wilde Horden von streifenden Arabern haben sich zusammen verschworen, uns in dem ruhigen Besitze un-

sers Eigenthums zu stören, den Thron zu stürzen, unsere Rechte und unsere Verfassung zu zernichten, unser väterliches Erbe uns zu entreißen. — Und, indem wir hier reden, erliegen vielleicht schon viele von unsern an des Vaterlandes Grenzen wohnenden Brüdern, werden Väter und Männer das Opfer von Wüthrichen, jammern die Gattinnen, ringen verlassene Waisen die Hände, flehen um Erbarmen die Jungfrauen zum Mörder, der das Schwert über den Jüngling am Altare zückt; aber ohne Schonen führen die Bösewichte ihr grausames Vorhaben aus, rauben die Güter, führen Weiber und Bräute und Kinder und Heerden gefangen mit fort. Unsere Pflicht ist's, den Bedrängten zu Hülfe zu eilen, die Gefesselten zu erlösen, den stolzen Feind zu demüthigen. Auf, edle junge Männer, eilet, helfet, rettet. Man glaubt euch dieses Geschäfte ganz überlassen zu dürfen, und erwartet von eurer Klugheit so viel, als von eurem Muthe und eurer Tapferkeit. Dort jene Krieger, die ihr um euch her in gedrängten Reihen versammelt sehet, stehen unter euren Befehlen; ihr seyd bestimmt, über

Hunderte und über Tausende zu gebieten. Weil aber Ordnung die Seele des Ganzen und es nothwendig ist, daß ein Trieb euch belebt, ein Plan zu Grunde liegt, oder welches eben so viel sagen will, ein Geist die Führung des Ganzen hat, so wählen wir nun einen von euch an eure Spitze.

Als der Oberpriester das gesagt hatte, trat er zu den Richtern zurück, berathschlagte sich mit denselben, trat dann vor Pharao hin, der genehmigte seine Vorschläge und hierauf rief er, nachdem er die Stellung am Altare wieder genommen hatte, mit starker Stimme: Höret, junge Bürger von Mizraim, die Beschlüsse des versammelten Raths! Wir wissen, daß ihr alle gleiche Fähigkeit besitzt, daß euch allen gleich gute Gesinnungen, Neigungen und Triebe eigen sind, daß ein Geist euch belebt, ein Hang nach Thatendrang euch alle beseelt: indeß kann und darf nur einer dem Ganzen vorstehen. Wir erwählten ihn aus eurer Mitte; Pharao bestätigte unsere Wahl. Hoffentlich werdet ihr nichts dagegen einzuwenden haben! Seyd

ihr doch alle auf gewisse Art dem Erwählten gleich, ihm alle, wovon er freilich nach eigener Einsicht noch näher sich mit einigen verbinden kann, als Räthe und Theilnehmer seiner Handlungen zur Seite gesetzt und dadurch auf eine Stufe erhoben, die jedem es bemerkbar macht, daß der Weg zu höherer Würde für ihn gebahnt ist. Wisset also! Höret's, ihr Krieger alle! Es ist Rhamses, den Pharao euch vorsetzt! Er nahe sich dem Throne und empfange die Zeichen seiner Würde.

Kaum hatte der Oberpriester das gesprochen, so schrieen Rhamses Kameraden: Es lebe Pharao und seine Gemahlin! Es lebe Rhamses unser Führer! Er send' uns, wohin es ihn gelüstet, wir gehen durch Feuer und Schwert! Und die Krieger und das versammelte Volk erfüllten mit ähnlichem Geschrey die Lüfte.

Das Gerücht, daß Rhamses schon längst bey seinen Kameraden in großem Ansehen stehe und allgemein von ihnen geliebt werde, hatte sich schon durch ganz Mizraim verbreitet, und Soldaten

und Volk waren deswegen hoch erfreut, als die Wahl zum Anführer auf ihn fiel.

Rhamses trat indeß vor Pharao hin, kniete auf der obersten Stufe nieder und empfing von ihm die Zeichen seiner Würde. Zuerst reichte ihm Pharao einen Ring hin. So lange, sprach er dabey, du diesen an deinem Finger trägst, so lange gebietest du in meinem Namen; wer dir entgegen seyn wollte, widersetzt sich mir, und ich werde ihn zu strafen wissen. Aber wisse, du trägst ihn nur so lange, als die Gerechtigkeit dir zur Seite steht. Dann gab er ihm ein Schwert mit einer von Perlen und Gold reich gestickten Leibbinde. Hier, sprach er, als er es ihm hinreichte, ein nothwendiges Werkzeug, wodurch du meinen Staaten Frieden und Ruhe erhalten oder erkaufen sollst. Aus dieser Bemerkung ergiebt sich dir leicht die zweyte, daß dir nehmlich nur erlaubt ist, es gegen offenbare Feinde zu gebrauchen. Aber auch hier giebts für rechtschaffene Männer gewisse Gesetze. Man muß den Sieg nicht auf solche Art zu erlangen suchen, daß man aus schändlichen und

boshaften Handlungen Vortheil ziehe. Ein Feldherr muß den Krieg durch eigene Tapferkeit und nicht durch fremde Bosheit führen, und dann, hat er seine Absicht erreicht, durch Großmuth und Weisheit sich leiten und nie durch wilde Leidenschaften sich beherrschen lassen. Das ist mein Rath und mein Wille. Gehe nun hin, mein Sohn! und Sieg und Liebe króne deine Unternehmungen.

Hierauf nahte sich Rhamses ehrfurchtsvoll der Gemahlin des Pharao. Diese nahm eine lange goldene Kette von ihrem Arm und hing sie ihm um den Hals. Dies, sagte sie, sey dir ein Beweis meiner Zuneigung. Trage sie zu meinem Andenken! Deine Handlungen müssen stets den Hoffnungen, die man sich von deiner Würde und Bestimmung macht, entsprechen! Und du wirst dich meiner und meines Gemahls Liebe in gleichem Grade zu erfreuen haben, als du derselben würdig bist. Rhamses konnte nicht darauf antworten, aber seine Miene sagte alles, was in seinem Innersten vorging. Tief gerührt ergriff er die Hand

der Keschta, drückte seine Lippen darauf und entfernte sich.

Also wirklich, dachte er, als er nun seinen Kameraden sich wieder näherte, am Ziel eines deiner heißesten Wünsche! Dank dir, günstiges Geschick! Nun soll die Welt mich handeln sehen!

Inhalt

Inhalt

mit nöthigen Anmerkungen.

1. Osiris gefahrvolle Rückkehr; der Brudermörder, Typhon; Isis; Thouth; Orus. . . . . . . Seite 3

Anmerk. Typhon: „Der Sage nach wurde Osiris, der rechtmäßige König von Aegypten, von seinem Bruder Typhon, einem gewaltthätigen und gottlosen Mann, umgebracht.“ Diod. I. 21. S. Anmerk.

b. Osiris irrte an unbekannten Küsten umher: Aber warum läßt der Verf. nicht auf der Insel Atlantis reisen? Antwort: weil ihr Verschwinden wenigstens nicht in eine Epoche unserer Weltgeschichte zu setzen ist, und ich glauben muß, daß selbst Plato nichts anders als eine schön geschminkte Hypothese der Priester zu Sais überliefern konnte. Wer indeß alle Stellen der Alten, die sich wahrscheinlich oder unwahrscheinlich zu dieser Hypothese ziehen lassen, bey einander sehen will, dem empfehle ich Bailly Briefe über den Ursprung der Wiss. davon ein guter Auszug im deutschen Merkur, XXX. B. S. 201. zu finden ist, und den 7. Brief über die Epochen der Schöpfung im Rheinischen Magazin zur Erweiterung der Naturkunde von Dr. Borkhausen nachzulesen.

c. Rhamses und s. Kam. die diesen Zug unternommen hatten: S. erster Th. S. 315. u. Anmerk. 25.

d. Oasis: S. erst. Th. S. 518.; Arrian, Diodor, Herodot, wo man auch zugleich Nachricht von gedachter Quelle, der größern Oasis, oder El-Wah, und dem Tempel Jupiter Ammons, worauf im Texte angespielt wird, findet. Hiermit wären Strabo, Ptolomäus, Plinius, d'Anville und andere zu vergleichen. Eine kurze kritische Beleuchtung ihrer Angaben findet man in dem Berichte von den Unternehmungen der Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern von Afrika, deutsch in Forsters Magazin von merkw. neuen Reisebeschreibungen, V. Band S. 379. Aber mit besonderm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde, das ein alter Romanschreiber, Quintus Curtius im Leben Alexand. d. Großen IV. B. Kap. 7. davon entwirft.

e. Orus und Thouth: was die Ausleger sonst noch aus beyden machen. S. I. Th. 497. Anmerkung 24. b.

2. Kritische Bemerkungen über die Urgeschichte Mizraims. : : : Seite 23

Anmerk. Hephästus: Vulkan. S. I. Th. 512, b.

b. Thoyth spielte mit Selene in Würfeln: durch dieses Mährchen wollte der aufgeklärte Aegyptier in der Folge beweisen, daß die Einführung ihres Jahres in 365 Tagen in die ältesten Zeiten zu setzen und dem Thot oder Hermes zuzuschreiben wäre. Plutarch, Goguet II. 222.

c. Die Angabe vom Tode des Osiris: nach den bekannten Schriftstellern, Diodor, Plutarch, Herodot. — Da im Texte mehrere ägyptische Götter- und Monatsnahmen angeführt werden, so ist es wohl billig, daß ich manchen meiner Leser sage, wen sie darunter zu verstehen haben. Also, bey den Göttern bedeutet der Aegyptier Ammon den

Jupiter der Römer, Orus den Apollo, Thot den Merkur — beyde werden oft verwechselt oder passiren für einen — Ptha den Vulkan, Neithe die Minerva, Bubastis die Diana, Isis die Ceres, Nephte die Venus; wiewohl auch einige griechischen Ursprungs sind, z. B. Hephästus der Vulkan, Helios, die Sonne, Selene, der Mond, Kronos, der Saturn ꝛc. Die Ordnung der Monathe bey den Aegyptiern war folgende: Tybi, Melchir, Phamenotk, Pharmuthi, Pachon, Payni, Epiphi, Missori, Thot, Paophi, Athyr, Choiak. Jeder Monath bestand aus dreyßig Tagen, wozu noch am Schluß des Jahres oben erwähnte fünf Tage, die zu keinem Monathe gehörten, hinzu gethan wurden.

d. Maneros: s. erst. Th. 483, c. Daß bey den Römern eine ähnliche Sitte eingeführt war, sieht man aus der Beschreibung, die Petronius über eine Schwelgerey des Trimalchion gemacht hat. Erst, erwähnt er, brachte ein Sklave eine silberne Figur, die so eingerichtet war, daß sie alle Glieder bewegen und den Kopf hin und her bewegen konnte; dann sagte der Gastwirth die im ersten Th. angeführten Verse her; hierauf folgte ein Aufsatz sinnbildlicher Speisen, wobey es heißt: circumferebat aegyptius puer clibano argenteo panem, atque ipse etiam teterrima voce de laserpitiario mimo canticum extorsit. Nos ut tristiores ad tam viles accessimus cibos, suadeo, inquit Trimalchio, coenemus, hoc est jus coenae.

e. Andere dagegen behaupten: Meist nach Diodor.

f. Alle Glieder fand Isis bis auf den Phallus: Le Phallus, figure qui représentoit le membre viril, monument indiscret de son infortune, étoit publiquement exposé en divers endroits de ce temple. *Oeuvres de Boulanger.* I, 38.

g. Ein Theil einer Mythologie, wo Osiris ein gutes und Typhon ein böses

Principanzeige: Hierher vorzüglich Plutarch's Abhandlung über Isis und Osiris.

b. Isis als personifizirte Natur: Nach Moritz schöner Darstellung der Feste der Ceres und Cybele. Roms Alterthümer S. 69, 91.

3. Die Pharaone Menes, Uchoreus, Osymandias, Sasychis; Rechte und Pflichten der Pharaone. . . Seite 58

Anmerk. Die Geschichte dieser Pharaone ist größtentheils getreu aus dem ersten Th. der allgemeinen Weltgeschichte, aus dem Engl. durch Baumgarten, ausgehoben. Denn hier wird nach Herodot und Diodor erzählt, und die Urtheile eines Marsham, Perizonius, Newton rc. über die Verzeichnisse der ägyptischen Chronik von Manetho, Josephus, Eratosthenes, Syncellus rc. angeführt, und — was wollen wir mehr? Jene Dunkelheit, welche, wie Goguet meynt, uns diese Geschichte recht ehrwürdig macht, wird schwerlich können erleuchtet werden.

b. Mekr: nach dem Bericht der morgenländischen Geschichtschreiber. Allgemeine Weltgesch. S. 575. 1. Th.

c. Osymandias: 1 Th. S. 324. Osymandes heißet beym Strabo, B. 17, Ismandes, Imandes, und er setzet hinzu, daß dieses eben der Memnon wäre, von dem die Geschichtschreiber des Alterthums so oft als von einem Könige von Aethiopien sprechen. „Ich möchte vermuthen, daß Rhampses, der König zu Theben, welcher Aethiopien eroberte, der Osymandes des Diodorus seyn könnte. Man weiß, in welchem Grade die griechischen und lateinischen Geschichtschreiber die ägyptischen Namen entstellt haben." Goguet 2 Th. S. 224. Das erste behauptet auch Marsham in canone chronico aegyptiaco; Perizonius in orig. Aegyptiarum et tempor. antiquissimorum investigatione handelt zwar weitläuftig von der Regierung und dem Leben dieses Pharao,

führt aber seine Leser in ein solches Chaos, daß sie sich unmöglich herausfinden können; Isaac Newton in Chronology of ancient. Kingdoms amended. aber hält Osymand. und Menes für einerley Person. Genug zum Beweis der ersten Bemerkung!

d. Sasychis: der zweyte Gesetzgeber; ein Mann von vorzüglichen Einsichten, welcher zu den schon vorhandenen Gesetzen andere hinzugefügt, und vorzüglich den Gottesdienst angeordnet, die Geometrie erfunden und die Astronomie gelehrt hat. Diod. 1, Kap. 94. Also abermals Erfindungen und Anordnungen, die auch andern Pharaonen zugeschrieben werden.

e. Jedem Pharao ist es erlaubt: eine Sprache, die leider nur zu bald aus dem ganzen Orient verbannt wurde, und es daher noch bis auf den heutigen Tag seine volle Gültigkeit hat, was der lustige Schildbürger sagt: die großen Herren wollen daselbst mit Kanonen begrüßt seyn, wenn sie einen Einzug halten, denn eine solche Sprache sind sie von wegen ihrer Mandaten gewohnt, Reise nach Schilda; und wenn auf irgend ein Land die Aussage des Dichters anwendbar ist, tempora mutantur etc. so ist es gewiß auf Aegypten. Man stelle nur einmal eine Vergleichung zwischen dem im Texte nach Diod. 1, Kap. 70—73 getreu beschriebenen Betragen der damahligen Pharaonen und dem der heutigen Beys oder Sandschaks und der Sultane, Deis, Schechs &c. um und neben ihnen an, und — urtheile selbst, ob man es nicht fühlen muß, wie wahr Herder sagt: „Armes Aegypten, wie bist du jetzo verändert! Durch eine jahrtausendlange Verzweiflung elend und träge geworden, war es einst arbeitsam und duldendfleißig. Auf den Wink seiner Pharaone spann es und webte, trug Steine und grub in den Bergen, trieb Künste und baute das Land. Geduldig ließ es sich einschließen und zur Arbeit vertheilen, war fruchtbar und erzog seine Kinder kärglich, scheute die Fremden und genoß seines eingeschlossenen Landes. Seitdem es dies Land aufschloß, oder Cambyses

vielmehr sich selbst den Weg dahin bahnte, wurde es Jahrtausende hin Völkern nach Völkern zur Beute. Perser und Griechen, Römer, Byzantiner, Araber, Fatimiten, Mamlucken und Türken plagten dasselbe nach einander und noch jetzt ists ein trauriger Tummelplatz arabischer Streifereyen und türkischer Grausamkeiten in seiner schönen Weltgegend." Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 3 Th. S. 120.

f. Das Volk war in gewisse Ordnungen eingetheilt: in dem Unterschiede nach dem Herodotus 2 B. die Aegyptier in sieben Ordnungen, nemlich Priester, Soldaten, Hirten, Schweintreiber, Handelsleute, Dolmetscher, Seeleute und Diodor 1 B. Kap. 73, 74. in fünf Ordnungen, als Priester, Soldaten, Hirten, Ackersleute und Künstler eintheilen, liegt der Grund zur genommenen Freyheit bey der Klassifikation im Texte.

g. Das höchste Gericht: war in solchem Ansehen, daß es nachher dem zu Athen von Solon errichteten oder vielleicht verbesserten Gerichtshofe Areopagus pflegte an die Seite gesetzt zu werden; und dieser Gerichtshof ward allezeit im höchsten Grade verehrt, wegen der ungemeinen Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit der Richter. Robertson Gesch. v. Alt-Griechenl. S. 110.

4. Naturrecht; Einleitung zu den positiven Gesetzen. : Seite 93.

Anmerk. Von den unzähligen Formen, nach denen das Naturrecht gegeben wird, lieferte der Verf. nur einige, und zwar so, wie er glaubte, daß sie nach und nach müßten gelehrt werden, um den Zögling theils mit der Verschiedenheit der Systeme bekannt zu machen, theils ihn auf dem geradesten und natürlichsten Wege zum Selbstdenken zu gewöhnen. Denn ohne das bleibt Isis immer nur das Orakel, oder wie ein Deutscher sprechen würde, der Papagay von Thoûth, welches zwar an und für sich nichts Verwerfliches enthält, wenn nur Thoûth weise und gut ist; allein ob er das ist,

das sollte Isis doch wenigstens prüfen können. — Uebrigens wußte der Verfasser nichts neues zu sagen. Er nennt seine Quellen.

a. Von Seiten derer, die die Glückseligkeit zum Grunde legen: Bahrdt's System der moral. Rel. zur endl. Beruhigung für Zweifler und Denker, allen Christen und Nichtchristen lesbar. Dritte Auflage. 1 Th. S. 190, 199. —

b. Von Seiten derer, die aus der Pflicht der Menschenliebe alles herzuleiten suchen: Die Rechte der Menschheit, oder der einzige wahre Grund aller Gesetze, Ordnungen und Verfassungen von Schlettwein.

c. Von Seiten derer, die das Wohlwollen als den eigentlichen Bestimmungsgrund von Pflicht und Recht annehmen: Moses Mendelssohns Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum. S. 29. Hiernächst können die Systeme derer berührt werden, welche den Bestimmungsgrund von Pflicht und Recht in dem sittlichen Gefühle, oder der Vollkommenheit, der Selbsterhaltung, oder gar in dem Bedürfnisse des Staates suchen.

d. Von Seiten der neuern Philosophen, Kritiker, die den Bestimmungsgrund zu Pflicht und Recht aus ihrer sogenannten praktischen Vernunft oder dem uneigennützigen Triebe herzuleiten suchen: Reinholds Briefe über die kantische Philosophie. 3 u. 6. Brief.

So vorbereitet gehe der Zögling zur Lesung der Neuern über, z. B. Benecken, Fichte, Heydenreich, Höpfner, Hufeland, Jakob, Schaumann, Schmalz; übersehe aber doch auch die Alten nicht, z. B. Grotius, Coccejus, Hobbes, Kumberland, Puffendorf, Thomasen, Heineccius, Achenwall ꝛc. S. Meisters, Böttgers ꝛc. Bibliotheken.

5. Politische Gesetze Mizraims. Einbalsamirung. : : : : Seite 165

Anmerk. Diese Gesetze sind getreu nach bekannten Schriftstellern vorgetragen, nur mit dem Räsonnement eines Goguet begleitet, und bey den Ehegesetzen ein natürlicher Gang nach der Einsicht des Verf. genommen worden.

b. Einbalsamiren mit Honig und Wachs: s. Röhlings Versuch einer Universalbienengeschichte, S. 165. 168.

„Die Aegyptier balsamiren ihre Todten und verwahren sie in ihren Häusern; auch die Perser umgießen sie mit Wachs, damit sie sich lange erhalten mögen. Ehe sie ihre Leichen beerdigen, überziehen sie sie mit Wachs. Damit Agesilaus desto leichter nach Sparta könnte gebracht werden, legten ihn seine Freunde, weil sie keinen Honig bey der Hand hatten, in geschmolzen Wachs. Das Wachs verwahrt die Körper vor Fäulniß.“ Cicero in d. Tuscul. Untersuch. 1. B. 45. K. Strabo Geograph. 15. B. Herod. 1, 140. Diod. 1, 91. Cornel. Nep. Leben des Agesilaus, 8. Plin. Naturg. 22, 24. Columella Landwirthsch. 12, 45.

c. Süßgetäuschte Geschöpfe: Herder Ideen.

6. Möris. Hyksos. Hebräer. : Seite 205

Anmerk. Möris oder Myris: Marsham sagt, er habe Memphis von den Hirten wieder erobert. Perizonius bestimmt in Ansehung seiner nichts gewisses. Nach Newton wurde er Maris, Meres, Marres, Smarres, auch Ayres, Tyris, Byiris, Soris, Uchoreus, Labaris genannt. Allgemeine Welthistorie, aus dem Engl. 1, 517. So wenig gewisses weiß man von den ersten Beherrschern Mizraims. Eben so verhält es sich mit der Geschichte der Hyksos und der Israeliten. Bald werden sie für ein bald für zwey Völker gehalten; der eine läßt sie früher, der andere später auftreten.

b. Nitokris: ihr Name bedeutet die siegende Minerva. Auch in Ansehung ihrer ist die Meynung der Geschichtschreiber verschieden. Einigen ist sie eine Israelitin, den meisten eine Aethioperin, diese lassen sie bald nach der Ankunft, jene nach der Abreise der Israeliten regieren, andre geben sie gar für die Königin aus, die einst Salomo dem Weisen ihre Aufwartung machte. Daß sie nach Koch's Phares oder ältest. ägypt. Geschichte eine Jüdin gewesen, wird von vielen mit Recht aus dem Gang der Geschichte selbst widersprochen; nur weiß ich nicht, wie sich die schöne Farbe, das blonde Haar und die reitzende Gestalt — beynahe alles so wie von der Sara behauptet wird: In Aegypto pleraeque mulieres subfuscae aut, ut in Aethiopia, nigrae sunt; Sara autem, quae in terra ad radices montium Armeniae sita, nata erat, ubi facies hominum candida, et mulierum forma venusta esse solet, etiam aetate provectior, Aegyptiis mulieribus pulchrior facile videri potuit — zu der vorgegebenen Aethioperin der andern schickt.

c. Das zweyte Volk: Hier lieferte ich nur einige Züge in der Hinsicht Begierde zu erwecken, die Urkunden selbst zu lesen.

d. Ich will ihm Raamses einräumen: die Landschaft Gosen. Denn Ramasse und Gosen ist bey den LXX eins; die Hauptstadt war Heroopolis. Nach Josephus steht Raámses für Heliopolis. Denn so erzählt er: Pharao ließ den Joseph mit seiner Familie zu Heliopolis wohnen, wo die königlichen Hirten ihre Weideplätze haben. Alterthüm. 2, 7. Ueber Gosens Lage ist von jeher unter den Gelehrten viel gestritten worden. Jablonsky, welcher acht Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben hat, verlegt Gosen auf die linke Seite des Nils, und zwar in Mittelägypten zwischen dem Nil und dem Kanal, der noch bis auf den heutigen Tag der Kanal Josephs genannt wird. Ihn widerlegt Michaelis in supplementis ad Lex. Heb. II, 379. und räumt dagegen eine Loge auf der nordöstlichen Seite des Nils, von Heliopolis bis an die Taniti-

sche Mündung, von da längs dem rothen Meere hin bis nach Raphia und so weiter, einen gewissen Bezirk des steinigten Arabiens nach Heroopolis und Heliopolis.

e. On: der ägyptische Name; im Griechischen Heliopolis; Hebräisch Bethschemes, heut zu Tage Ainschemes; Deutsch Sonnenstadt.

f. Pithom: Heropolis, Stadt der Helden, Heroum Civitas. Die 70 Dolmetscher sagen, Mos. 46, 28. daß Joseph seinem Vater, als dieser aus Kanaan ankam, bis Heroopolis entgegen gegangen, eben dieses meldet der Geschichtschreiber Josephus. In der Koptischen Uebersetzung der Bibel hingegen wird der Ort dieser Zusammenkunft, Pethom, Pithom genannt.

g. Aber woher dieser Retter: Schillers Sendung Moses.

h. Kiste von Papierschif: Als es aber unmöglich war, es länger zu verbergen, machte sie für ihr Kind ein kleines Schiff, von der Art, wie sie auf dem Nil gewöhnlich sind, von Papierstauden, überzog es mit Asphalt und Pech, legte das Kind hinein, und setzte es an einen Ort, wo viel Sari im Nil wuchs, gleich am Ufer. Michaelis Uebersetz. des A. T. von der Papierstaude, S. 1. Th. Anm. 27, k; unten 13, g.

i. Moscheh: Moses, daß dieses ein ägyptischer Name ist, bezeugen selbst alte Hebräer. Sie nannte ihn Moses, weil sie ihn aus dem Wasser gezogen hatte. Denn das Wasser heißt bey den Aegyptiern Mos, Moy. Philo Leben des Moses. Josephus. Rosenmüllers Scholia in Exod. 2, 10.

k. Ausgang unter Amosis: er heißt auch Amos, Amasis, Thummosis, Tethmosis, Thomosis und Themosis, und bald ein Sohn des Asseth, bald des Halisphragmuthosis. Daß hier nicht von dem, der mehrere Generationen nach dem Sesostris zur Regierung kam, sondern von einem frühern, wenn ja der Name soll beybehalten werden, die Rede sey, versteht sich von selbst.

1. Geschichte der benachbarten Völker: Nach Müllers Versuch über das Ideal einer Erdbeschreibung; Philosophische Aufsätze, Breslau 1795, S. 117.

7. Religion der alten Aegyptier; Ursprung derselben; Gottheiten; Nationalgottheit Apis, Sihor. ; Seite 234

Anmerk. Ob der Verf. in diesem und den beyden folgenden Abschnitten einen eigenen und natürlichern Pfad betreten? Der Wege giebts hier viele. Man sehe Vogels Raisonnement hierüber in seinem Versuch über die Rel. der alten Aegypt. von S. 51 bis 65. und wenn man mehrere Wege sich durchkreutzen sieht, so — wäre es ja wohl ungerecht zu verlangen, daß der Verf. auf dieser neuen geebneten Bahn schnurgerade fortwandeln sollte?

b. Volksreligion: Getreu kopiert und derb gegeiselt von Lucian. „Aber nach Aegypten muß man reisen, wenn man Götter sehen will, die dem Himmel Ehre machen. Da präsentirt sich Jupiter mit einem Widderskopf, Merkur mit einer Hundsschnautze, und da ist ein Pan zu sehen, der durchaus ganz Bock ist. An diesem Orte ist der Gott, den man öffentlich verehrt, ein Ibis, an einem andern ein Krokodil, an einem dritten ein Affe: und will man von diesen Wunderdingen bis auf den Grund unterrichtet seyn, so giebt es Weise und Schriftgelehrte und kahlgeschorne Priester in Menge, die einem mit dem größten Ernst, und nachdem sie vor allen Dingen den Profanen die Thür verschlossen haben, erzählen, wie die Götter aus Furcht vor den Giganten, nach Aegypten geflohen, und — der eine in einen Ziegenbock, der andere in einen Widder ꝛc. sich verkrochen. Wenn der größte ihrer Götter, der Stier Apis stirbt, so läßt sich jedermann, zum Zeichen der tiefsten Trauer, die Haare abscheeren. Indeß wird seine Stelle durch eine förmliche Wahl ersetzt, und aus allen Stieren derjenige, der die schönste Gestalt und die vornehmste Mine hat, zum Nachfolger in der Gottheit er-

nannt.“ Sämmtl. Werke v. Wieland. 5. Th. S. 228.

c. Gottheiten: ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich jede einzelne Angabe mit der Anführung eines Schriftstellers unterstützen wollte; Hauptquellen über diesen Theil der ältern Geschichte bleiben außer den schon oft erwähnten Herod. Diod. den durch Josephus und Syncellus aufbewahrten Aegyptiacis des Manetho, Plutarch, der engl. allgemeinen Welthist. Weltgeschichte von Gatterer, Schlözer ꝛc.

Kircheri Oedipus Aegyptiacus. Romae 1652-54 III. T. fol. Er entziffert die Geheimnisse der Hieroglyphen sehr sinnreich, wird aber von Vogel ein gelehrter Träumer genannt.

Jamblichus de mysteriis Aegypt. so wie sein und

Porphyrii vita Pythagorica wie auch dieses Abhandl. de abstinentia.

Jablonski Pantheon Aegypt. Francof. ad Viad. III. 1750. 8. Ein Hauptwerk über diesen Gegenstand.

Herder, außer in schon angeführten Schriften, besonders in den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts. Riga, 1774-76. 4.

Meiners Versuch über die Religionsgesch. der ältesten Völker, besonders der Ägypt. Gött. 1775. und über den Thierdienst der Aegypt. in s. vermischten philos. S. 1. Th. Leipz. 1775. S. 192-250.

Plessing Memnonium. Leipz. 1787. und Versuche zur Aufklärung der Philos. des ältesten Alterthums 1788-90.

Gatterer de Theogonia Aegypt.

Tychsen Ueber einige Symbolen und Gottheiten der alten Aeg. aus dem Werke des H. Zoega de Numis Aegypt. prostant. in museo Borgiano Velitris in d. Bibl. d. alten Litt. und Kunst, 7. St. Gött. 1790.

d. Die Wahrheit mag in der Mitte liegen: Vogel a. a. O. behauptet dagegen gerade-

zu, daß Hemmung der Aufklärung des Volks ein Werk des Priesterstandes gewesen; der Verf. fand Schillers Angabe in d. Send. Mos. natürlicher, und nahm daher zweyerley Gattungen von Priestern, Epopten und Volkspriester an. Die Natur des menschl. Geistes, und selbst des Ordens spricht dafür.

e. Sihor als Nationalgottheit: Böttichers vergötterten Filtrirtopf im Gothaisch. Hofkalender 1796. Eine weitläuftige Abhandlung von Gisb. Cuper Harpocrates sive explicatio imagunculae argenteae antiquissimae sub Harpocratis figura ex Aegyptiorum instituto solem repraesentantis, 2 edit. 1687. Von dem Alter dieser Gestalten, sagt Winkelmann, Gesch. d. Kunst, 94, kann man theils aus der Zeichnung, theils aus der Arbeit, und nicht weniger aus dem Mangel der Hieroglyphen schließen. Die Zeichnung, sonderlich des Kopfs, der Canopen ist völlig im griechischen Stil. Unter den alten Pasten, die der Baron von Stosch in seiner Gemmensammlung bewahrte, spricht Bötticher a. a. O. wovon wir neuerlich einige eben so treffliche Abbildungen als gelehrte und geschmackvolle Erläuterungen erhalten haben, befindet sich eine solche Canopuspaste, wo die widersinnige ägyptische Figur in so angenehme Rundungen und Umrisse abgeglättet ist, daß das Auge auf ihr mit Wohlgefallen verweilt. Gedachte Abbildungen befinden sich sowohl in Vogels Versuch als auch unter den Abbildungen ägyptisch. Gottheiten mit Erläuterungen von Schlichtegroll, wo auf der 12. Tafel eine Canopusfigur mit einem weiblichen, und auf der 13. eine mit einem männl. Gesichte vorgestellt ist. Daß übrigens die Kunst, das Wasser zu filtriren, schon sehr alt sey, beweist der Umstand hinlänglich, und daß also auch weder die Franzosen auf ihren Clarificateur oder Eau de la Seine clarifiée, noch die Engländer oder Deutschen auf ihre durch kleingestoßene Kohlen gereinigte Wasser, Weine, Essig ꝛc. als neue Erfindungen stolz seyn können.

8. Orakel. . . . . . Seite 271

Anm. Sowohl dieser als der vorhergehende Abschnitt schien dem Verf. hier an der rechten Stelle zu stehen. Sollte philosophische Religion den Beyfall der Jünglinge erhalten, so mußten ihnen von dem Lehrer erst, wie Schiller sagte, die hergebrachten Götter des Staats in ihrer lächerlichen Blöße gezeigt werden. Indessen thut auch niemand dem Verf Unrecht, wenn er ein Scherflein zur Sache der Vernunft und Wahrheit gegen einige neuere Schwärmer zu finden wähnt.

b. Sie haben ihren Ursprung in der Furcht: Schon Lucian sagt in den Nachrichten Alexanders von Abonotrichos, nach Wieland die wichtigste und lehrreichste aller Schriften, Luc. 3. Th. 173. Es brauchte keiner großen Anstrengung des Verstandes, um die Entdeckung zu machen, daß Furcht und Hoffnung die zwey großen Tyrannen sind, die das menschliche Leben beherrschen, und daß, wer dieser beyden sich gehörig zu bedienen weiß, das geschwindeste Mittel reich zu werden gefunden hat — daher wurden Delphi und Delos und Klaros und die Branchiden reich und berühmt, daher beschloß Alexander ein Orakel zu errichten. Daß also Furcht Götter schuf, ist eine längst bekannte Sache; Furcht wirkte bey allen rohen Völkern; du sollst fürchten war noch ein Hauptmotiv der mosaischen Religion; Furcht, sagt Robertson von den Mexikanern, ist die Haupttriebfeder ihrer Religion; und doch sagt Vogel S. 19, daß Heyne diese Bemerkung gemacht; aber der zeichnete ihm, S. 10, auch den Weg vor, worauf er bey dem Versuch über die Aegypt. Rel. fortwandelte.

c. Sternenhimmel: diejenigen Gelehrten, welche ein astronomisch-theologisches System der Aegypt. annehmen, bauen auf eine Stelle des Herodot, 2. 145, wo er meldet, daß die ägypt. Gottheiten in drey Klassen abgetheilt waren, und daß die erste aus acht, die zweyte aus zwölf Gottheiten bestand, und die Gottheiten der dritten Klasse aus den der zweyten Klasse entsprungen sind, und glauben, da, wo er 2, 82, sagt; jeder Tag und jeder Monat ist einer

Gottheit eigen, den Schlüssel zu dieser Abtheilung zu finden.

Der Monathe sind zwölf, eben so viel Gottheiten der zweyten Classe, eben so viel Sternbilder des Thierkreises. Namen der Monate s. Anm 2. c. Als Sternbilder stehen sie in Hinsicht des bekannten: sunt Aries, Taurus etc. mit Angabe der Gottheit, die sie vorstellen sollen, so: 1. Payni, der Widder; nach Gatterer die Gottheit On, daher Ammon, Sonne. 2. Epiphi, der Stier; nach Schmidt in seiner Abhandlung über den ägypt. Ursprung unsers Thierkreises, in opusculis, quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae explanantur. Carolsruh 1765. der Gott Apis. 3. Mesori, die Zwillinge; daher nach Schmidt Orus und Harpokrates; nach Gatterer heißt Mesori Kinder und gehören dahin die in diesem Monat eingeschalteten Geburtstage der fünf Gottheiten, nehmlich der Isis griechisch Ceres, des Osiris gr. Dionysus, Orus gr. Apollo, Bubastis gr. Artemis, Neithe gr. Athene, welche nebst Sothis oder dem Hundsstern, Serapis die untergegangene Sonne, Tithrambo als Symbol des Mondeswechsels, Cnuph oder Cneph Agathodämon Horoskop ꝛc. in die dritte Classe der Gottheiten gerechnet werden. 4. Thouth, der Krebs; Merkur. 5. Phaopi, der Löwe; nach Gatt. des Cicero de natura Deorum 3, 22. Opas oder Phthas, Vulkan; nach Schmidt, doch ohne Grund, wie Vogel will, der Osiris. 6. Athor, die Jungfrau; nach Schmidt Isis, auch ohne Grund. 7. Choiak, die Waage. 8. Tybi, der Skorpion; nach Gatterer und Schmidt der Typhon. 9. Mechir, der Schütze; nach Schmidt ohne Grund der Herkules. 10. Phamenoth, der Steinbock; nach Gatt. Amenti das Schattenreich und der Harpokrates, nach Schmidt Mendes der Pan, welchem Herodot zuwider ist, der den Pan zu den Gottheiten der ersten Klasse zählt. 11. Pharmuti, der Wassermann; nach Schmidt der Canopus. 12. Pachon, die Fische; nach Vogel Chon, Herkules, also nicht, wie Schmidt will, Nephthys die Venus.

Der Wochentage sind sieben, eben so viel der Planeten; nimmt man hierzu den Himmel, als das Ganze, in dem sie alle enthalten sind, so hat man die acht Götter der ersten Klasse des Herodots. Demnach 1. der Himmel, nach der gewagten Erklärung der Ausleger des Herodot Pan oder Mendes, oder nach andern, weil Mendes bey den Aeg. auch Esmun, der achte, geheißen habe, den Himmel als den achten in der Zahl der Planeten; 2. Rempha, der Saturn; 3. Pizeus, Jupiter; 4. Ertosi, Mars, 5. Pire, Sonne; 6. Surot, Venus, nach Gatterer des Herodot Latona; 7. Piermes, Merkurius; 8. Pioh, Mond. Was mehr hierüber zu sagen ist, s. außer genannten Quellen: Kästners Anfangsgründe der ang. Math. Chronologie 6, 7. *Weidleri* Historia Astronomiae. Cap.IV. de Astron. vet. Aeg. etc. Verglichen mit der, wie Wieland bemerkt, zwischen Wachen und Schlaf geschriebenen Abhandlung von der Astrologie in den Werken Lucians, wo nach des Verf. Gefühl Massieu's und Vogels l. c. 129. Version die richtigere zu seyn scheint.

d. Aber wodurch wird dieses Vermögen übergetragen? Luc. V, 262.

e. Es ist denn doch — ein Sensorium: Wer sich weitläuftiger über den ganzen Abschnitt belehren will, lese Cicero's Abhandlung de divinatione, wo im ersten Buche Quintus der Bruder wie die Priester, und im zweyten Cicero der Heide wie der philosophische Lehrer spricht. Wer von beyden Recht hat, mag der Verf. nicht entscheiden. Er fühlt zwar wohl, daß genau auf die ägyptischen Priester passe, was Wieland von dem unter b. erwähnten Alexander sagt: Hier haben wir abermals einen Calliostro (oder da von einem Orden die Rede ist, Calliostratus) ante Calliostrum! Da er indeß nicht gern öffentlich für ein Kind oder gar einen Heiden passiren möchte, Lavaters Pontius Pilatus, 3 Th. S. 147, 148, 190, 249, 251. da er wichtigen Erfahrungsgründen neuerer Philosophen, Müller a. a. O. (im Jahr 1795.) keine ähnliche entgegensetzen

kann

kann und Eberhards Apologie, die er neulich in einem öffentlichen Blatte gelesen hat, nicht zu widerlegen vermag, so — überläßt er es der Zeit, die schon manchen verworrenen Knoten entwickelte.

f. Orakel des Ammon: Herod. 2, 49. vergl. Anm. 1, d. Orakel der Latona in der Stadt Buto auf der Insel Chemmis. Herod. 2, Kap. 54, 77, 144, 147. Van Dale de Oraculis, und de origine ac progressu Idololatriae et superstionum, sollen vorzüglich hieher gehören. Wie unermeßlich übrigens dieses Feld sey, sieht man schon aus Fabricii Bibliographia antiquaria, wo im 12. Kap. ungefähr hundert Arten zu weissagen angeführt werden.

g. Nicht planenlos hällt: Horatz 3 B. 29 Ode.

h. Allein, führen die Volkspriester als letzten Beweis für die Glaubwürdigkeit der Orakel an: Völlig nach dem Stoiker Balbus beym Cicero de nat Deor. 2, 4. Quid haruspicum ars, nonne divina? haec innumerabilia ex eodem genere qui videat, nonne cogatur confiteri deos esse? quorum enim interpretes sunt, eos ipsos esse certe necesse est. Deorum autem interpretes sunt, eos ipsos esse necesse est — Und kann man sich in unserm erleuchteten Jahrzehend bey einem Argument der Art wohl weniger des Lachens enthalten, als Damis beym Lucian 2, 417., der bey Anhörung des bündigen Syllogismus vom Timokles: Wenn es Altäre giebt, so müssen auch Götter vorhanden seyn: nun giebt es Altäre, also giebt es auch Götter; ausrief: Laß mich erst auslachen; und als Timokles betroffen fragte: du lachst ja, als ob du nie aufhören wolltest; ich möchte doch wissen, was dir an meinem Argumente so lächerlich vorkommt? die Antwort ertheilte: daß du nicht merkest, an was für einen dünnen Faden du sogar deinen Nothanker, deinen letzten und stärksten Beweis gehängt hast. Du glaubst also dadurch, daß du das Daseyn der Götter an das Daseyn der Altäre geknüpft hast, ein gewaltiges Tau zusammen

gedreht zu haben? Deinem eigenen Geständnisse nach hast du nichts stärkeres aufzubringen; unser Streit ist folglich zu Ende, und wir gehen nach Hause. Auch der Verfasser empfiehlt sich mit den Worten des Cotta: de quibus habeo ipse, quid sentiam; non habeo autem, quid Vobis assentiar. *Cic.* l. c. 3, 25. Sehr lesenswerth sind die Bemerkungen über Theophanien nach der Vorstellungsart der alten Welt von Ruperti, Rekt. d. Gymn. zu Stade in d. Magaz. für Philologen 1 B. p. 194. Bremen 1796.

9. Höhere Religionsaufschlüsse; Weihe; Rede des Oberpriesters. Seite 298

Anmerk. Vergl. mit Anm. 8, a.

b. Der mächtige Sphinx: Der ägypt. Sphinx ist nicht, wie der griechische, ein Löwe mit einem menschl. weiblichen Gesicht und Busen, sondern ein Löwe mit einem männlichen Gesicht. Der Grund der Aehnlichkeit mit dem Zeichen des Löwen und der Jungfrau fällt also weg. Seine Bedeutung ist nach Clemens von Alexandrien und nach Synesius Stärke mit Weisheit oder höchste Vollkommenheit. Er ist also Symbol des höchsten Wesens. Als solche wurden sie an die Zugänge der Tempel gestellt, und dann wurden sie auch als Symbole der Vollkommenheit zugleich zum Symbol von Aegypten gebraucht. Ein Gegenstand eigener Verehrung war der Sphinx in Aegypten nie. Vogel a. a. O. S. 119. nach Zoega. In wie weit das, was Winkelmann Gesch. d. Kunst 77. sagt: die Sphinxe der Aeg. haben beyderley Geschlecht, das ist, sie sind vorne weiblich und haben einen weiblichen Kopf, und hinten männlich, wo sich Hoden zeigen; dadurch gehoben ist, getraut der Verfasser nicht zu entscheiden, da er weder das Werk von Zoega noch den Auszug in der Bibl. d. alt. Lit. u. Kunst. St. 7. S. 10-30. von Prof. Tychsen zur Einsicht erhalten konnte. Indeß ist sein Glabensbekenntniß auch hier wie Anm. 3, a. und 8, e. beydemahl am Schlusse. Vielleicht daß es bald anders wird; wenigstens ist Hoffnung vorhanden;

denn: „Zoega, Verf. des reichen Museums des Cardinals Borgia zu Velletri, dessen Untersuchungen über ägypt. Hieroglyphen, Münzen und Alterthümer in diesem Theil der Archäologie nach Caylus das meiste Licht verbreitet haben, arbeitet jetzt an einem höchst interessanten Werke über die Hieroglyphen und Obeliskensprache, wodurch das, was neuerlich auch in Deutschland aus andern Quellen — Ueber die Buchstabenschrift der alten Aeg. von Tychsen in d. Bibl. d. alt. Lit. 6 St. 1789. vergl. mit Paulus verbess. Ausg. d. Beschr. d. alt. Aeg. von Dittmar. 1793. S. 152 ; 157. ? — behauptet worden ist, daß die Aeg. vor Psammetichus gar keine Buchstabenschrift gekannt und die Semitischen Setzzeichen erst durch den Handel empfangen haben, von einer andern Seite her neue Bestätigung erhalten wird. Durch Zoega wurde auch sein Landsmann Wad aufgemuntert, die descriptio fossilium Aegyptiorum quae reperiuntur in Museo Borgiano Veletrensi 1794. herauszugeben und dadurch das Studium der Antike auf die Unterlage zu gründen, die ihr Delomieu in Frankreich und der B. H. M. v. Veltheim in Deutschl. auch schon, ein jeder auf seine eigene Weise zu geben versucht haben." Int. d. allg. Litteraturzeit. No. 86. 1796.

c. Das Rituale beobachten: das in der Gesch. des ägypt. Königs Sethos aus d. Franz. von M. Claudius und in den neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo in dem Illuminaten-Orden jetzt zum erstenmale gedruckt, — So wie der Titel hier steht, glaubt der Verf. noch einmahl interpunktiren zu müssen, und da wünschte er sehr, zu wissen, wo? ob nach Philo? oder nach Orden? und im ersten Falle wünschte er Antwort auf die zweyte Frage: wo die genannte Buchdruckerey zu finden ist? — und zur Beherzigung herausgegeben. 1794.

d. Geendigt wäre also die Bahn: Nur der Gedanke, daß Campe's Theophron in aller Pädagogen Hände ist, konnte den Verf. abhalten, die hierher so ganz passende rührende Anrede dem Oberpriester in den Mund zu legen.

10. Rhamses in einem Frauenzimmerinstitut. = = Seite 315.

Anmerk. Damit es dem Verf. wegen einiger vielleicht paradox scheinender Meynungen nicht gehen möge, wie jenem, der sich erdreistete, ein Wörtchen über die Rechte der Schneider zu sprechen, Nationalzeit. No. 1. 1797, so erklärt er hiermit öffentlich: daß man den ganzen Abschnitt für nichts anders anzusehen habe, als für einen Kommentar über die Worte Goguets 1. S. 359.: „Die Frauen in Aegypten hatten viele Macht über ihre Männer. Es mag dieses Vorurtheil oder natürliche Neigung gewesen seyn, so hatten sie die Herrschaft in ihren Häusern. S. Diod. 1, 27. Diese Macht der Frauen über die Männer zeigt überhaupt ein Volk von einem sanften Geist und stillen Wesen an. Diese Idee ist demjenigen sehr gemäß, was uns die Geschichte von dem Genie der Aegyptier berichtet. Sie beachteten über dieses viel Höflichkeit, Achtung und Lebensart in ihrem Umgange. S. Herod. 2, 80. Sie waren Feinde von Zank und Streit und eingenommen von einem lebhaften Geschmack für die Künste und Wissenschaften, daher die friedfertigen Tugenden diejenigen waren, die ihnen am meisten gefielen. Man siehet ferner, daß sie viel mit der Staatsklugheit beschäftigt waren. Deutsche Quartausg. von Hamberger, 3 Bände, Lemgo 1760. Voriges Jahr lieferte Sattler einen Auszug, gr. 8. Nürnb. — Wer damit noch nicht zufrieden ist, der mag denn des Verf. wegen nach der Vorschrift S. 421. über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Berlin 1792, zu Gaste gehen.

b. Amazonen: nach Diod. 1, 44. Herod. Curtius. Da man noch nicht im Stande ist, ihren Ursprung genau anzugeben, so glaubte der Verf. der Wahrheit nicht zu viel zu vergeben, wenn er einstweilen diese Frauenzimmerrepublik vor Alexander und Cyrus Zeiten sich gründen ließ.

c. Werden meine Freunde in Zukunft etwas vertrauter mit den Welthändeln: Ja wohl, klärt sich da manches auf. Nur

im Vorbeygehen brachte der Verf. es einst bey dem Officiantentische eines Instituts, wo man für Mädchen, welche zu weiter nichts als zu Dienstmädchen bestimmt sind, studierte Lehrer hält, vor: daß es wohl besser wäre, wenn der Unterricht durch erfahrne Weiber besorgt würde. Aber furienmäßig brüllte ihm die prima persona entgegen: Herr! das müssen die Direktoren wohl besser verstehen als sie! Und sie hatte Recht. Denn nachher konnte der Verf. immer der Hoffnung gewiß seyn, daß sein Vorschlag genehmigt werde, sobald er ihn so anbrachte, daß Sr. Excellenz der Meynung waren, als sey er ein Produkt eigener für das allgemeine Wohl stets geschäftigen Weisheit gewesen.

11. Rhamses in den Katakomben. : Seite 350

Anmerk. Wie, Saul auch unter den Propheten? Ja, und zwar a. weil Diodor sagt: die Aegyptier halten die Zeit des gegenwärtigen Lebens sehr gering, hingegen die Zeit nach dem Tode für äußerst wichtig ꝛc. 1, 51, vergl. mit Kap. 72, 91 —; b. weil es dem Verf. noch wahrscheinlich ist, daß Pythagoras die Idee der Unsterblichkeit, zur Seelenwanderung, in den ägypt. Tempeln erhielt; c. der Gang der Erziehung es so erfordert, und d. der V. zugleich Willens war, eine Skizze von einer Abhandlung über diese Materie vorzulegen, wodurch er nicht ohne Nutzen auf den vernünftigsinnlichen Menschen zu wirken glaubt. — Die Abhandlung geht eigentlich von der Bemerkung des Seneka aus: quomodo fabula, sic vita, stellt dann alle ähnliche Bilder der heiligen — z. B. eines Paulus 1 Cor. 4, 9. vergl mit der Abschild. des Hrn. Pauls in Enfields Lebensbeschreib. in Predigten die zehnte — und profanen Schriftsteller, so wie sie von Cicero's Gedankenreihe — neque sapienti usque ad plaudite vivendum, und dennoch weit ältern bis zu den historischen Trauerspielen eines Gustavs und Ludwigs, der im Gefängniß bemerkte: es ist ein Unglück König zu seyn, vorkommen, neben einander, und zieht dann Resultate daraus. Bey der Skizze mußte indessen der Verf. sich Zwang anthun, weil man zu Rham=

ses Zeiten noch nichts von solchen Fabeln wußte. Da es übrigens der Gedanken über Zeit und Ewigkeit, der Lehren und Meynungen über Unsterblichkeit, der Blicke übers Grab, in Walhalla rc. eine unzählbare Menge giebt, und es selbst an erweiterten Entwürfen über Leben, Tod und Unsterblichkeit zu Vorträgen an Gräbern, s. Briefe eines Philosophen an d. groß. Philos. S. 154, an Kritiken der Vernunftgründe wider die Schrecken des Todes, sogar an Stunden für die Ewigkeit gelebt, und an Versuchen einer Uebersicht der Lehren und Meynungen unserer vornehmsten neuen Weltweisen von der Unsterblichkeit der Seele rc. nicht fehlt — so enthält man sich alles Citirens, und wünscht nur zu wissen: ob man zu seiner Zeit mit der Abhandlung nach vorgezeichnetem Plane zum Vorschein kommen dürfte.

12. Es wird eine Reise nach Memphis unternommen; Tagebuch des Rhamses; Reise von Großdiospoli bis Tentyra. : : : : : : Seite 402

Anmerk. Wegweiser sind bey dieser Reise außer der im 1. Th. S. 482, c. erwähnten Karte noch die D'anvillische, betitelt: Aegyptus antiqua, mand. sereniss. Delphini publici juris facta Auctor *D'Anville* — prostat Norimbergae in Offic. Weigelio — Schneideriana, 1784. und Beschreibung des alt. Aeg. von Th. J. Ditmar. Zweyte Ausg. revidirt und verbessert von H. E. G. Paulus, 1793.

b. Den siebenzehnten Athyr: Dieser Tag soll unserm 13. Novemb. entsprechen. Weiß man nun die Namen der Mon. s. 2, c. und 8, c. und hat sich bemerkt, daß die Aegypt. ihr Jahr mit dem Mon. Thot anfingen, und in dem letzten Mesori oder Missori fünf Tage einschalteten, so ist es leicht, ihre Tage von einem gemeinen Jahre in einem deutschen und jedem andern Kalender zu finden.

c. Harfner der Alten al Fresco: will James Bruce in diesen Grotten angetroffen haben.

Daß Burney in seiner Geschichte der Musik hierüber commentirte, ist wohl noch sonderbarer, als daß Bruce vorgab, es gesehen zu haben. Denn was sah dieser nicht alles, nachdem er zu Hause gekommen war, und sechs Bände schreiben wollte?! Paulus a. a. O. 125.

d. Papa: Medinet Abu, Stadt des Vaters. Koptos: jetzt Kepht, Kipht, Kopht, ist merkwürdig wegen ihres Alters, der Beybehaltung ihrer Herrschaft, ihrer Sprache und Schrift, und der Landstraße, die Ptolomäus Philadelphus von hier nach Berenike anlegen ließ. S. allgem. Weltgesch. I. S. 365, 473 ꝛc. vergl. mit *J. D. Michaelis* not. ad Abulfedae descript. Aegypti 153, 160. Paulus a. a. O. S. 4, 6, 120.

e. Pampanä: Der Weg bis dahin war noch voll Schlamm. Wer sich einen richtigen Begriff von dem Steigen und Fallen des Nils durchs ganze Jahr verschaffen will, der sehe die Abhandlung de Nilo von Lenz? Freudentheil? in Commentat. philolog. ed. a *Ruperti* et *Schlichthorst*. Vol. II. Brem. 1794. S. 178. Wo von dem Mon. wo Rhamses reist, folgendes angegeben wird. Initio Novembris aquam in agris saepe adhuc stagnare vidit Prosp. Alpinus paullatim tamen deficientem, ut adeo teste *Forskal* exeunte mense vel humiliores Nili orae exsiccentur. Petrus a Valle planitiem inter Cahiram et Bulac porrectam, ab aqua aliquot diebus ante destitutam jam egregie virescere etc.

f. Tentyra, Tentyris, heut zu Tage, Dendera: Beschreibung der Tempel aus der allgem. Weltg. I, 412. nach Lucas Voyage tom. II. pag. 133. des Fangs der Krokodille, ebend. 379. Auch Seneca sagt schon vom Krokodill: Fugax animal audaci, audacissimum timido. Nec illos Tentyritae generis aut sanguinis proprietate superant, sed contemptu et temeritate. Lib. III. Cap. 2. Naturalium Quaestionum. Mehreres bey Strabo und Plin. Ihre

Entfernung von Theben über 400 Stad. Hier ist zu bemerken, daß die Stadien für diese Reise in einem andern Verhältnisse genommen werden, als 1 Th. S. 475, f. Dort wurden sie nach Diod. angegeben, der nach olympischen Stadien rechnete, wo 32 auf einen Schoenus gehen; hier aber nach eigentlichen ägyptischen Maaßen 15 Stadien auf eine römische Meile. Da nun 5 röm. Meilen auf eine deutsche gehen, so ist leicht zu berechnen, wie viel röm. oder deutsche Meilen jene 400 Stadien betragen. Also hier ein für allemal: 1 deutsche Meile = 5 röm. M. = 75 ägypt. Stad.

13. Fortsetzung der Reise, von Tentyra bis Groß-Hermopolis. ; ; Seite 417

Anmerk. Porphyr: Porphyrius genuinus, ex jaspide et feldspato compositus. *Linn.* *Forsk.* l. c. XLVI.

b. Dattelbäume: Palma Phoenix dactylifera. *Linn.* *Gaertner* de fructibus et semin. plantar. Vol. I. p. 23. tab. 9. *Forsk.* l. c. XLIX. Allgem. Weltgesch. I. S. 382.

c. Gans ägypt. Anser Anas aegyptiaca, *Linn.*

d. Ibis: Ptolomais Hermii. Paulus verbess. Dittmar von Aegypt. S. 116.

e. Chemmis: Panopolis. Paulus a. a. O. Der erwähnte Tempel war eigentlich dem Perseus heilig. Mit dem Namen Chemmis kommt der heutige Name Ekmin, Akmin, Echmin überein. Vogel a. a. O. S. 116. Oben Anmerk. 8, c. bey den Wochentagen.

f. Schiffahrt: nach Herod.

g. Schotendorn: Spina aegypt. — Mimosa nilotica *Linn.* Mimosa acacia ex Aegypto superiore Suès defertur, et potissima pars est lignorum ad naves struendas. *Forsk.* l. c. LVI. - Das Segel aus der Papierstaude: Cyperus Papyrus, wovon das antiquarische und technologi-

sche in einer Abhandlung von Caylus s. Memoires de l'acad. des Inscriptions XXVI. Band S. 267. ff. Das Botanische am besten in *Chr. Fr. Rottbölls* Descr. novar. plant. L. I. p. 32. seq. Hafn. 1773. fol. Paulus a. ang. O. S. 139. Vergl. erst. Th. Anm. 27, k.

h. Champsea: Krokodilopolis. Nephthea: Aphroditespolis.

i. Antäa: Antäopolis; s. 1. Th. S. 363, in der letzten Zeile, wo Antäus zu lesen ist. Diod. 1, 17, 21. — Oronopolis: Apollinis minor.

k. Mohn: Papaver somniferum. *Linn.* s. Halle's deutsche Giftpflanzen, S. 106 = 112.

l. Lykopolis: die Geschichte mit dem Wolf, s. Diod. 1, 88.

m. Pharaonsfeige: Ficus Sycomorus, vera. *Forsk.* l. c. p. 180 woraus die ganze Geschichte entlehnt ist. Die Definition der Frucht, so wie von einigen angeführten Pflanzen, ist nach Medicus Philosophischer Botanik mit kritischen Bemerkungen, 1. Heft, von den mannichfaltigen Umhüllungen der Saamen. Mannh. 1789. S. 184. Nr. 458.

n. Von der Gallwespe: Cynips sycomori, psenes, s. Hasselqu. it. p. 424. *Fabr.* spec. ins. 1. p. 405.

o. Man erzählte mir, daß der Urenkel des Ibrah. den Kanal bey Philake habe graben lassen: daher er noch heutiges Tages von den Arabern Bahr Jusef, der Kanal Josephs genannt wird. Eben so wird ihm die Erbauung von Arsinoe, jetzt Alfejum, die Verbesserung der dortigen Gegend, die Urbarmachung des Landes um den See Möris, ja die Austrocknung von ganz Niederägypten zugeschrieben. Maillet Th. 1. S. 115. rc.

p. Fang der Fliegen durch Weidenzweige: s. *Forsk.* l. c. p. 170. Salix aegyptiaca.

q. Großthonthea: Hermopolis magna, Mercurii civitas.

r. Oasis, s. oben Anm. 1, d. Paulus a. a. O. S. 111.

s. Kynokephalus: der erste: Simia Cynocephalos, caudata imberbis flavescens, ore producto, cauda recta, natibus calvis. Hundskopf. Der zweyte Sim. Inuus, ecaudata, natibus calvis, capite oblongo. Buschgott, Pan. Schreber Säugthiere I. S. 71. Taf. 5.

14. Reise nach dem Alabaster; Oekonomie; patriarchische Regierungsart. , Seite 444

Anmerk. Höhlen der Göttin Bubastis: Peos oder Speos Artemidos.

b. Ein gewisser Haasenklee: trifolium alexandrinum, *Forsk.* 139. Eine andere Art, trif. bicorne, wächst unter dem Steinklee, trif. melilotus. Schneckenklee: Medicago polymorpha. Mannaklee, hedisarum Alhagi.

c. Neben diesem Klee wächst, Colutea spinosa. Futterbohnen, vicia faba. — Nach Forskal.

d. Geschichte von Alabastronopolis: Erdichtung vom Verf. Plinius rechnet B. 37. Kap. 8. diese Stadt zu Thebais.

15. Rückreise; See Möris. , , Seite 471

Anmerk. Nephthea: Aphroditopolis. Kuhdienst: nach Vogel a. a. O. doch mit Hinsicht auf Anm. 7.

b. Ibis: tantalus Ibis *Linn.* tant. niger. Herod. 2. Hasselquist Reis. 248. Büffon Naturgesch. der Vög. 8, 14, 17.

c. Ichneumon: Viverra Ichneumon *Linn.* Schreb. Säugth. 3. S. 427. T. 115. Hasselq. Reise 191. *Maillet* 90. t. 88.

d. See Möris: Aeltere und neuere Reisende vereinigen sich in dem Lobe des Pharao, der dies Wunder aufstellte. Doch ungewiß ist heut zu Tage alles. S. Paulus a. a. O. S. 97 rc.

e. Champsea: Krokodilopolis, dann Arsinoe, vergl. Anm. 13, o. Das angeführte Mährchen von Erbauung der Stadt ist aus Diod. I. Kap. 89. von Möris überhaupt, Kap. 52. 53. Der angeführten Bäume geschieht bey Forskal Erwähnung.

f. Sihorea: Nilopolis.

16. Ankunft in der Residenz; Rhamses wird Feldherr. ; ; ; Seite 496

Anmerk. Memphis war schon mehrere Jahrhunderte die Residenz. Ein Satz, den Goguet zu bezweifeln scheint. „Es ist höchst wahrscheinlich, spricht er im zweyten Band von den Gesetzen, daß diese Stadt in den Jahrhunderten, die uns gegenwärtig beschäftigen, entweder noch gar nicht existirte, oder wenigstens keine Aufmerksamkeit verdiente. Homer, der mit großen Lobeserhebungen von Theben spricht, nennt Memphis nicht einmal. Diese Anmerkung ist dem Aristoteles nicht entgangen: und die Folge, welche er daraus zieht, ist um so richtiger, da man nicht nach Theben kommen konnte, als über Memphis. Dieses Urtheil scheint mir entscheidend, und bewegt mich zu glauben, daß man erst nach dem Zeitalter des Homers von Memphis zu reden angefangen habe.“ Indessen ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Goguet sehr voreilig geschlossen, und man doch immer mehr auf ein mündliches Zeugniß mehrerer übereinstimmender Geschichtschreiber, als auf ein bloßes Stillschweigen eines Dichters zu achten habe. S. Paulus a. a. O. S. 89. Eher kann ich ihm, wiewohl aus andern Gründen, in der Behauptung beystimmen: daß die Erbauung der Pyramiden nach dem Zeitpunkte geschehen sey, den wir gegenwärtig durchlaufen. Wegen der von Prof. Paulus a. a. O. S. 94, angeführten Schriften von Sam. Sim. Witte über den

Ursprung der Pyramiden, Leipz. 1789. und Vertheidigung des Verf. über die Pyr. von ebendems. 1792, verdient die unpartheyische Darstellung der Gründe für und wider die Behauptung: die ägyptischen Pyramiden seyen Werke der Natur, von Direkt Kuhn, in Commentat. philologic. ed. a *Ruperti* et *Schlichthorst*, Vol. II. Bremae 1794, nachgelesen zu werden.

b. Tempel des Ptha: des Vulkans.

c. Aus diesem Tempelsbezirk kommt man auf einen freyen Platz: Vom Vulkanstempel gegen Mittag war der prächtig geschmückte heilige Platz des Proteus mit einem Tempel, welcher der fremden Venus, oder, wie Herodot vermuthet, der Helena, des Tyndarus Tochter, nach andern dem Monde geheiligt war. Paulus a. a. O.

Einige besondere Bemerkungen.

Die Leser werden es wohl, ohne Erinnern des Verf., bemerkt haben, daß die Geschichte des Sesostris eine Art von pädagogischem Roman seyn soll. Der Verf. weiß dagegen nichts zu sagen, als daß er wünschte, daß die Ausführung völlig dem Werthe des Süjets und dem Vorsatz hätte entsprechen mögen. Aber leider, läßt ihn sein eigenes Gefühl besonders wegen des zweyten Theiles befürchten. Indeß wer kann gegen Unfälle. Die ersten Bogen waren abgeliefert, wurden gedruckt, der Verf. litte, wie alle seine geängsteten Landsleute, durch die Greuel der Verwüstung, die Laune war verstimmt, am Ende mußte er sich Zwang auflegen, und — ohne Freyheit gedeiht kein Geschöpf! Möchte doch der Leser deswegen das Gute, woran es denn doch auch nicht fehlt, um so mehr beherzigen, und dem Verf die Hoffnung gönnen, am Ende des dritten und letzten Theils sich wieder aufs herzlichste mit ihm ausgesöhnt zu sehen!

Hier kann ich nicht unterlassen, eine Bemerkung anzubringen, die ich erst gegen das Ende des zweyten Theiles machte. Ich bemerkte nehmlich, daß ich fast nach eben dem Plane arbeitete, den einer der größten, aber leider schon bald wieder vergessenen Pädagogen unserer Zeit entworfen hatte. Ich will die Hauptsätze davon im Auszuge hersetzen, und da, wo ich, wie es denn nicht anders seyn konnte, denn er redet von einem christlichen Prinzen und von neuer Zeit, und ich von einem heidnischen Pharao und von grauer Vorzeit, genöthigt war, abzugehen, es anzeigen.

„Der beste Hof ist ein schlimmer Ort zur Erziehung eines Prinzen. Ein Landhaus, wo alles, was er sieht, auch die Familien der Nachbarn, lehrreich wäre, ist rathsamer. Die Eltern können ihn mit sorgfältig gewählter und jedesmal gestimmter Gesellschaft oft — mir schien ein Incognito nothwendig zu seyn — besuchen, bis er in der Residenz ein Beysitzer und Mitgenosse weislich erdachter und methodisch ver-

staltheter Geschäfte werden kann. Ich habe gesagt: ohne Härte soll er erzogen werden. Das heißt nicht so viel, als ohne Beschwerlichkeit. Denn es steht ihm ja ein ehrenvolles, beschwerliches Leben bevor."

„Ueber die Wissenschaften eines Prinzen habe ich folgende Anmerkungen zu machen. Naturlehre und Naturbeschreibung nicht weiter, als es ihm dient, die Allvaterschaft Gottes sinnlich zu erkennen, auch zur Verbesserung seines Landes und zur Fürsorge für die Gesundheit der Menschen Vorschläge zu veranlassen und zu prüfen. Eine historische und geographische Kammer neben einander. Die Wände der ersten zeigen, sehr in die Augen fallend, die chronologische Ordnung aller Begebenheiten und Namen, die er merken soll. Aber umständlich erzählt oder vorgelesen werden immer zehen gute Thatsachen gegen eine schlimme von derselben Art. Die ganze Sittenlehre und Politik bey Gelegenheit dieser Geschichte. Die nöthigen Definitionen sittlicher Dinge werden bey diesen Erzählungen nachgeschlagen. — Eben dazu soll der letzte Abschnitt in der Lehre vom natürlichen Rechte dienen. — Die geographische Kammer hat, sehr groß und sinnlich, den Globus, die Welttheile und das Vaterland des Prinzen. — Der Verf. fand es gemäßer, seine Zöglinge sich erst auf kleinen Reisen in der wirklichen Welt umsehen zu lassen. — Schreiben, Rechnen, Dessiniren lernt er nach und nach, um sich die Ordnung und Vollkommenheit seiner eigenen Geschäfte zu erleichtern. Bey den mechanischen praktischen Wissenschaften lernt er gelegentlich so viel demonstrative Geometrie und Trigonometrie, als ihm nöthig ist. Von den optischen Wissenschaften und der Astronomie die bekannten Resultate mit Auslassung der schweren Beweise. Logik? Metaphysik? Wahrlich, hier ist genug davon für ihn, in diesem Buche. — Und die des Verfassers für seinen Zögling fangen mit S. 71. im ersten Theile an. — Schöne Wissenschaften und Künste? Er sehe, höre, lese, schreibe in Gesellschaft seines Freundes, der sie versteht und liebt. Soll er selbst sich nicht darinnen üben? In Nebenzeiten, wenn er will. Fremde Sprachen? Ach damit nicht gequält. Hat er Lust dazu, so unterrede ein starker Kenner derselben sich mit ihm im Umgange von Realitäten. In Religion keine Stunden! Eine gute Sammlung gemahlter oder vielmehr in Kupfer gestochener heiliger Geschich-

ten! Die Sachen dabey erzählt, und anfangs als bloß geglaubte und deswegen merkwürdige Sachen! Ins Herz dringende Sittensprüche, Warnungen, Verheißungen nur gelegentlich, wenn das Herz geöffnet ist." Basedow Examen der allernatürl. Relig. S. 66.

In Absicht des letzten Punkts fehlten die Kupfer. Der Verfasser nahm daher zu Symbolen seine Zuflucht, und erzählte bloß historisch; freylich nach einer vorgefaßten Lieblingsmeynung, die jedoch auch andere haben. Denn „die alten Aegyptier verehrten vielleicht Gott erhabner, als der heutigen Menschen Verstand reicht; und wir sind gegen sie, was unsre Häuslein gegen ihre Obelisken und Pyramiden." Ardinghello.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Noch bittet der Verfasser Folgendes in dem ersten Theile zu berichtigen.

Seite 5 Zeile 8 nach Geschichte zu lesen: denn was ist hier wahr?

— 12	— 3	Nur, statt nun.
— 13	— 20	häuslichen st. äußerl.
— 106	— 1	2 st. 1655. oder noch besser, die Jahrzahl ganz hinwegzulassen; man weiß ja doch nichts Gewisses.
— 133	— 16	Hülfe st. Halse.
— 158	— 11	sonst st. so.
— 189	— 23	Beinen st. Bienen.
— 190	— 11	Fruchtknoten st. knochen.
— 210	— 2	einmahl st. niemahl.
— 221	— 14	vor st. von.
— 222	— 17	daselbst st. selbst.
— 226	— 20	den st. der, Z. 21 ihn st. ihr.
— 284	— 3	ansetzen st. ansehen.
— 367	— 12	ist nach können einzurücken: entflammt wurde.
— 416	— 10	hat st. hatte.
— 445	— 22	vom st. von.
— 471	— 13	Anmerk. 34, d st. f.
— 490	— 5	c st. b.
— 504	— 31	des ersten Buches.
— 505	— 2	ein st. im.
— 519	— 23	ist zu lesen im 3. Heft, 2. B. und in der untersten Zeile Reinhold wegzustreichen.

Die übrigen geringeren Druckfehler lassen sich leicht verbessern. Nur will der Verfasser erinnert haben, daß nach seiner Orthographie überall gingen, hingen, Aegyptier ꝛc. statt giengen, hiengen, Aegypter ꝛc. zu lesen sey.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röhling, Johann Christoph, 1757-1813 / Schnorr von Carolsfeld, Veit Hans Friedrich, / Böttger, Johann Gottlieb

Sesostris, Pharao von Mizraim Eine Geschichte der Urwelt

Bd.: 2

Bremen 1797

P.o.germ. 1174 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117285-3
VD18 80029876